

Wilhelm BRUNGARDT
SEBASTIAN BAUER

(Historischer Roman)

I. TEIL

Erstes Kapitel

KATRIN LINNEBERGER

Der Siebenjährige Krieg in Deutschland hatte auch Langenreuth heruntergebracht. Die Bauern hatten kein Vieh mehr, die Handwerker keinen Verdienst. Die Dorfmusikanten Konrad Bauer und sein Sohn Sebastian, man nannte ihn einfach Seb, waren ganz und gar überflüssig geworden. Selten nur wollten die Leute in dieser Zeit tanzen, und die wenigen, die Lust dazu hatten, hatten kein Geld für die Musik. Mit schwerem Herzen entschied Sebastian Bauer, Langenreuth zu verlassen. Seine Eltern waren dagegen. Sie hatten Angst, er könnte in der Fremde verlorengelangen. Doch noch schwerer war es für Seb, sich von seiner Tanzpartnerin, der liebevollen Marie, zu trennen. Seiner Mutter weinte; er war ihr ältester Sohn, und das erste ihrer Kinder, das in die Fremde zog. Beim Abschied belehrte der Vater seinen Sohn:

„Sei fleißig und verzage nicht, wenn es schwer wird. Hilf denen, die Hilfe brauchen, und dir wird auch geholfen. Grolle nicht, wenn dich jemand beleidigt. Sei nicht ohne Furcht: Der furchtlose Mensch ist immer in großer Gefahr.“

Sebastian eilte fortzukommen, um die Schwermut vom Abschied loszuwerden. Pläne für sein Leben in der Fremde hatte er nicht, nur ein festes Vorhaben, den Mut nicht zu verlieren und nicht enttäuscht und hilflos zurückzukehren. Vor allem wollte er den Rhein erreichen. Er hatte oft gehört, daß es an dem großen Strom lebhaft und fröhlich zugehe.

Seb ging nicht gleich geradeaus, sondern machte einen Umweg durch das Neckartal, das ihm nahe am Herzen lag. So manches unvergeßliche Erlebnis hatte er hier als Kind und Jüngling gehabt. Es war ihm, als müsse er dem Fluß das Gelöbnis geben, daß er in der Fremde ehrlich und tapfer mit allen Gefahren ringen und als Sieger heimkehren werde. Nur kurze Zeit blickte er auf das grüne Neckartal, dann kehrte er um und ging eiligst fort. Ganz plötzlich und unerwartet stand Marie vor ihm. Sie schaute Seb sanft und treuherzig an.

„Gehst du fort, Seb?“ fragte sie. „Ja, wie du siehst, hab den Sack auf dem Rücken.“

„Kommst auch wieder?“

„Gewiß.“

„Bald?“

„Wie es sich schickt. Wenn man auszieht, weiß man nicht, wann man heimkehrt. In ein paar Jahren werden ja bessere Zeiten kommen, dann kann man sich zu Hause festsetzen.“

„Dann adé, Seb, viel Glück auf deiner Wanderschaft!“

Seb zog von Ort zu Ort. Er spielte überall, wo Menschen waren, auf dem Marktplatz, an den Straßen, vor Kirchen und Kapellen. Es gab aber seinesgleichen so viele, daß nur wenig Belohnung von den Leuten zu erwarten war. Viele Menschen waren der Musik auch gar nicht geneigt. Sie wandten sich mürrisch ab oder fluchten böse über das Gefiedel, welches ihre Nerven nicht vertragen konnten. So kam Seb nach Koblenz am Rhein.

In die Stadt zog er mit Spiel ein. Seb spielte das Allerbeste, was er konnte: Tänze, Melodien von Liebeswehen, Trauer und Leid, von Sehnsucht, Mut und Tapferkeit. Spärlich waren die Münzen, die man ihm gab. Die Zuhörer waren gleichgültig, als spürten sie gar nicht sein eifriges Bemühen, ihre Herzen zu gewinnen. In einer finsternen Herberge, bei einem mürrischen Wirt fand Seb Nachtquartier. Am Morgen begab er sich mit der Geige in die Stadt und kehrte am Abend in die Herberge zurück. Viele in Koblenz kannten schon den ernstesten und fleißigsten Spielmann. Untereinander lobte man den jungen Geigenspieler. Aber nicht so sehr

sein Spiel, mehr sein Äußeres und sein frommes Gemüt, welches besonders den Müttern zusagte, die Freier für ihre Töchter suchten. Oft vergaß Seb, daß er wegen der kleinen Belohnung, die er bekam, für die Leute spielte. Er lebte und schwebte in den Tönen, die er seiner Geige entlockte. Einmal rief sogar ein Knabe aus der Zuhörermenge:

„Der Spielmann schläft!“

An einem Morgen hörte Seb Geigenmusik, wie er sie noch nie gehört hatte. Vor der Liebfrauenkirche spielte ein Mann so zart und rein, daß Seb verwundert Mund und Ohren aufsperrte. Um den Spielmann standen viele Menschen. Als er sein Spiel beendet hatte, gab ihm Seb einen Taler von seinen Ersparnissen.

„Meister“, fragte Seb den Spielmann, „kommen Sie von weit hierher?“

„Hierher aus Bonn.“ Der Angeredete erkannte in Seb an der Geige auch einen Straßenmusikanten. Er war freundlich zu ihm und sagte weiter: „Soviel ich weiß, stamme ich aus Thüringen. Schon acht Jahre führe ich dieses unstete Leben. Es geht doch im Reich durcheinander wie in einem zerstörten Ameisenhaufen. Viele Leute suchen nach einem Heim, das sie im Krieg verloren haben. Soviel Menschen haben immer noch Elend und Not zu ertragen. Das ganze Unglück hat über die Menschen der Preußenkönig, der tolle Fritz, gebracht.“

Seb erinnerte sich, daß auch sein Pate Stefan behauptete, daß an dem Krieg der Preußenkönig Friedrich II. schuld gewesen sei.

„Ist Friedrich II. wirklich so ein böser König?“ fragte Seb.

„Ganz bestimmt. Sein Vater, König Wilhelm, wollte ihn, als Friedrich noch ein Bub war, schon erhängen lassen. Doch das Vaterherz hat dem Sohn wieder verziehen, dafür mußten jetzt die Deutschen leiden.“

„Meister, ich möchte Ihren Namen wissen.“

„Martin Müller. Man ruft mich Müller — Martin nore ich selten.“

Seb redete ihn beim vollen Namen an und sagte, daß er auch auf der Suche nach seinem Glück aus Langenreuth vom Neckar hierher kam. Er fragte Müller, ob er in der Stadt längere Zeit verbleiben werde. Müller erklärte, er habe sich einem Trupp Wanderer angeschlossen und ziehe in einigen Tagen von hier fort. Er fügte noch hinzu, er gehe ungern von hier weg, wegen Liebfrauenmilch, dem guten Wein, den man hier ausschenkt.

An einem Morgen, als Seb ausgehen wollte, hielt ihn der Schwarze Jakob, sein Herbergswirt, auf und sagte:

„Bleib im Haus. Kannst deinen Spielkasten auf immer weglegen.“

Das starre Gesicht des Wirtes war heller geworden, und auch seine kleinen spitzen Augen leuchteten heiter.

„Verstehe nicht, Herr Wirt, was Sie von mir wollen?“

„Das kannst du nicht erraten.“ Der Schwarze Jakob lächelte zufrieden. „Du wünschst dir, in einer hellen Stube im Federbett zu schlafen und dich immer satt zu essen.“ Der Wirt lachte wieder. „Unmöglich, nicht wahr?“

Seb schaute den Wirt erstaunt an. Hatte doch der Schwarze Jakob ihn immer feindselig und mißtrauisch angesehen. Was sollte heute sein zutrauliches Benehmen bedeuten?

„Herr Wirt“, sagte Seb ernst, „sagen Sie, was Sie von mir wollen. Ich habe keine Zeit und auch kein Verlangen, Rätsel zu raten.“

„O Bub!“ sagte der Schwarze Jakob, „du bist grob. Auf solch eine Art kannst du was Großes verlieren.“

„Sagen Sie geradeheraus, was Ihnen auf der Zunge brennt.“ Das Gesicht vom Schwarzen Jakob erstarrte wieder, er schaute Seb scharf an und sagte zu ihm:

„Höre, Bub! Ich werde eine Seifensiederei eröffnen. Nach Seife ist große Nachfrage. Bei diesem Geschäft werde ich nicht wenig aufstecken.“ Der Wirt schwieg in Erwartung, was Seb dazu sagen wird.

„Und was habe ich damit zu tun?“ fragte Seb.

„Die Sache ist die: Ich brauche starke Arbeitshände für die Siederei, und die hast du.“

„Da werden wir uns nicht einig, Herr Wirt.“

„Doch, wir werden uns einig. Du wirst meine Tochter Anna heiraten. Da bekommst du eine helle Stube und satt zu essen. Wenn das Geschäft gut läuft, bekommst du deinen Batzen davon. So sind wir doch schon einig?“

„Ist Ihre Tochter Anna einverstanden, mich zu heiraten?“

„Ich habe doch keine Tochter großgezogen, die gegen meinen Willen wäre.“

„Ist das alles, Herr Wirt, was Sie mir zu sagen haben?“

„Ist das nicht genug und aller Ehre wert?“

„Dann adé. Ihre Tochter gefällt mir nicht. Suchen Sie einen Mann für sie, dem sie gefällt. Sie ist es wert.“

Seb schickte sich an, fortzugehen.

„Halt!“ schrie der Schwarze Jakob. „Du hast mich wahrscheinlich nicht verstanden. Ich will dir zu Vermögen verhelfen. Du kannst am Ende auch noch Bürger werden, ich spaße nicht. Was ich dir sage, ist mein voller Ernst.“

Seb war wieder auf der Straße. Er dachte an Marie und an sein Vaterhaus in Langenreuth. Die Stadt war ihm jetzt schon nicht mehr so unbekannt und fremd wie am Anfang, als er unsicher durch die engen Gassen wanderte. Viele Häuser mahnten ihn schon heimisch an. Auch begegnete er bereits Menschen, die zu ihm freundlich waren. Es schien ihm, als lechzten die Leute, so wie auch er, nach Freude, Liebe und Glück. Vielen von ihnen konnte man es von den Gesichtern ablesen, was für eine Gemütsstimmung sie hatten. Ein Spielmann ist ein Menschenkenner. Er sieht es den Zuhörern an, wie die Musik auf sie wirkt. Ein böses Herz verträgt kein süßes zartes Spiel. Musik ist nicht für böse Menschen. Dem Spielmann hören meistens Leute mit guten Herzen zu.

In einigen Tagen wollte Seb Koblenz verlassen. Er hatte schon etwas Geld gespart, und es schien ihm gar nicht so schwer, durch die Welt zu kommen, wie er es sich am Anfang vorgestellt hatte. Meister Müller kam ihm nicht aus dem Sinn. Er wünschte sich, so gut Geige spielen zu können, wie Müller spielte. Warum Müller nicht am Hofe spielt? Ihn sollte man mit Gold überschütten für so ein wunderbares Spiel. Auch wünschte er sich, Müller noch einmal zu begegnen.

Seb spielte vor der Florinskirche. Hier auf dem stillen Platz benahmen sich die Leute andachtsvoll und sanftmütig. In der milden und reinen Luft, in der Nähe von hohen schweren Steinmauern, klang die Geige viel heller und zarter als in den dumpfen Gassen der Stadt. Seb spielte mit voller Hingabe und achtete wenig auf die ihn umgebenden Zuhörer. Als sein Spiel zu Ende war, stellte sich ein Bub vor ihn und schaute ihn aufmerksam an. Es war ein junger knorriger Mensch in Bürgerkleidung.

„Du bist aus dem Schwabenland? Vom Neckarstrom?“ fragte er. Seb war verlegen.

„Woher kennst du mich?“

„Ich bin schon viel herumgekommen und kenne die Leute an den Manieren und Kleidern.“

An Seb wandte sich jetzt ein halbwüchsiges Mädchen, überreichte ihm einen Taler und sagte:

„Von Jungfer Katrin ein Lob und das Geld für Ihr Spiel.“

Das Mädchen zeigte auf eine junge weibliche Gestalt, die Seb anmutig ins Auge gefaßt hatte. Er fühlte, daß es ihn heiß durchrieselte und daß er zur Jungfer Katrin hingehen und sich für die Belohnung bedanken müsse.

„Jungfer, darf man mit Ihnen reden?“ fragte Seb.

„Hab nichts dagegen“, war die Antwort.

„Ihre Bezahlung für mein Spiel ist viel zu hoch, darum will ich mich für das Rausgeld bei Ihnen herzlich bedanken.“

Katrin verzog den Mund zu einem liebevollen Lächeln.

„Sie sprechen wie ein Bankier. Von solchem Rausgeld habe ich noch nichts gehört.“

Seb und Katrin standen voreinander und schauten sich freundlich an. Beide waren so gerührt, daß keiner wußte, was er dem anderen sagen sollte. Katrin kehrte um und gab mit dem Blick zu verstehen, daß Seb ihr folgen soll. Langsam entfernten sich die beiden von dem Platz.

„Wie heißen Sie, Spielmann?“ fragte Katrin. „Sebastian.“

„Der Name gefällt mir. Sind Sie von weit zu uns gekommen?“

„Von Langenreuth am Neckar.“

„Oh!“ sagte Katrin erschrocken. „Dort, erzählt man bei uns, wimmelt es von Räubern. Wie kamen Sie den weiten Weg heil durch?“

„Die Räuber waren diesmal sehr vorsichtig. Sie hielten sich gut versteckt.“

„Und Sie haben nicht einen einzigen zu Gesicht bekommen?“

„Doch, den Hauptmann, den Hiesel. Doch dieser ist so schnell verduftet, daß ich ihn nicht kriegen konnte.“

Katrin schaute Seb verwundert an. Ein Spielmann wollte einen Räuberhauptmann fangen. Vielleicht hatte Katrin im geheimen den Verdacht, daß Seb selbst ein Räuber sei.

„Und wo ist Ihnen dieser Räuberhauptmann begegnet?“ fragte Katrin.

„Das war an einem Ort am Neckar. In dem Städtchen erschien ein junger Mann, herrschaftlich gekleidet. Er ging friedlich in der Stadt umher und sagte, er erwarte seinen Freund, der hier durchreisen werde. Auf dem Marktplatz im Menschaufmarsch schrie plötzlich ein Weib: ‚Gott im Himmel, steh mir bei! Das ist ja der Hütejunge, Klostermeyers Matz, der Hiesel.‘⁴ Das Weib zeigte auf den fremden Mann. Bis die Leute sich vom Schrecken erholt hatten, war der Mann nicht mehr da. Viele, und auch ich, suchten nach ihm. Aber es war vergebens. Jemand hatte den Hiesel schon sicher versteckt.“

„Hier“, sagte Katrin, „fürchtet man sich vor den Räubern. Man sagt, sie seien kühn und tapfer und scheuen den Tod nicht im geringsten.“

„Das ist Unsinn. Die Räuber haben immer große Angst um ihr Leben.“

Katrin blieb plötzlich stehen und schaute Seb zutraulich mit warmem Blick an.

„Dort“, sagte sie und zeigte auf ein graues Haus am Anfang der Gasse, „steht unser Haus. Ade, Seb, ich muß gehen.“

„Ich begleite dich bis ans Haus, Katrin.“

„Nein. Das darfst du nicht. Mein Vater kann Spielleute nie nicht leiden.“

„Warum?“

„Vater sagt: Spielleute wären Strolche und täten die Leute verblenden.“

„Da dürfen wir uns also nicht mehr treffen?“

„Seb, wirst du für immer bei uns bleiben?“

Ohne es zu wollen, seufzte Seb.

„Ich bin ein Wanderer.“

„Wenn sich aber in unserer Stadt etwas an dein Herz hängt?“

„Dann wäre ich kein Wanderer.“

„Und wenn aber doch?“

Seb fühlte, daß er unschlüssig wurde. Er verstand nicht, was mit ihm geschehen war. Vor kurzer Zeit hätte er auf diese Frage entschieden antworten können.

„Wenn es soweit kommt, werde ich schon einen Entschluß fassen.“

„Seb, komm zu mir, wenn es dunkel ist. Dort, das zweite Fenster am Ausbau, ist meine Stube. Ich werde am Fenster sein.“

Katrin drückte Seb die Hand und ging fort. Sie hatte nun mit dem schönen Spielmann gesprochen und war ganz von Erregung erfaßt. Sie fühlte, daß auch Seb in Neigung zu ihr brannte. Seb schaute ihr nach, bis sie seinen Augen entschwand.

Katrins Eltern, Philipp und Marget Linneberger, stammten aus einem Handwerkergeschlecht. Vor dem Krieg beschäftigte Philipp Linneberger in seiner Hutmacherwerkstätte drei bis vier Gesellen und noch einen Handlanger. Die Familie hatte einen guten Stand und brauchte über ihre Lage nicht zu klagen. Der Krieg hatte sie ruiniert. Jetzt wirkte Philipp allein mit seiner Familie in der verarmten Werkstatt. Die Wolle war teuer und schwer zu kaufen, die Nachfrage nach Hüten gering. Die Kaufleute hatten wenig zu tun. Der noch bestehende Handel war in den Händen der Wucherer.

Seb kehrte zurück an die Florinskirche. In ihm brannte die Aufregung. In seiner Vorstellung tauchte immer wieder Katrin auf. Er war kaum auf dem Platz angekommen, da stand auch der knorrige Bub, der ihn vorhin angesprochen hatte, wieder vor ihm.

„Ich wollte mit dir über etwas Wichtiges sprechen“, sagte er ernst, „aber du hast dich so schnell an den Weiberrock gehängt, daß ich nicht dazu kam, mit dir zu reden.“

Seb schaute den aufdringlichen Buben schief an. Er erinnerte sich an den Schwarzen Jakob. Ob vielleicht dieser eine Ledergerberei aufmachen will?

„Sag erst mal, wie du heißt, denn ich weiß nicht, wie ich dich anreden soll.“

„Sebastian Bauer“, murrte Seb.

„Ich heiße Willem Bach.“

„Und was willst du von mir?“ fragte Seb schroff.

„Seb, sei nicht böse. Ich bin auch so ein Landstreicher wie du. Nur habe ich keine Geige. Ich bin Schmied, doch ohne Hammer und Amboß. Die ganze Rhein- und auch die Moselgegend habe ich durchwandert. Außer betteln und stehlen fand ich keine Beschäftigung. Überall sind die Leute arm, und die Schmieden liegen still, weil es keine Besteller gibt.“

„Ich kann nicht klagen. Meine Geige ernährt mich und gibt mir auch Nachtquartier.“

„Was ist das schon für einen starken Buben: Vor einem Trupp Gaffer stehen, die mehr aus Neugier als aus Labung an deinem Spiel bei dir weilen.“

„Dafür habe ich selbst Vergnügen an meinem Spiel.“

„Da hast du Glück. Ich würde auch gern hämmern, für mich ist der Ton vom Hammerschlag auf den Amboß der schönste Klang. Bis jetzt konnte ich es nicht soweit bringen.“

Willem sprach so zutraulich, daß Seb ihm glaubte und von Mitgefühl gerührt war.

„Und jetzt“, sagte Seb, „willst du dich hier in dieser Stadt niederlassen?“

„Hier ist nichts zu erreichen. Die Franzosen haben die Stadt ausgeleckt wie ein hungriger Hund seine Schüssel. Außerdem ist die Stadt so dicht bewohnt, daß man sagen kann: einer lebt und zwei warten auf seinen Tod.“

Seb fragte: „Und wohin führt jetzt dein Weg?“

„Eben das wollte ich dir sagen. Nach Rußland.“

Erstaunt schaute Seb Willem an. Sollte er glauben, daß der Bettler auf einmal so kühn wäre und sich ein so großes Ziel steckte, oder hat er sich in dem Buben getauscht, daß er vielleicht einen Schwindler vor sich hat. Seb sagte teilnahmslos:

„Du willst dich also jetzt nach Rußland durchbetteln?“

„Das gerade nicht. Man wird mich umsonst hinfahren und auch beköstigen.“

Willem sah, daß Seb auf seine Worte aufmerksam geworden war. Er zog Seb zur Seite und erzählte ihm, daß am Rheinufer ein Werber aus Rußland sei. Es hätten sich schon viele Menschen zur Auswanderung nach Rußland anwerben lassen. Der Werber beköstigt die Angeworbenen und zahlt auch Vorschuß an Geld aus. Wenn eine Ladung für eine Schachtel beisammen ist, geht es ab nach Lübeck und von dort mit einem Seeschiff nach Petersburg.

Seb schaute Willem fest und forschend an. Er wollte noch zusätzlich etwas hören, woraus er die Wahrheit von dieser sonderbaren Mitteilung entnehmen könnte.

„Und was sollen die Angeworbenen in Rußland sein? Soldaten?“ fragte Seb. Willem schüttelte entschieden den Kopf. Er lachte sogar etwas höhnisch über diese Frage.

„Die Angeworbenen werden in Rußland ganz freie Menschen sein, brauchen hundert Jahre keine Soldaten stellen und werden den Schutz des Reiches genießen.“

In Nachdenken versunken, versuchte Seb sich alles in Erinnerung zu rufen, was er von Rußland wußte: Ein überaus großes Land, weit von Deutschland, mit Schnee bedeckt. Im Winter die Kälte so stark, daß die Vögel im Flug erfrieren. Sebs Pate Stefan hat im österreichischen Heeresdienst Russen in der Schlacht bei Kunersdorf kennengelernt. Ruhige, gehorsame und tapfere Menschen, so kamen dem Paten die Russen vor, mit denen er auf einer Seite gegen das Heer des Preußenkönigs kämpfte.

Willem schien es, als hätte Seb doch Mißtrauen gegen seine Worte, und er sagte:

„Komm hin, am Rheinufer in einem Warenlager haben wir unseren Sammelplatz. Dort kannst du alles genau erfahren. Unter uns ist ein gelehrter Studiosus. Er erklärt gern alles. Auch ein großer Meister im Geigenspul ist bei uns. Er sagt, er hätte bei Hof des Landgrafen Friedrich in Kassel gespielt.“

„Ich komme, erwarte mich“, sagte Seb entschlossen. Langsam und bedächtig erhob Seb seine Geige und begann zu spielen. Um ihn versammelten sich Zuhörer. Sie lauschten ruhig seinem Spiel. Keiner sagte ihm, daß er schlecht spiele. Seb aber fühlte, daß seine Gedanken und Sinne nicht beim Spiel waren. Ihm war es so, als ob seine Wanderlust zu schwinden begann, und dieses schon am Anfang des Weges. Sein Vater hatte ihn vor der Abreise gewarnt: „Laß dir in der Fremde nichts ans Herz wachsen.“

Am Abend ging Seb zu Katrin. Sie bemerkte ihn sofort in der Dunkelheit, und im nächsten Augenblick war sie bei ihm. Die beiden suchten sich einen stillen Winkel, wo sie ungestört sein konnten. Katrin war guter Stimmung. Sie benahm sich wie bei ihrer Begegnung mit Seb am Tage: sanftmütig und liebevoll. Dagegen war Seb niedergeschlagen. Ihn quälte der Gedanke, nach Rußland zu gehen, wobei Katrin ihm jetzt im Wege stand. Er fühlte, daß Katrin sich ihm ergeben hat, und er war auch ganz in Katrins Händen. Nach langem Schweigen sagte Seb:

„In einigen Tagen gehe ich fort von hier.“

Auf diese so verhängnisvollen Worte antwortete Katrin ruhig, als wäre nichts dabei:

„Ich gehe mit dir.“

„Ich gehe weit, aus Deutschland fort“, erklärte Seb.

„Ich auch“, war Katrins Antwort.

Seb erklärte, daß dieses unmöglich sei, da er keine Mittel habe, eine Frau zu ernähren. Und dann noch: Katrins Eltern werden nie und nimmer ihre Erlaubnis geben, daß ihre Tochter sich mit einem Landstreicher verbinden werde. Sie werden Katrin Unbesonnenheit nachweisen, und ihre Gefühle zu Seb werden sich verziehen wie Nebel in der Sonne. Katrin hörte verständnisvoll zu und sagte darauf:

„Seb, ich bleibe bei dir: Wohin du gehst, gehe auch ich.“

Seb küßte Katrin auf ihren heißen Mund. Er spürte dabei nicht die geringste Lusternheit. Ihn erfüllten Dankbarkeit und Liebe zu Katrin, mit der er jetzt seine geheimsten Wünsche zu

teilen bereit war. Ohne Katrin gab es für Seb schon keine Gedanken mehr über die Zukunft. Solch eine mächtige Gewalt hatte Seb über sich noch nie im Leben verspürt.

Am anderen Morgen ging Seb wie gewöhnlich mit der Geige aus. Er besuchte die Stellen, wo man ihn vorher gut empfangen hatte, wo ihn die Leute schon kannten. Er spielte alte Weisen. Und doch kam ihm alles anders vor: Menschen und Häuser machten auf ihn einen anderen Bindruck als vor ein paar Tagen. Seb fand keine Ruhe. Er eilte auf den Platz vor der Florinskirche. Mit Hingabe spielte er hier seine schönsten Melodien. Aber nur mit Gewalt verscheuchte er alle anderen Gedanken, die sich ihm aufdrängten. Und sein Auge suchte unaufhörlich nach Katrin. Allein der Gedanke, daß er sie unter den Zuhörern erblicken könnte, durchströmte ihn mit heißer Erregung.

Ganz unerwartet brach Seb sein Spiel ab und ging geradewegs zum Rheinufer. Es war ihm eingefallen, daß er Willem versprochen hatte, die Auswanderer zu besuchen. Es war nicht schwer, sie zu finden. Das Ufer war fast leblos. Die Lagerräume waren außer Gebrauch, und auch viele Barken und Boote lagen fest am Pfahl. Sie waren nur noch Zeugen dafür, daß sie hier einstmals bessere Zeiten gekannt hatten. Diese Wasserfahrzeuge brachten Güter flußauf und - ab zurecht: Von dort, wo sie erzeugt wurden, dorthin, wo man sie verkaufen konnte. Das war in den Zeiten, als am Rhein Frieden war. Leider dauerten diese Zeiten an dem schönen deutschen Fluß nicht lange.

In dem düsteren Raum, wo sich die Auswanderer befanden, hatten die Franzosen während des Krieges Pferde stehen. Es roch nach Pferdeschweiß und Mist. Seb ging langsam in der steinernen Grotte vorwärts und schaute sich aufmerksam um. Überall waren Menschen. Sie saßen auf ihren Bündeln oder auf Steinbänken gelassen, untätig, halbschläfrig und scheinbar sorglos. An einer Stelle spielte man Würfel. Eine andere Gruppe unterhielt sich über den Tod des Kaisers Franz, wovon man eben erst erfahren hatte. Da waren Männer verschiedenen Alters, die verschiedenen Ständen angehörten, nach dem Äußeren zu urteilen. Bauern, Handwerker, Bürger und auch manche Soldaten. Die Witwe Katarina Braun aus Biber hatte vier unmündige Kinder bei sich. Konrad Hergert aus dem Saarland sagte, er wäre ein Meister im Glockengießen.

Seb konnte seinen Bekannten, Willem Bach, nicht finden. Als Seb die Leute nach ihm fragte, sagten sie: „Dieser unruhige Geist ist bald hier bald dort und wenig an seinem Ort.“ Seb fragte nach dem Studiosus, von dem er brk arungen über die Auswanderung nach Rußland hören wollte. Der gelehrte Jüngling war da. Man sah es ihm an, daß er studiert hatte und auch mit seiner Weisheit nicht. Von Rußland sagte er: Es sei ein großes Reich mit geeignetem Land zum Wohnen und mache nach der Größe wenigstens ein paar Dutzend Deutschland aus. Der Winter sei lang und kalt, der Sommer kurz und mäßig warm zeitweise sogar heiß. Im Reich sei viel Wald. Das ganze Reich wird von einem Thron regiert.

Seb fragte den Studiosus:

„Kann ich als Deutscher aus Deutschland weggehen?“

Der Studiosus antwortete auf diese Frage geläufig:

„Die Hessische Regierung hat die Auswanderung verboten. Auch die Fürsten der anderen Länder sind gegen die Auswanderung. Wir aber werden den Willen der Fürsten nicht befolgen.“

Seb war mit dem Studiosus ganz einverstanden. Er wollte aber seine Meinung bewiesen haben. Und er widersprach:

„Der Gewalt der Fürsten kann man entgehen. Doch vor seinem Gewissen und seiner Ehre fliehen, das ist schwer. Ein Deutscher ist verpflichtet, für Deutschland zu leben und zu sterben.“

Der Studiosus schwieg. Sebs Worte hatten ihn zweifellos überrascht. Doch in einigen Augenblicken hatte er sich schon wieder gefangen. Er erklärte:

„Hier in Deutschland sind Sie Deutscher und Untertan des Deutschen Reiches, in Rußland werden Sie Deutscher und Untertan des russischen Reiches sein. Hier müssen Sie für Deutschland stehen, dort für Rußland.“

„Also wie ich Ihre gelehrten Worte verstehe, kann man das Vaterland wechseln wie die Schuhe an den Füßen und immer dorthin gehen, wo es für einen am vorteilhaftesten ist“, bemerkte Seb.

Der Studiosus wußte sich nicht richtig zu helfen. Er begann damit, daß die Fürsten, die das Volk im Zaum halten, ihm Beispiel in Ehre und Pflicht sein müßten, beständig aber dem Reich die Treue brechen. Kurfürst Georg Ludwig von Hannover hat Deutschland verlassen und ging als König nach England. Er nahm noch ein Stück Deutschland, Hannover, für England mit. Das ermöglichte England, seinen Krieg mit Frankreich um Land in Amerika in Deutschland auszufechten. Dieser Krieg ruinierte im Verlaufe von sieben Jahren Deutschland beträchtlich. Der Preußenkönig Friedrich II. führte seine deutschen Soldaten gegen die deutschen Soldaten des Kaisers, um die Oberherrschaft über Deutschland zu erringen. So starben Deutsche für das Unglück Deutschlands. Der Landgraf Friedrich von Hessäfl-Kassel hat Tausende Deutsche an England verkauft, wo diese im Krieg für England starben.

Seb widersprach nicht mehr. Und warum auch? Er hatte schon beschlossen, nach Rußland auszuwandern und Katrin mitzunehmen. Weit im fremden Land in einer wilden Gegend wollte Seb mit Katrin in einer Hütte ein neues Leben beginnen.

Seb schlenderte durch den Raum und hielt Umschau nach Willem. Vielleicht wird der ihm einen guten Rat geben können? Denn Katrin mitzunehmen, war nicht so einfach.

Unverhofft stieß er auf den Geigenspieler, Martin Müller. Müller erkannte Seb. Er teilte ihm mit Freude mit, daß er heute schon ein beträchtliches Maß Liebfrauenmilch getrunken und auch einen Krug von diesem Wein auf den Weg besorgt hatte. Er sagte, wenn er noch einmal zu entscheiden hätte, tat er wegen, diesem Wein noch eine Zeitlang in Koblenz bleiben. Man sah es Müller deutlich an, daß er einen Rausch hatte. Er lächelte heiter und grübelte gewiß nicht über seine Zukunft.

Vor Seb erschien Willem. Mit gespreizten Armen schrie er freudig:

„Sebastianus! Ich wußte, daß du kommen wirst. Meine Gefühle trügen mich nicht. Ich bin wie ein Amboß: auf jeden Schlag gibt er einen Ton. Nach dem Ton kann man den Schlag bestimmen. So fühle ich auch, was im Menschen schlägt, wenn ich mit ihm verkehre.“ Willems Gesicht strahlte vor Freude. „Hast du dich aufschreiben lassen?“ fragte er. Seb schüttelte verneinend den Kopf. „Hast du mit dem Studiosus gesprochen?“ Seb nickte. „Na und? Ach ich weiß schon. Die schöne Jungfer... Ja, sie ist es wert. Aber das Jungfernzeug hängt sich heutzutage an uns Buben wie reife Kletten an die Hosen. Es sind ihrer viele, unserer aber... Rechne nur, wieviel Buben sind im Krieg umgekommen, und wieviel sind bei den Räubern. Des Hiesels Bande zählt tausend Mann. Da gibt es noch die Banden des Krummfingers, Stülpners, Bötgers, Hanickels und noch andere. Und wievielen geht es wie dir und mir, die umherstreichen und nicht heiraten, weil sie kein Dach über dem Kopf, keinen Herd und kein warmes Bett für die Frau haben. So leben und warten Tausende Jungfern auf Freier. Und sie sind wie Blumen: Wenn sie mal blühen, dann leben sie in Sorgen, daß sie verblühen und nicht gepflückt werden.“

Seb hörte geduldig zu, aber all dieses konnte ihn nicht von Katrin losreißen. Das fühlte auch Willem.

„Dann nimm die Jungfer mit, wenn du dich nicht von ihr trennen kannst. Das Geschöpf ist schön und wird unseren Wandertrupp zieren.“

Seb sagte, daß er Katrin heiraten und nach Rußland mitnehmen wird.

Am Eingang des Raumes schrie wütend eine Männerstimme:

„Lumpenzeug ist hier zusammengekrochen, um vor seinen Landesherrn auszureißen! Wofür haben eure Fürsten euch ihren Boden unter die Füße und ihren Himmel euch über den Kopf gegeben? Die Fürsten brauchen Soldaten, und da wollen junge Bengel ausreißen in ein fremdes Land. Ob unter euch Lumpen nicht auch Fahnenflüchtige sind? Schnell auseinander, ehe es zu spät ist!"

Willem schrie aus vollem Halse:

„Bringt den Kerl zum Schweigen!"

„Ach so!" schrie der Wütende, „da wird gedroht! Wie könnt ihr es wagen, gegen einen Ratsherrn vorzugehen? Noch einmal im guten: Fort von hier, oder ich hole Leute, die euch in den kalten Turm bringen, um euch Gehorsam beizubringen."

Willem und Seb standen schon neben dem Ratsherrn. „Jetzt reicht's", sagte Willem. Er ergriff den Ratsherrn und drückte ihm die Arme fest an die Brust. Der Mann stierte erschrocken um sich. Rings um ihn hatte sich ein fester Ring aus Männern geschlossen. Sie starrten ihn drohend an. Willem drückte ihn auf eine Steinbank:

„Bleib hier sitzen und muckse nicht. Uns kriegt ihr nicht. Wir gehen weg ehe deine Leute kommen. Aber wenn du ausreißt, dich kriegen wir. Dann kommst du bestimmt mit einem schweren Stein am Hals in den Rhein."

Der Mann schaute sich ängstlich um. Er wollte sprechen, aber da stürzten mehrere Männer drohend auf ihn los, und er schwieg. Willem winkte einen langen gelenkigen Buben aus dem Trupp heran:

„Bewache den Ratsherrn und lasse ihn keinen Schritt vom Platz gehen!"

Der Angeredete stellte sich vor dem Ratsherrn auf.

„Versteht ihr am Ende nicht deutsch? Ihr habt es mit dem Ratsherrn August Just zu tun", erklärte der Gefangelte.

Sein Wächter nahm darauf eine stramme Haltung an und sagte:

„Johann Peter von der Lauterbach aus einem alten Adelsgeschlecht im Bayernland. Sitz ruhig, wenn du dich rührst, drücke ich dir mit diesen Krallen die Kehle zu." Von der Lauterbach zeigte zwei große Hände mit langen Fingern.

Seb und Willem gingen ins Freie. In der milden Luft atmete es sich leicht. Die beiden setzten sich auf einen Steinblock nieder und schauten in das ruhige Wasser. Ihnen gegenüber lag das grüne malerische Ufer des großen Flusses. Seb warf Steinchen ins Wasser. Es war eine Gewohnheit aus der Kindheit am Neckar.

Eine Zeitlang saßen sie schweigend. Dann sagte Seb:

„Schön ist der Rhein. Er mahnt an einen anständigen Menschen. Die Menschen halten sich gern an ihm auf. Einstmals haben die Römer auf ihn geschaut und sich gefreut. Auch die Germanen kämpften um den schönen Strom. Danach wurden die Germanen zu Deutschen, und auch sie halten sich fest an ihrem Rhein."

„Ich hänge nicht am Rhein", unterbrach Willem Seb. „Mir ist er zu ruhig und zu sanft. Mich zieht's an einen Strom, der rauher und wilder ist."

Willem erklärte, daß er die Ruhe nicht leiden kann. Wo es still ist, kann er sich nicht aufhalten. Er ist am liebsten dort, wo es lebendig ist, durcheinandergeht, wo Bewegung ist.

„Willem", sagte Seb, „die Abfahrt nach Rußland geht bald los, vielleicht heute noch. Der Werber sagt, in Trier bereite die Regierung Maßnahmen zur Verhinderung der Auswanderung vor."

Wieder trat eine Pause ein.

„So schnell geht das nicht. Eine Regierung braucht föll alles viel Zeit."

„Ich werde Katrin mitnehmen", sagte Seb in vollem Ernst.

„Das gefällt mir. So habe ich mir das auch gedacht. Wir müssen sie sofort hierher holen."

„Ich muß sie aber erst freien. Ihre Eltern werden dagegen sein. Aber ich will meine Pflicht tun. Es wird ihnen so leichter sein, ihren Kummer zu verschmerzen, als wenn ich Katrin fortführe, ohne zu freien.“

Willem war damit einverstanden. Die beiden heckten schnell einen Plan aus. Freiersmänner sollten Willem und der Spielmann Müller sein.

„Müller ist schon bejahrt, sieht vornehm aus und versteht mit Bürgern umzugehen.“

Es wurde beschlossen, daß man Feiertagsgewänder anzieht und sich in einer Stunde auf dem Platz vor der Florinskirche treffen wird.

Seb, Willem und Müller traten ins Haus des Bürgers Philipp Unneberger ein. Seb sah in seinem Gewand im Schnitt eines Bürgerkleides vornehm aus. Philipp Unneberger riß erschrocken die Augen auf. Er konnte nicht verstehen, was der Besuch der drei fremden Männer in seinem Haus bedeuten sollte. Seine Frau Marget schaute erstaunt auf ihren Mann, dann wieder auf die eingetretenen Gäste. Katrin, die aus der Nebenstube guckte, war erst verwirrt, aber schon nach einigen Augenblicken sah sie Seb liebevoll an. Das Wort ergriff Müller:

„Wir, ich Spielmann Martin Müller, Schmiedegeselle Willem Bach und dieser junge, schöne, kluge und starke Bub Sebastian Bauer sind gekommen. Ihre Tochter Katrin für Seb zu freien. Seb ist Spielmann und hat fromme Eltern, die friedlich in Langenreuth am Neckar wohnen. Entschuldigt, daß wir mit der Tür ins Haus fallen. Wir stehen kurz vor der Reise, und unser Schiff geht in einigen Stunden. Darum haben wir es eilig. Also Ihr Wort, geehrte Eltern Philipp und Marget Linneberger.“

Seb und Willem hielten sich in strammer Haltung. Sie wußten, daß jetzt irgend etwas geschehen wird. Gut, wenn es eine höfliche Ablehnung sein wird. Wenn es aber grober herauskommt, muß man bereit sein, sich zu helfen.

Philipp Linneberger wurde auf der Stelle zornig. Sein Gesicht färbte sich dunkelrot, die Augen traten hervor und wurden glasig.

„Wie konntet Ihr es wagen, mir, einem angesehenen Bürger, so etwas zuzumuten?“

„Vater Linneberger“, unterbrach ihn Müller, „schaut erst mal den Sebastian an, was für ein bildschöner Bub er ist: groß, stark und hat ein Gesicht, das der schönsten Jungfer gefallen kann.“

„Was Sie sich erlauben, ist eine gemeine Frechheit. Meine Tochter heiratet nur einen Bürger. Bemühen Sie sich nicht weiter.“

„Wir gehen nicht aus dem Haus, ehe wir die Katrin haben.“ sagte Müller mit solchem Ernst, der keinen Zweifel an seinen Worten zuließ.

„Soll ich etwa den Rat zu Hilfe rufen? In Friedenszeit kommen Sie ins Haus wie Marodeure während einer Kriegsschlacht.“

„Vater Linneberger...“

Linneberger unterbrach Müller:

„Mein Wort hab ich gesagt. Das ist das Wort eines Mannes, eines Bürgers von Koblenz.“

Willem Bach trat vor.

„Unser Wort lautet: Katrin geht mit uns.“ Willem sprach befehlerisch, und Linneberger verstand, daß man ihn zwingen will, sein Einverständnis zur Verlobung seiner Tochter zu geben. Bestürzt schwieg er eine Zeitlang. Furcht überkam ihn. Müller war in adeliger Kleidung, sprach wie ein Adeliger. Sollten die Kerle, die in sein Haus eingedrungen sind und seine Tochter verlangen, vielleicht Räuber sein? Wird doch in der Stadt erzählt, daß die Bande Krummfingers aus Adeligen bestehe. Philipp Linneberger konnte nicht entscheiden: Soll er es wagen und um Hilfe rufen oder Katrin opfern. Marget bat kläglich:

„Philippus, sei nicht starrköpfig.“

Aus dem Nebenzimmer kam Katrin. Entschlossen ging sie zu Seb, umarmte ihn und schmiegte sich an:

„Ich heirate Seb, davon werde ich nicht ablassen, mag da kommen, was will.“

Philipp Linneberger war wie vor den Kopf gestoßen. Er starrte verstört der Reihe nach die Anwesenden an, rang nach der Luft und versuchte zu schlucken. Dann machte er einige Versuche, vom Stuhl aufzustehen, setzte sich aber schwach wieder hin.

„Verzeih mir, Vater. Ich liebe nur Seb. Ihm habe ich mich ganz verschrieben. Ich habe nicht mehr zu entscheiden.“

Seb war auch das Herz aus Mitleid um Katrins Eltern weich geworden.

„Verzeiht mir, wenn ich Euch Leid zugefügt habe. Ich bin meiner auch nicht Herr. Ich kann ohne Katrin nicht sein. Sie ist mir lieb wie mein Leben.“

Phillip Linneberger hatte seine Sinne wieder beisammen. Er fragte:

„Du kennst wohl den Buben schon länger?“

„Ja“, war die Antwort.

„Marget, wo hast du deine Augen gehabt, als deine Tochter sich auf der Straße mit einem hablosen Buben behängte?“

„Philippus“, sagte Marget „sei nicht so streng, hab doch Einsicht.“

„Listig habt ihr's gemacht“, sagte Linneberger, „habt mir eine beschlossene Sache zur Entscheidung vorgelegt.“ „Vater“, sagte Katrin flehentlich, „sei barmherzig und zerstöre nicht mein Glück.“

Müller wurde unruhig. Er wollte nicht noch einmal sagen, daß die Zeit rennt und sie zu eilen haben. Willem hielt es nicht aus.

„Gebt Euer Einverständnis und segnet das junge Paar.“

„Bist ein fixer Kerl. Eine der schönsten Jungfern der Stadt wegnehmen und dabei keine Zeit verlieren“, sagte Philipp Linneberger in schon ruhigerem Ton. „Mein Herz soll auch nicht von Stein sein. Hast du sie dir erobert, so nimm sie. So eine Heirat meiner Tochter hätte ich mir nie träumen lassen. Ist es aber mal so gekommen, will ich mich damit trösten, daß es so sein sollte.“

Philipp Linneberger stand auf, ging zu Seb und Katrin und segnete sie. Müller zog seinen Krug mit Liebfrauenmilch hervor und schenkte aus. Er wünschte dem Brautpaar Glück, Liebe und frohe Kinder.

„Katrin“, sagte Seb, „schnell pack deine Sachen zusammen, sonst können wir uns verspäten.“

„Wohin?“ fragte Vater Linneberger erschrocken.

„Nach Rußland“, war Willems kurze Antwort.

Phillip Linneberger holte tief Luft.

„Ohne zu kopulieren? In das eiskalte Land zum Untergehen! Nein, das kann ich nicht zulassen. An den Neckar ziehen, das wollte ich mir noch gefallen lassen. Wer geht aus Deutschland nach Rußland? Nur ein Narr.“

Müller erklärte, daß die Prinzessin von Anhalt-Zerbst vor langer Zeit schon als Fünfzehnjährige nach Rußland ging und gar nicht mehr zurück will.

„Was hältst du mir die Prinzessin vor, Katrin ist nicht mal eine Adelige“, schimpfte Vater Linneberger.

„Desto beaeer“, sagte Willem, „sie braucht also keine Schutzhülle wie die verhätschelten Adeltgen.“

„Nein“, schrie Vater Linneberger, „das ist mein eisern Wort.“

Mutter Marget weinte. Seb und Katrin standen niedergeschlagen, fest aneinandergeschmiegt.

„Wenn ihr mich von Seb trennt, springe ich in den Rhein und ersäufe mich.“

Vater Linneberger schaute Katrin erschrocken an.

„Du bringst mich noch lebendig ins Grab.“

„Vater, Mutter, fürchtet euch nicht, ich werde glücklich sein.“

Philipp Linneberger machte einige schwere Bewegungen mit dem Kopf nach den Seiten, ließ seine Blicke in der Stube umherschweifen, als suche er etwas.

„Philippus, sei nicht streng“, bat Mutter Marget mit weinerlicher Stimme.

„Mag es denn so sein: fahrt! Mir tat es ganz unverständlich, wie man von unserem warmen grünen Rhein nach Rußland an das Eismeer ziehen kann. Meine Katrin erfriert dort. Seb, halte sie nur immer warm. Sie ist doch die Kälte nicht gewohnt.“

Müller holte wieder seinen Krug herbei und füllte die Becher. Auch Mutter Marget brachte einen Krug Wein. Es wurde auf das Wohl und Glück des jungen Paares getrunken, auch auf das Wohl der Stern des Brautpaares und aller Anwesenden und der Stadt Koblenz. In dieser Weile schnürten Mutter Marget, Katrin und ihre Geschwister, Stefan und Veronika, die Bündel.

„Aber wie wird es mit der Kopulation?“ fragte Vater Linneberger, vom Wein schon etwas heiter geworden, in geschäftlichem Ton.

«In der Stadt Lübeck werden wir uns beim Warten auf die Einschiffung eine Zeitlang aufhalten müssen, und da lassen wir uns kopulieren“, erklärte Seb seinem eben erst erworbenen Schwiegervater.

„Lübeck“, wiederholte Philipp Linneberger. „Marget, gib mir's Buch her.“ In einem ziemlich dicken Buch blätterte er vorsichtig, bis er endlich las: „Lübeck: Dom, Marienkirche, Jakobikirche, Katharinenkirche. In der Katharinenkirche laßt ihr euch kopulieren.“ Vater Linneberger ging in ein Nebenzimmer und brachte ein Säckchen mit Münzen und gab es Seb. „Da ist Geld für die Kopulation. Bezahle den Geistlichen gut und bitte ihn, er soll mir dienstlich melden, an welchem Tag und in welcher Stunde er euch kopuliert hat.“

Seb bedankte sich für das Geld und versicherte seinem Schwiegervater, daß sein Wunsch in Erfüllung gehen werde. Die Becher wurden wieder gefüllt. Es bestanden jetzt schon freundschaftliche Beziehungen zwischen Philipp Linneberger und den Freiern. Aber das Auswandern nach Rußland ging Linneberger nicht aus dem Sinn.

„Wie kann man sich entscheiden, Deutschland zu verlassen?“ wandte er sich an seine Gesprächspartner.

„Deutschland? So etwas gibt es auf der Welt nicht“, sagte Müller mit solcher Gewißheit, als wäre da gar nicht dran zu zweifeln.

„Wie?“ fragte Philipp Linneberger. „Aber unser Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation?“

„Das bricht bald zusammen wie ein verfaultes Schuppen“, sagte Müller.

Philipp Linneberger wußte nicht, was er zu solch einer gefährlichen Prophezeiung sagen sollte. Er träumte wie jeder Deutsche immer von einem großen starken Deutschland.

„Ich möchte nur wissen, was ihr in Rußland finden wollt.“

Müller zuckte mit den Achseln.

„Was sucht man auf der Welt? Ein gutes Leben.“

„Gutes Leben findet man in fremdem Lande nicht. Vermögen kann man finden, aber kein glückliches Leben. Ihr kommt in ein fremdes Land und bleibt dort ewig fremd.“

Müller lachte:

„Wer Geld im Sack hat, ist nirgends fremd.“

Philipp Linneberger begriff, daß er die Auswanderer von ihrem Vorhaben nicht mehr abhalten konnte, aber er wollte doch beweisen, daß sie unrecht haben.

„In Deutschland lebt es sich ganz gut. Vor dem Krieg gabs keine Not bei uns. Am Rhein fuhren mit Gütern vollbeladene Schiffe. Am Ufer hatten oft nicht alle Fahrzeuge Platz, die hier mit Gütern beladen und ausgeladen wurden.“

Müller widersprach:

„Und bei alldem hatten auch früher viele Menschen ein schweres Leben.“

„Gewiß“, gab Linneberger zu, „es gibt immer und überall unzufriedene Menschen. Da gab es Gesellentumulte und Bauemunruhen. Aber der Krieg hat alle Menschen in Not gebracht, und schuld daran waren nur England und Rußland. Auch unser österreichischer Kaiser hat einen Fehler gemacht, daß er sich mit den Franzosen, unseren Erzfeinden, zusammengeschlossen hat.“

Müller rief mit aufgeregter Stimme:

„Schuld am Krieg war der Preußenkönig, der Fritz.“

„Nein“, sagte Philipp Linneberger, „mir hat's Ratsherr Bellenger gesagt. Er hat es von einem Höfling gehört, und dem Höfling hat es ein Minister gesagt.“

„Die Worte der Ratsherrn zählen bei uns nicht“, sagte Müller.

Philipp Linneberger erklärte, daß Ratsherr Bellenger ein zuverlässiger Mann sei. Er sei ehrlich und gerecht und nicht wie Ratsherr Just, der arme Leute mit Gewalt unterdrückt und immer seine schmutzigen Finger in die Ratskasse stecken tut. Philipp Linneberger kam wieder auf Deutschlands Schicksal zurück, auf Müllers Behauptung, „daß das Reich in nächster Zeit zusammenbrechen wird.“

„Gibt es denn niemand, der Deutschland retten kann?“ fragte er Müller.

„Doch“, sagte Müller klug, „den Preußenkönig, den tollen Fritz, er stellt schon ein Heer dazu auf.“

„Nun aber unser österreichischer Kaiser?“

„Der Joseph? Der hat ein zu friedliches Gemüt, um die Macht der Fürsten zu zerschlagen. Und dann will er auch nicht wieder mit Frankreich in Krieg stehen, das hängt ihm schon zum Hals heraus, ohne diesen Krieg aber kann Deutschland nicht auferstehen.“

Die Dämmerung setzte ein. Die Freier wurden unruhig. Die Abfahrt der Auswanderer konnte jede Stunde beginnen. Müller und Linneberger hätten noch lange über Ratsherrn, Kriegsstifter und die Zukunft Deutschlands gestritten, wenn Willem sie nicht unterbrochen hätte. Er, sagte:

„Es dämmt schon. Am Ende werden wir festgenommen und kommen in den Turm anstatt nach Rußland.“

Seb schrieb einen Brief an seine Eltern. Er stellte ihnen Katrin und seine Schwiegereltern vor. Ehrt und liebt sie schrieb er in seinem Brief.

Seb, Willem, Müller, Katrin, ihre Eltern und Geschwister gingen alle zusammen an das Rheinufer. Sie kamen gerade zur rechten Zeit und gingen gleich zum Schiff, wo die Auswanderer einstiegen. Mutter Marget weinte:

„Seb“, sagte sie, „seid nur vorsichtig, damit euch kein Unglück widerfährt. Achte auf Katrin, sie ist oft leichtsinnig.“

Zum Abschied küßte die ganze Linnebergerfamilie Katrin und Seb. Mutter Marget rollte die Tränen unaufhörlich über die Wangen.

„Es war alles zu kurz“, sagte sie zu Seb, „ich konnte dich gar nicht lieb gewinnen, mein Sohn.“

Vater Linneberger sagte zu Seb:

„Du hast mir ein Stück meines Herzens entrissen. Bewahre es, ich will dich dafür lieben.“

Als letzter stieg der Bub ein, der den gefangenen Ratsherrn Just bewacht hatte.

Es war schon ganz dunkel, nur die Fenster der Häuser leuchteten matt. Ein weicher, milder Abend lag über dem Rheintal. Wird man uns verfolgen? fragte sich mancher auf dem Schiff besorgt. Doch die Regierung des Erzbistums Trier hatte es nicht so eilig, Sachen in Angriff zu nehmen, deren Erfolg nicht ganz gewiß war.

Zweites Kapitel DIE STADT AM MEER

Weit und beschwerlich war der Weg von Koblenz bis ans Meer. Seb fühlte überall, daß er in eine andere ihm unbekanntere Gegend gekommen war. Die Backsteinbauten mit ihren geraden unverzierten Mauern, die feuchte rauhe Meeresluft und das Gemisch aus Salz- und Fischgeruch — alles war ihm fremd und wunderbar. Im Hafen standen große Seeschiffe, deren Masten hoch in die Luft ragten. Die Leute auf den Straßen waren ruhig und gelassen, als lebten sie nur von ihren Gedanken. Seb suchte Gastwirt Schmidt auf, der in russischem Dienst stand, erhielt Geldvorschuß und erfuhr von ihm, daß die Auswanderer am Mittwoch, also in sechs Tagen, eingeschifft werden. Schmidt gab ihm auch eine Adresse, wo eine Herberge zu finden sei. Er sagte:

„Wirt Karlson ist ein gutherziger und behilflicher Mann. Sie werden sich bei ihm wohl fühlen.“

In der Herberge bei Karlson wohnten schon Gäste, auch Auswanderer. Wirt Karlson lächelte froh. Die Gäste waren ihm sehr willkommen. Seb und Katrin, Willem und Müller wies er Plätze in der Ecke zu, was bei ihm eine besondere Ehre war.

„Es soll euch hier gut gefallen“, sagte er und lächelte wieder froh und treuherzig.

In der Stube war es düster. Die Fenster mit trüben Glasscheiben waren klein. Die Luft war ebenso feucht und rauh wie draußen auf der Straße, wo Wagen dröhnten und Fußtritte schwer schurrten. Nach einer Weile fand Müller einen Gesprächspartner. Es war der Offizier Daniel Damke, der sein Bettlager neben Müller hatte. Damke war aus Schwerin hierher gekommen und hatte sich fest vorgenommen, in Rußland Offiziersdienst anzunehmen. Er hatte lange Jahre Krieg hinter sich und jetzt, da Frieden eingetreten war, war es ihm zumute, als ob er ausgespielt hatte. Im Krieg gibt es selten eine goldene Mitte, wo der Krieger immer und überall mit heiler Haut davonkommt. Damke hatte Unglück im Krieg. Er konnte keinen festen Stand für sich erreichen und hatte auch nichts erbeutet, wovon er jetzt ohne Dienst hätte leben können. Für sein Mißgeschick machte er den Krieg verantwortlich, und an dem Krieg, sagte er, sei Preußen schuld. Müller bestätigte die Meinung Damkes.

„Ja“, sagte Müller, „das habe ich schon oft gesagt und werde es immer sagen: der Preußenkönig Fritz ist schuld.“

Dies ermutigte Damke.

„Er hat Deutschland zerrüttet, darum sage ich: fort mit dem Hohenzollern Fritz, zurück zu Heinrich dem Löwen!“

Damke schrie, daß die Anwesenden aufhorchten.

„Wie sich der Mann entrüstet“, sagte Hans Haal, ein Bauer aus Sachsen.

Philipp Schreiner erwiderte darauf:

„Bei ihm wirkt mehr der Branntwein, den er geschluckt hat, als sein Verstand im Kopf.“

Haal schmunzelte dazu. Damke erzählte, daß es hier viel Branntwein gebe und er rieche ihn von weitem.

„Er ist so stark, daß er, wenn man ihn noch im Munde hat, schon prickelnd durch die Beine zieht.“

Seb und Katrin waren bei Priester Herd Wegen ihrer Kopulation erschienen. Herd war mittleren Alters und Brautpaar durchdringend an. Am Anfang sagte der Priester, daß es nicht möglich wäre, das Ritual zu ändern. Die Brautzeit müsse eingehalten werden. Als Seb ihm aber ausführlich erklärte, daß er nichts an seiner Lage ändern könne und in einigen Tagen zu Schiff gehen müsse, so daß seine Kopulation mit Katrin nicht zustande kommen könne und somit der Wunsch des Brautvaters unerfüllt bliebe, wurde Herd weicher und gab nach. Er verlangte, Seb solle ihm zwei Zeugen stellen, die bestätigen könnten, daß Seb und Katrin nicht verheiratet und

nicht verwandt sind. Herd sagte, er käme ihnen, von der Einsicht in Seb und Katrins Lage geleitet, großzügig entgegen.

„Man soll nie sein Herz verlieren und teilnahmslos gegenüber seinen Nächsten sein“, meinte er.

Am nächsten Tag erschienen Seb und Katrin wieder bei Priester Herd und mit ihnen als Zeugen Willem und Müller.

„Die Pastoren sind feige Männer. Sie halten alle Menschen für Gauner und fürchten sich beständig vor Betrug“, sagte Müller ganz mißgestimmt von dem Branntwein, den er zuvor mit Damke getrunken hatte.

Herd nahm amtsgemäß die Zeugenaussagen unter Schwur entgegen. Er bemerkte auch, daß irgendein Widerwillen in den Zeugen stak, und fragte Müller:

„Quält Sie Ihr Gewissen?“

„Nicht im geringsten“, war die kurze Antwort.

„Sie haben irgend etwas auf dem Herzen, was Sie drückt, und Sie wollen es nicht gestehen,“ behauptete Herd.

Müller fühlte den hartnäckigen Druck des Priesters und wurde nachdenklich. Nach kurzem Schweigen sagte er:

„Eben gerade das ist mein Unglück, daß mein Herz leer ist. Nichts drückt es, nichts treibt es, nichts hält es. Wenn jemand mein Herz anrührt, rumort es wie ein leeres Faß.“ Müller sprach traurig und leidvoll.

Herd ließ von Müller ab. Er fühlte die hohe Pflicht, mit den Auswanderern ernst und tief zu sprechen. Herd begann seine Unterhaltung mit der Warnung vor bekannten und unbekanntem Gefahren, die den Auswanderer, der in die weite Welt zieht, gefährlich bedrohen.

„Mag euch Not und Elend quälen, das Schwert des Feindes eure Häupter treffen, der Tod euch vor Augen stehen, verliert nie den Glauben an unsere wahre Erkenntnis. Die Angriffspunkte sind groß. Da entdecken manche Grübler und Sucher Naturgesetze und anstatt sie als Offenbarung zu erkennen, versuchen sie unsere allumfassende Erkenntnis damit zu schwärzen. Der Franzose Diderot lehnt die göttliche Verwaltung von Natur und Leben ab. Dieser Gottesleugner hat Anhänger, sein Lug verbreitet sich immer mehr. Der Schwede Linné stellt Mensch, Pferd und Rind in eine Reihe. Er zählt den Menschen zu den Säugetieren. Das ist unerhört. Solche Ketzer werden euch auch in der Fremde begegnen. Sie sind auch unter euch. Hütet euch vor ihnen. Man wird euch mit Entdeckungen, Kultur und Fortschritt zu verwirren suchen. Glaubt den fremden Worten nicht. Das Wort ist die stärkste Gewalt auf der Welt. Nur der Mensch besitzt das Wort. Es ist der Anfang von allem und die Macht des Menschen. Darum achtet das Wort und geht vorsichtig mit ihm um.“

Alle vier: Seb, Katrin, Willem und Müller hörten aufmerksam zu, wie es sich gebührt, wenn ein Pastor spricht. Auf jeden von ihnen hatte die Rede nur einen flachen Eindruck gemacht. Die Reden der Pastoren haben schon seit eh und je einen mehr oder weniger bekannten Inhalt und sind darum für jeden Christen Gewohnheit. Innerlich widersetzte sich Müller den Behauptungen des Geistlichen. Die Philosophie vom Wort schien ihm nicht ganz glaubhaft. Er überlegte: Das Wort ist ein unregelmäßiger Lärm, der verklingt, und das Wort verschwindet unwiderruflich. Wenn es gehört und verstanden wird, dann kann es Folgen haben. Müller kapierte nicht, was Macht und Gewalt damit zu tun haben, weil diese Richtlinien des Lebens dem Besitzer in der Hand liegen und nicht im Munde.

Herd ging auf rein weltliche Besprechung über. Er sagte, daß der junge emporstrebende Norden mit dem alten verknöcherten Süden einen langwierigen Kampf geführt hat.

„Jetzt haben sich endlich die Seiten ausgesöhnt. Deutschland liegt aber danieder. Voller Wunden und schwach ist unser Vaterland. Es kann heute nicht allen Deutschen Streben und Tüchtigkeit gewähren. Deutsche gehen in die Fremde. Aber verliert euch nicht. Bald wird

Deutschland einig und stark sein, dann kehrt zurück in eure Heimat, um Glück und Freude zu genießen."

Herd sprach das Ende seiner Rede frohlockend aus, und unter dem hohen Gewölbe der Kirche klangen seine Worte rührend und begeisternd. Es trat völliges Schweigen ein, als seien Redner und Zuhörer immer noch unter der Wirkung der Worte des Priesters.

Herd fragte, ob jemand Fragen zu klären hätte. Darauf Willem:

„Wird die Kirche Seelsorger für die Auswanderer nach Rußland schicken?"

Herd gefiel diese Frage sehr, Und er lächelte zufrieden.

„Die Kirche", sagte er, „wird euch nie vergessen. Sie wird eure Gemeinden nicht ohne Hirten lassen."

Die Kopulation des Brautpaares war ohne Prunk und Aufzug. Willem, Müller und Damke und ein paar Auswanderer aus der Herberge wohnten der Zeremonie bei. Auch einige Bürger aus dem Kirchenspiel waren zugegen. Seb und Katrin blieben ernst und ruhig. Sie befolgten alle Teile des Rituals ohne äußerliche Zeichen von Aufregung. Es schien, als sei die Zeremonie für sie eine gewohnte Sache. Willem aber zitterte am ganzen Körper. Er starrte unentwegt auf das Brautpaar. Müller bemerkte Willems Betragen und sagte:

„Sei unbesorgt. Es läuft alles wie geschmiert. Jetzt kann es schon kein Zurück mehr geben. Noch einige Minuten, und Seb und Katrin sind Mann und Frau."

Nach der Kopulation fand im Gasthaus „Zur runden Kugel" bei Gastwirt Schmidt ein Festessen statt. Schmidt hatte die Stube mit Rosen, Nelken und Herbstzeitlosen geschmückt. Der Tisch war reichlich mit Schweinebraten und süßem Kuchen gedeckt. Auch Branntwein fehlte nicht. Seb hatte nicht so viel bestellt. Weil es aber seine Hochzeit war, freute er sich über die reich gedeckte Tafel. Es wurde gegessen und getrunken, gratuliert und gute Wünsche wurden ausgesprochen. Als man schon den Branntwein spürte, wurde musiziert und gesungen und auch getanzt. So belustigte man sich bis zum späten Abend. Alle waren guten Muts. Nur Willem war traurig und niedergeschlagen. Müller sagte zu Damke:

„Was mit Willem ist, verstehe ich nicht. Er war immer so rege und munter, in der letzten Zeit aber benimmt er sich wie ein Kranker."

„Er ist verliebt. Wenn ich in meiner Jugend verliebt war, war ich völlig krank", erklärte Damke.

Als Seb den Wirt nach der Rechnung fragte, sagte dieser:

„Sie ist schon bezahlt."

Seb war bestürzt. Er fragte:

„Wer ist mein Wohltäter?"

„Eine wichtige Person der Stadt hat Ihnen die Ehre erwiesen."

Wirt Schmidt sagte, er dürfe den Namen jetzt nicht nennen, aber Seb wird seinen neuen Freund bald sehen; dürfen und mit ihm auch sprechen können. Seb gefiel die ganze Geschichte nicht. Er wollte schon verlangen, daß man ihm die Rechnung vorlege. Müller hielt ihn zurück:

„Sei nicht voreilig, Seb. Der Zahler hat vielleicht die allerbeste Absicht und will sich für einen Dienst bei dir bedanken. Mir hat einmal ein junger Edelmann hundert Taler geschenkt, weil ich ihn vor einigen Jahren, als er am Ertrinken war, aus dem Wasser gezogen hatte."

Auch Katrin belehrte ihren Mann, daß man für Wohltaten immer dankbar sein muß, auch wenn sie einem durchaus nicht gefällig sind.

Am Morgen in der Frühe erschien in der Herberge bei Gastwirt Karlson ein vornehmer Herr und fragte nach Sebastian Bauer. Der Mann war in Kaufmannskleidung, mit schwerem Filzhut, der ihm fest und tief auf dem Kopf saß. Als er Seb gegenüber stand, lächelte er freundlich und bat Seb, ihm zu folgen, da er mit ihm nähere Bekanntschaft anstrebe und Seb daraus gewiß keinen Nachteil haben werde. Seb schaute den Mann prüfend an.

„Gut oder schlecht“, sagte Seb, „die Langeweile in Erwartung auf Wind kann man sich so vertreiben.“

Herbert Notke, so hieß der Kaufmann, sah Seb mit scharfen blauen Augen an.

„An Zeitvertreib hatte ich noch keine Not. Ich kann Sie in das Geheimnis einweihen, wie man mit der Zeit umgehen muß“, erklärte Notke.

„Da bin ich neugierig drauf“, sagte Seb.

Notke lachte vergnügt.

„Zuerst das Wichtigste davon. Wie nichts anderes steht allen Menschen die gleiche Zeit zur Verfügung — vierundzwanzig Stunden pro Tag. Kein Mensch kann von seiner Zeit jemandem etwas abgeben oder von einem anderen borgen. Ein Jeder muß seine Zeit selbst ausnützen. Und so passierte es, daß der eine zuviel Zeit hat, der andere zuwenig, und dem dritten reicht die Zeit gerade aus.“

Vor der Herberge stand eine Kutsche, und Seb und Notke fuhren in die Kaufmannssiedlung. An der Seite sah man die alte Burg, das Domviertel und das stille Wasser des Flusses, der die schwerbeladenen Schiffe hinaus aufs Meer trug. Der Himmel war trübe, und feuchter Nebel umschleierte die alte stille Stadt. Notke führte Seb in sein mehrstöckiges Haus aus Backstein in gotischem Stil. Die Stube, in der sie sich niederließen, war mit guten Möbeln eingerichtet, auch gab es hier teuren Zierat. An der Wand hingen Bildnisse von Notkes Vorfahren. Notke zeigte sie Seb mit Stolz und sagte, daß sein Familienstammbaum bis ins 16. Jahrhundert reiche. Heiter und froh begann Notke Seb sein Anliegen darzulegen:

„Sie haben Glück“, sagte er zu Seb, „in den letzten Stunden vor der Abfahrt kommen Sie von der gefährlichen Auswanderung nach Rußland weg.“

„Ich verstehe nicht, Herr Notke, wird man uns hier festhalten?“ fragte Seb erstaunt.

„Nein, das kann die Stadt nicht machen, so nötig es auch wäre.“

Der Kaufmann erzählte, daß die Stadt Arbeitshände brauche. In der neueröffneten Zuckermacherei fehle es an Leuten, Er erklärte, die Zuckermacherei gebe viel Gewinn, und er als der Hauptanteilbesitzer verliere viel Geld durch den Mangel an Arbeitshänden. Man ist daran, eine Zigarrenmacherei zu errichten, wo man nicht weniger Hände brauchen wird, klagte Notke. Nach kurzem Schweigen sprach er in heiterer Stimmung weiter:

„Hände, Hände, überall Hände. Die Hände schaffen den Geist, und der Geist führt die Hände — so ist das Menschenleben.“

Er erklärte Seb, daß die Stadt die Auswanderer nicht halten kann, um sich mit Rußland nicht zu verfeinden.

„Rußland ist jetzt noch unsere einzige Hoffnung. Schweden und alle, die über dem Sund sind, haben uns Hamburg genommen, und auch mit Rußland steht es für uns nicht gut. Der Handel mit Nowgorod ist eingeschlafen. Vielleicht wird uns Petersburg helfen.“

Aus dem Gespräch mit Notke verstand Seb, daß Rußland für den Kaufmann von großer Bedeutung war. Notke erklärte seine Sorge um den Handel mit Rußland:

Land ist im Aufstieg begriffen. Heutzutage erzeugt man in Rußland Eisen, Kupfer und auch Tuch Wir müssen uns daher umstellen und neue Waren für Rußland bereithalten.“ Der Kaufmann sagte, daß er von Pastor Herd ein Vertrauenswort für Seb habe.

„Pastoren“, erklärte Notke, „sind Menschenkenner weil ihnen die Menschen ihr Herz ausschütten, wozu auch jeder Mensch das Bedürfnis hat.“

Seb erfuhr endlich, daß man ihn in der Zuckermacherei als Aufseher anstellen will.

„Für die vielen Hände muß ein wachsames Auge da sein, damit sie nicht stehlen und fleißig arbeiten“, sagte Notke. Auch für Willem hatte der Kaufmann einen Dienst, und für Katrin versprach er vornehme Bürgergesellschaft.

Seb wollte widersprechen, aber Notke ließ ihn nicht zu Wort kommen.

"Ihre Geldschuld an den Kommissar werden wir decken. Aber Sie dürfen auf keinen Fall verlauten hissen, daß wir Sie zurückgehalten haben. Sagen Sie einfach, Sie hätten sich besonnen und beschlossen, nicht nach Rußland auszuwandern. Befürchten Sie keine Drohungen. Die russische Regierung hat hier noch keine Gewalt über Sie."

Wieder wollte Seb was sagen, aber Notke fiel ihm ins Wort.

„Wenn es um Vorteil geht, müssen Ehre und Anstand zurücktreten. Ein jeder greift nach dem Besseren. Auch Könige und Kaiser ziehen Gewinn dem Verlust vor.“

Seb erklärte, daß er in keinem Fall Notkes Vorschlag annehmen könne, weil es ihn nach Rußland zieht, fort voll hier, wo alles schon so geläufig und gleich ist.

„Das sind Jugendeinfälle, die nur in Gedanken schön, aber für das Leben verderblich sind.“ Weiter versuchte Notke, Seb Furcht vor Rußland einzulösen. Er sagte: „Im Vertrauen gesagt: Rußland ist ein rohes Land, und nur wer zugrunde gehen will, kann sich in das halb wilde Reich begeben.“

Seb schaute Notke ernst an. Notke verstand, daß er Seb hoch nicht reumütig gemacht hatte. Er begann wieder zu erzählen, daß in Rußland eine strenge Herrschaft der adeligen Gutsherren über ihre Hörigen bestehe. Bürger und freie Bauern gebe es in Rußland nicht. Alle nichtadeligen Menschen seien der Willkür der adeligen Herren ausgesetzt. Es sei nicht ausgeschlossen, daß auch die freien Einwanderer den adeligen Gutsbesitzern unterstellt werden

„Ich fahre nach Rußland“, sagte Seb, „Für die Fürsorge meinen innigsten Dank. Die Rechnung für die Hochzeit zahle ich Gastwirt Schmidt.“

Notke war bestürzt. Er stampfte zornig mit dem rechten Fuß auf den Boden. Es trat eine quälende Pause ein. Dann sagte Notke:

„Handeln Sie nach Ihrem Willen. Ich will Sie nicht daran hindern. Wir Kau Heute sind für die Freiheit. Unsere Stadt war hundert Jahre die Feste der Freiheit und soll es auch weiter bleiben. Seinen Willen einem anderen Menschen aufzwingen, heißt die Freiheit verletzen.“

Kaufmann Notke fuhr Seb zurück in die Herberge. Beide saßen friedlich in der Kutsche und sprachen kein Wort mehr über die Auswanderung nach Rußland. Notke zeigte auf die Burg und sagte:

„Sie ist der Anfang unserer schönen Stadt, auf die wir heute mit Stolz und Liebe blicken.“

Es war stilles warmes Wetter, was für die Schifffahrt so unerwünscht war.

Als Seb in die Herberge kam, waren Katrin und Willem nicht zu finden. Müller war mit Damke ausgegangen, hörte Seb von Philipp Schreiner. Wohin Katrin und Willem sich begeben hatten, wußte niemand zu sagen. Seb ging auf die Straße und hielt nach allen Seiten Ausschau. In den engen steinernen Gassen konnte man nicht weit sehen. Es war ruhig, und nichts erweckte seinen Verdacht. Die Menschen gingen still ihrer Wege, und auch die Fuhrwerke fuhren friedlich dahin. Aber was kann nicht alles mit einem Menschen in einer fremden Stadt geschehen? Nicht weit war das offene Meer, und Schiffe kamen und gingen. Unter den Schiffern gab es sehr oft Menschen mit schlechtem Gewissen... Mit jeder Minute wuchs die Unruhe in Seb.

Spät am Abend hielt eine Kutsche vor der Herberge, und Katrin und Willem stiegen aus. Katrin sah sogleich, daß Seb aufgeregter war. Sie schmiegte sich an ihn und schaute ihm demütig in die Augen.

„Gleich danach, als du mit dem Herrn Kaufmann fortgefahren warst, kam ein ebenso wichtiger Mann zu mir und bat mich und Willem dir zu folgen. Anfangs traute ich ihm nicht. Als ich dich aber vor uns in der Kutsche sah, war ich ganz sorglos und fuhr ruhig mit“, erzählte Katrin.

Am Hause des Ratsherrn Wandt hielt die Kutsche an. Katrin und Willem führte man in eine große Stube. Die Stube war reich geschmückt und gut möbliert. An der Tür stand ein

Hausknecht, und eine Magd mit schönem zarten Gesicht und reizender Gestalt bediente die Angekommenen höflich und sanftmütig. Willem traf einmal ihre treuherzigen Augen, und ein Zug der Erregung durchströmte ihn. Er mußte sich bemühen, vor Katrin seine Wallung zu verbergen.

Für Katrin war es ein Rätsel, was Herr Wandt durch die erwiesene Ehre von ihnen erreichen will. Seb hatte man in ein Haus gebracht, sie und Willem in ein anderes. All dieses schien beinahe verdächtig. Es ist aber unmöglich, daß diese hohen Herren Räuber sind, dachte Katrin. So hatte sie sich die Reise nicht vorgestellt. Sie glaubte, daß sie ruhig und ohne Hindernisse verlaufen wird.

Katrin ließ nichts von dem Eindruck, den die prachtvolle Stube auf sie machte, merken. Willem war unruhig. Er schielte Katrin schlau an, als wollte er sagen: Hier will man uns ins Feuer nehmen.

Ratsherr Wandt war ein großer schlanker Mann. Er hatte ein starres, aber würdevolles Gesicht. In der Hand hielt er einen Stock, den er nie losließ. Der Stock war bei ihm der verlängerte Arm, den er beständig bewegte und so mit dem Stock seine Gedanken und seine Stimmung zum Ausdruck brachte.

Wandt setzte sich Katrin gegenüber und faßte sie fest, aber gutmütig in die Augen. Seine erste Frage an Katrin war, ob sie wohl frei und aus eigenem Wunsch nach Rußland ziehe, oder ob eine unbekannte Ursache sie dazu gedrängt habe.

"Aus eigenem Trieb und Wunsch", war Katrins kurze Antwort.

Scheinbar war dies für Wandt unerwartet. Er beharrte nicht auf seiner Frage und erzählte von der Stadt.

„Wir“, sagte er wichtigtuend, „sind führend in Deutschland, Vorbild für die anderen Städte.“

Auch dies rührte Katrin wenig, und Wandt ging geradewegs auf sein Ziel los. Er sagte:

"Ihr dürft nicht nach Rußland ziehen. Euer Leben in bringt Deutschland großen Schaden. In Zukunft unser Vaterland als das stärkste Reich in Feinde werden sich dann auf Deutschland stürzen: Rußland, England und Frankreich. Ihr werdet dann euren deutschen Brüdern als Feinde gegenüberstehen. Ist das nicht abscheulich? Ist das zulässig?" „Unsere Männer sind auf hundert Jahre vom Soldatendienst befreit“, erklärte Katrin.

„Das sind nur Versprechen, und sie können im Handumdrehen zunichte gemacht werden.“ Wandt schmunzelte. „Rußland wird von einer Selbstherrscherin regiert. Wie könnt ihr sie zwingen, ihr Versprechen euch gegenüber zu halten? Ihre Macht ist tausendmal größer als die eure. Vielleicht denken Sie, ihr Gewissen wird es nicht zulassen, daß sie ihr Wort bricht. Schamgefühl, Ehrgefühl! Von all diesem haben Selbstherrscher keine Vorstellung, weil sie ihre Taten vor dem Volk nicht verantworten. Sie brauchen mit nichts und niemand zu rechnen. Seid ihr erst mal unter russischer Botmäßigkeit, dann müßt ihr alles über euch ergehen lassen, was des Herrschers Wille ist.“

Katrin hörte aufmerksam zu, sagte aber, daß ihr Vorhaben fest ist und nichts sie davon abhalten kann.

„Mein Mann, Seb Bauer, entscheidet über diese Frage, und ich werde ihm folgen.“

Willem nickte Katrin zustimmend zu.

Wandt dachte lange nach. Man sah es ihm an, daß er es nicht leicht hatte.

„Ich habe meine Pflicht getan“, sagte er ehrfurchtsvoll, „niemand kann mich beschuldigen, daß ich die Auswanderer nicht vor ihrem Unglück gewarnt habe.“ Des Ratsherrn starres Gesicht wurde weicher. Er lächelte freundlich. „Was ich mit Ihnen besprochen habe, muß unter uns bleiben. Die Stadt kann und darf ihre Beziehungen zu Rußland nicht verschlechtern. Wir verstehen gut, daß wir von dem großen und rätselhaften Reich stark abhängig sind.“ Wandt schielte nach Katrin. Als seine lüsternen Blicke Katrins Augen

trafen, sagte er: „Schade, daß so ein reizendes Weibsbild uns verläßt. Ich beneide diejenigen, die die Schönheiten Frau Katrin bewundern dürfen.“

Dieser Schmeichelei konnte Katrin nicht widerstehen. Sie färbte sich rot im Gesicht, lächelte kaum merklich. Willem brummte vor sich hin und schaute den Ratsherrn böse an. Wandt verfiel wieder in seine väterliche Rolle.

„Starrsinn hat schon oft großes Unglück gebracht. Überlegen Sie sich gut, was Ihnen bevorsteht. Jeder Deutsche muß vor allem vernünftig handeln. Gefühlen folgen ist nicht unsere Art. Wir stüfeen uns immer auf Tatsachen und Überlegungen. Das Leben ist viel zu wertvoll, um es sinnlos zu vergeuden.“

Katrin und Willem wurden unruhig. Wandt winkte der Magd an der Tür, und diese brachte sogleich auf einem Teiler Becher mit Wein und Wildbret als Imbiß.

„Zum Abschied“, sagte Wandt, „auf euer Glück.“ Weiter sagte er, sie sollen sich in der Fremde an ihn und seine Worte erinnern. Er sei durchaus nicht böse, weil sie nicht auf ihn gehört haben. Es sei seine Pflicht als Ratsherr, den Leuten zu helfen, ihnen beizustehen und sie vor Unglück zu bewahren.

Seb dachte lange über das Bemühen der Bürger der Stadt nach. Es schien ihm, als wollten sie ihn hindern, sein Glück zu erreichen. Er sagte zu Katrin:

„Mir sind diese Gespräche zuwider. Ich sitze hier wie auf glühenden Kohlen. Wenn es doch bald fortginge von hier.“

In der Herberge wurde bekanntgemacht, daß in der Marienkirche Gottesdienst für die Auswanderer stattfinden wird. Den Auswanderern war das gefällig. Ihnen stand eine lange Reise auf dem Meer bevor.

Die Predigt hielt Pastor Fischer. Die Auswanderer hörten aufmerksam zu.

„Furcht und Ergebenheit schützt euch vor Unglück und Not“, sagte der Pastor. „Wer sich bescheiden aufführt, hat keine Feinde in der Welt. Alles Elend kommt von bösen Geistern. Ob sie Gestalt haben oder ohne Körper umher schweben, sie sind es, die euch angreifen, euch Leid zufügen oder euch sogar eures Lebens berauben.“

Damke flüsterte Müller ins Ohr:

„Der Pfarrer will uns bange machen. Ich zweifle daran, ob der Pastor so viele Kenntnisse von Feinden hat wie ich. In der Schlacht bei Roßbach habe ich wenigstens ein paar Tausende gesehen, und wäre ich nicht geflohen, hätten mich die Kanailen sicher umgebracht.“

„Ich denke auch so“, sagte Müller, „das sicherste ist, man flieht vor seinen Feinden.“

Seb und Katrin waren in tiefe Andacht versunken. Nach Beendigung der Predigt sagte Fischer in weltlichem Ton: „Vergeßt nicht, daß ihr Deutsche seid. Wer sich verleugnet, hat seinen Verstand verloren. Niemand ehrt den, der sich selbst nicht ehrt. Von ganzem Herzen wünsche ich euch Glück im fremden Lande. Doch ich will Gott bitten, daß er euren Geist erleuchtet und euch von dem gefährvollen Weg zurückhält.“

Viele der Auswanderer waren traurig geworden. Die Leute aus dem Kirchspiel, die dem Gottesdienst beiwohnten, schauten die Auswanderer mitleidsvoll an. Ein dürrer Mann mit fahlem Gesicht sagte zu Willem vor der Kirche nach dem Gottesdienst:

„Bleib im Land und nähre dich redlich.“

Willem darauf schroff:

„Das geht dich an, weil du vor Angst in fremdem Land sterben wirst.“

Die Auswanderer gingen zurück in die Herberge. Der Tag der Abfahrt nahte, und damit kam die Schwermut des Abschieds von der Heimat. Hans Haal starrte lange ins Weite, dann brummte er seine Gedanken laut aus:

„Mir wird es in Rußland nicht gefallen. Ich werde dort darben müssen, mißmutig sein, und nichts wird mich freuen.“

Sein Nachbar, Salomon Klein, nickte ängstlich.

„Ich“, sagte er, „ginge gleich mit zurück in mein Land. Wenn auch mit Harm und in Not, aber zu Hause bei den Landsleuten.“

Katrin fragte Seb, warum alle Menschen ihnen abraten, nach Rußland zu gehen. Seb schaute Katrin gerührt an.

„Die Leute sorgen sich um uns.“

„Und warum schimpfst du über sie?“

Seb erklärte, daß er Widerstreben gegen seinen Willen nicht vertragen könne. Er sagte, daß er den Ratgebern zürne und sie dabei im Herzen ehre für ihre Teilnahme an seinem Schicksal. Katrin fragte Seb:

„Suchen die Leute vielleicht ihren Nutzen und halten sich deshalb so fest an uns?“

Seb nickte bejahend. Er erklärte:

„Bauern und Handwerker erwerben ihre Güter von der Natur. Alle anderen nehmen ihre Habe von den Bauern und Handwerkern. Darum bemühen sie sich, die Schäfchen zur Schur für sich zu behalten.“

„Demnach wäre es wohl richtig, wenn alle Menschen Bauern und Handwerker wären?“ fragte Katrin.

„Nein“, sagte Seb, „so kann die Welt nicht bestehen. Die Seelsorger bemühen sich um gute Sitten und ein reines Gewissen der Menschen, die Kaufleute fördern den Handel. Die Unternehmer ernähren die Lohnarbeiter, und die Fürsten regieren uns. Alle sind nötig.“

Katrin war mit der Erklärung nicht zufrieden. Nach einer Weile fragte sie:

„Warum sind dann alle Leute mit den Geistlichen, Kaufleuten und Fürsten unzufrieden?“

„Weil sie ungerecht gegen Bauern und Handwerker handeln.“

Am anderen Tag gingen Müller und Damke auf den Platz vor der Jakobikirche, wo sich das Volk der Stadt versammelte. Müller spielte auf der Geige. Damke sang Gotteslieder. Die Leute hörten hingerissen zu. Die zarten Töne von Müllers Geige rührten die Zuhörer tief. Damkes Stimme paßte sehr gut hinein. Ein vom Gesang befangener Mann gab Damke einen Taler und nannte ihn Maestro. Das erstemal merkte Damke, daß er für Psalmengesang Talent hatte. Er fühlte, wie er sich innerlich an seinem Gesang erbaute. Die Spenden waren reichlich. Müller schielte nach dem Becher mit den Münzen und verstand, daß für Branntwein für eine Woche gesammelt war. Damke war von seinem Erfolg begeistert. Er wäre nicht dagegen gewesen, die Abfahrt nach Rußland noch etwas aufzuschieben. Aber als er so recht zufrieden war, kam ein strammer Mann auf ihn zu, stieß ihn hart an und sagte böse:

„Du, ich kenne dich. Du bist der Schweriner Offizier, der auf der Seite von Hannover gegen uns gekämpft hat.“

Damke war erschrocken. Er verstand alles im Nu. Mit einem Sprung war er in der Menge verschwunden. Müller erwischte das Geld und rannte auch davon. Die Menschen waren verwirrt. Einige erzählten, man hätte hier Seeräuber erkannt, andere wiederum sagten, der Sänger sei der in der Stadt bekannte Dieb Gustav Busch gewesen.

Keiner setzte Damke und Müller nach. Die zwei kamen wohlbehalten ins Gasthaus „Zur runden Kugel“ und zechten dort bis spät in die Nacht.

Daß sich Willem und Katrin bei Ratsherrn Wandt einig waren und so gut wegkamen, machte Willem heiter. Guten Muts schlenderte er durch die Gassen und trällerte eine muntere Weise, die er von einem Strolch am Main gehört hatte. Plötzlich stellte sich eine Jungfer vor ihm auf. Willem erkannte die Magd des Ratsherrn Wandt.

„Bist, frech, Bursch, fühlst dich auf den Gassen wie in deiner eigenen Stube“, sagte sie liebäugelnd. Willem lächelte großmütig.

„Ich bin entzückt von dem Engel, der mir so unverhofft erschienen ist.“ Er griff nach der Hand der Jungfer.

„Ich heiße Luise, bin eines Schiffers Tochter.“ Willem drückte zärtlich Luisens Hand und zog sie an sich, eine Gewohnheit, die ihm gut geläufig war. Luise folgte geduldig dem Willen des Mannes.

„Du ziehst nach Rußland?“ fragte sie.

„Ja, in ein paar Tagen geht es aufs Meer.“

„Nimm mich mit“, sagte Luise. „Als ihr von uns fort ward, sagte der Ratsherr, daß ihr ihm gefallen habt. Jeder Mensch habe sein Glück auf Erden, sagte er, aber nicht alle finden es. Menschen, die nach ihrem Glück suchen, sind zu loben.“ Luise schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Vielleicht ist mein Glück in Rußland?“

Willem freute sich darüber.

„Bei Gastwirt Schmidt kannst du dich melden und wirst mit uns fortkommen“, sagte er ihr wohlwollend.

Luise schaute Willem demütig in die Augen.

„Aber du mußt mich erst heiraten“, sagte sie entschieden.

Willem starrte Luise an und konnte kein Wort sagen.

„Heiraten?“ kam es ihm mühevoll von der Zunge.

Luise nickte.

Er ließ Luisens Hände los und ging mit gesenktem Kopf und schweren Schritten fort. Luise sah ihm nach. Sie hoffte, Willem wird sich nach ihr umsehen, und sie würde ihm alles erklären. Doch Willem ging immer weiter fori. Tränen rollten ihr über die Wangen. Ach, wo ist ihr Heinrich?

Vor zwei Jahren brachte ein Soldat ihr die Botschaft, daß Heinrich bei Alabama oder Louisiana gefallen sei. Der Bote wußte nur nicht genau, wo Heinrich gefallen war. Mit Heinrich war Luise verlobt. Vor ihrer Heirat wurde Heinrich als Soldat eingezogen. Der Herzog schickte ihn mit anderen jungen Männern nach England für den Krieg in Amerika. Vielleicht lebt Heinrich noch und wird zu ihr zurückkehren?

Traurig kehrte Luise in das Haus des Ratsherrn Wandt zurück. Auch Willem kam schweren Herzens in die Herberge. Er wälzte sich die ganze Nacht hindurch auf seinem Lager. Am Morgen stand er früh auf und ging in die Stadt. Erregt wandelte Willem in den Gassen umher. Die Sonne ging auf und überstrahlte mit ihrem goldenen Ichein die Dächer der Backsteinhuser. Es zog ihn nach dem Hause des Ratsherrn Wandt. Mehrmals ging er an dem Hause vorbei, aber Luise sah er nicht. Die Gassen fllten sich mit Menschen. Ein jeder ging seines Wegs, ohne Willem zu beachten.

Am Abend erschienen in der Herberge bei Wirt Karlson zwei Männer. Einer war hoch von Wuchs und schlank, mit ungewöhnlich langen Armen, einer langen drren Nase und großen trüben Augen. Der andere war das Gegenteil: klein, dick, mit scharfen Augen, die in den Augenhöhlen fortwährend hin- und herflogen. Die beiden hatten fürstliche Amtskleidung an, die ihnen schlecht am Leibe saß. Trotz ihrer ehrbaren Kleidung schenkte man den beiden nicht die geringste Beachtung.

Sie nahmen an dem Tisch aus groben Brettern, der an der Wand stand, Platz und winkten Hans Haal zu sich. Der Kleine flüsterte Haal ernst und schnell etwas zu, während es der Große mit bedchtigem Kopfnicken bestätigte. Haal sah sich erregt um. Nach einer langen Unterhaltung zog Haal seinen Geldbeutel aus der Hosentasche und zahlte dem Großen ein Häufchen Münzen ab, der das Geld sofort in seinen großen Beutel steckte. Dann wechselten sie noch ein paar Worte mit Haal, wonach dieser zu den Auswanderern ging. Haal erzählte, daß die zwei Beamten alle Verpflichtungen, die die Auswanderer Rußland gegeben haben, aufheben können, wenn die betreffende Person diesen bevollmächtigten Männern zehn Taler Geld abzahlt. Wer diese Summe eingetragen hat» kann mit freiem Gewissen nach allen vier

Seiten ziehen, und es bleibt ihm dabei ein beachtlicher Gewinn, da doch die Schuld eines jeden angeworbenen Auswanderers an die russische Regierung gegen hundert Taler ausmacht

Die Zuhörer waren von dieser Neuigkeit erstaunt. Es fanden sich bald Personen, die entschlossen waren sich loszukaufen. Einer erklärte seinen Entschluß:

"Wir gehen einer großen Gefahr entgegen. Der weite Weg auf dem großen Wasser, wo wir alle umkommen können, und ein unbekanntes Land, wo uns vielleicht die Hölle erwartet."

Als sich immer mehr Auswanderer entschlossen, ihre zehn Taler hinzugeben, wurden die fremden Männer frecher, und der Große verkündete laut in den Raum:

„Wer es bereut, her! Morgen ist es zu spät!"

Seb hörte die Bekanntmachung und ging an den Tisch zu den zwei Vermittlern. Er fragte, was sie da täten. Der Große versteckte sogleich seinen Geldbeutel an der Brust. Der Kleine steckte ein großes Messer in seiner Stiefelschaft zurecht. Als Seb laut und entschieden von den zwei Vermittlern Antwort verlangte, wurden diese böse. Der Kleine stellte sich kampfbereit. Der Große sagte:

„Willst du bloß deine Knochen gebrochen haben oder lieber gleich sterben?"

Seb wich nicht, und der Kleine zog sein Messer hervor und holte aus. Aber da hielten ihn Willem und Schreiner schon an den Händen fest und drehten sie ihm, daß er vor Schmerz aufheulte. Der Große ging jetzt mit einer gefährlichen Keule auf Seb los. Peter von der Lauterbach ergriff ihn im gleichen Augenblick an der Gurgel und würgte ihn, bis er ohnmächtig niedersank. Als man ihm das Hemd vom Leibe zog, um den Geldbeutel zu nehmen, sah man an seiner Schulter ein Brandmal. Mit tüchtigen Fußstritten stieß man zuerst den Kleinen, dann auch den Großen vor die Tür. Als man sie losließ, liefen sie eilig fort und verschwanden in der Dunkelheit. Der Große verlor ein goldenes Kreuz, worauf geschrieben stand: Altar der Marienkirche.

In der Herberge gab es jetzt große Aufregung. Adam Scheck sagte, daß sich die Gauner unbedingt rächen werden, und man hätte ihnen das Geld lassen sollen, weil es ihnen freiwillig gegeben wurde. Niemand stand Scheck bei, und er schwieg. Vorsichtshalber stellte man für die Nacht eine Wache an die Tür.

In der Herberge erschien Luise. Sie war ernst und sanftmütig. Willem war von ihrem Anblick so überrascht, daß ihn ein heißer Zug durchströmte. Er wußte nicht, was er Luise sagen sollte.

„Willem", sagte sie, „die Worte vom Heiraten nehme ich zurück und möchte, daß du sie auf immer vergessen tatest." Sie sah Willem vertrauensvoll an: „Wenn du das nicht machst, finde ich keine Ruhe mehr."

Willem war so tief gerührt, er wollte ihre Hand nehmen, doch Luise kehrte ruhig um und ging fort. Willem schaute verwirrt nach Katrin, die ihn mitleidsvoll anblickte.

In der Nacht nach der Begegnung mit Willem träumte Luise von Heinrich. Er war traurig und niedergeschlagen und schaute immer von ihr weg. Als Luise ihn fragte, warum er sich der Begegnung mit ihr nicht freue, sagte er, daß die Worte vom Heiraten, die sie Willem gesagt hatte, ihm Kummer bereiten. Er sagte noch, daß König Georg III., wenn er die ungehorsamen Kolonisten von Neu-England bezwungen hat, ihn nach Deutschland gehen lasse. Seit diesem Traum war Luise wieder in tiefer Trauer um Heinrich.

Spät am Abend vor dem Schlafengehen betete Gastwirt Karlson zu Gott. Erst sang er einige gottpreisende Lieder, was er immer tat, wenn es ihm schlecht oder gut ging. Heute sang Karlson anders als sonst. Seine Stimme klang voll und tönend. Jedes Wort und jeden Laut sprach er geprägt und klar aus. Die Flamme der Kerzen und die Wände der Kammer schwangen erhaben, ergriffen von der Stimme des andachtvollen Sängers. Auch die dunkle Stubendecke, an der Schatten hin und her flatterten, schien in Bewegung zu sein. Nach Beendigung des Gesanges brachte Karlson seine Bitten in Worten vor. Er sagte: „Allmächtiger

Schöpfer, Herr und Gebieter, erfülle meinen Wunsch, damit ich Dich ehren und Dir gehorsam sein kann. Gib den Schiffen, die nach Rußland gehen, keinen Fahrwind, damit meine Herberge noch lange voll besetzt ist. Auch segne und bewahre die russische Kaiserin Katharina II., die den nützlichen Einfall hat, in Deutschland Auswanderer nach Rußland zu werben. Beweg sie dazu, daß sie immerfort Ausländer nach Rußland lockt." Karlson hatte vielleicht noch einige Bitten vorgebracht, wenn nicht ein Tumult in der Herberge und erboste Stimmen Ihn davon abgebracht hätten. Er lief schnell in die Herberge. Willem faßte Adam Scheck an der Brust und drückte ihn an die Wand. Scheck war bleich im Gesicht und schaute ängstlich um sich. Als es in der Stube ganz still geworden war, glaubte Scheck, alle schliefen, und er Willems Bündel und begann dort vorsichtig zu suchen. Willem erwischte Scheck, und da erwachten noch mehr Männer, die wütend auf den Dieb losschrien.

Scheck erklärte, er habe nach dem goldenen Kreuz gesucht, um damit seine Krankheit zu heilen. Das Kreuz war aber bereits dem Altar zurückerstattet. Alle haften sich bald beruhigt und schliefen ein.

Die Einwohner der Herberge bereiteten sich zur Abfahrt vor. Jeden Tag konnte es soweit sein. Es war trübes stilles Wetter. Dichter Nebel verschleierte die Stadt. Ab und zu blies nur leichter Wind vom Meer her.

Ein junger Bursche kam hastig in die Herberge. Er trug schwere Bündel und war erschöpft. Er fragte nach Sebastian Bauer. Seb stellte sich ihm vor, und sogleich erkannte der Bursche auch Katrin. Er sagte, Katrin sei ihrem Vater sehr ähnlich, Meister Linneberger. Der Bursche nannte seinen Namen, Florian Wagner, und sagte, daß er aus Koblenz von Katrins Vater und Mutter Botschaft bringe. Florian erzählte, daß Meister Linneberger ihn in der Herberge „Beim Schwarzen Jakob“ gefunden habe. Linneberger wollte sich mit Auswanderern treffen und besuchte darum alle Herbergen der Stadt. Die Regierung verfolge jetzt streng alle Auswanderer, und diese können sich jetzt nicht mehr am Rheinufer versammeln. Florian sagte, daß Philipp Linneberger ihn in sein Haus genommen und wie seinen eigenen Sohn beherbergt hatte. Er öffnete die mitgebrachten Bündel und überreichte warme Wämser aus dickem Tuch, wollene Strumpfe und Schuhe. Katrin lächelte aufgeregt und schaute bald Seb, der sich auch freute, dann wieder den rotbäckigen Florian an. Zuletzt reichte Florian ein großes Bündel, das sorgfältig Verpackt war, Katrin hin.

„Von Mutter Marget“, sagte er, „Windel und Kindersachen.“

Katrin schluchzte und lächelte dabei. Sie lehnte sich an Seb und streichelte ihm zärtlich den Arm.

Florian sagte, daß er mit noch einigen Dutzenden Auswanderern angekommen sei und jetzt mit Seb und Katrin weiter reisen wird. Danach überreichte er Katrin einen Brief von ihrem Vater. Katrin öffnete ihn und las. Tränen rollten ihr über die Wangen. Ihr Vater schrieb, daß er vor Wehmut krank ist. Er wartet jetzt schon auf ihre Rückkehr nach Koblenz. Ihm ist es, als sei sein Haus ausgestorben. das Licht verloschen und die Luft zum Atmen habe sich verflüchtigt. Er war beim Ratsherrn Bellenger. Bellenger sagte, daß die Regierung des Bistums sich an den Kaiser gewandt hat, er soll Maßnahmen zur Verhinderung der Auswanderung aus dem Deutschen Reich unternehmen. Auch wurde darauf hingewiesen, daß die Freistädte am Meer den deutschen Ländern zuwiderhandeln, da sie ungehindert deutsche Männer und Frauen durch ihre Häfen in andere Reiche ziehen lassen. Aber die Freistädte am Meer fürchten den Kaiser nicht, weil sie sich hinter dem Rücken von Hannover und Preußen verstecken. Der Kaiser wird ja schwerlich gegen die Städte Machtmittel anwenden, da Österreich durch die Auswanderung nicht leidet. Mit Preußen will der Kaiser keinen neuen Krieg anfangen, weil er befürchtet, die neue russische Kaiserin könnte Preußen beistehen, was für Österreich den Untergang bedeuten würde. Aber trotzdem, schrieb Philipp Linneberger, bete er jeden Tag zu

Gott, daß er den Kaiser bewege, Truppen in die Hafenstädte zu schicken, um der Auswanderung ein Ende zu machen.

Katrin weinte bitterlich. Auch Seb war traurig, aber er versuchte Katrin zu trösten.

„Alte Leute sind kleingläubig. Sie sehen Gefahr, wo keine ist.“

Katrin nickte bejahend, doch die Eltern taten ihr leid.

Seb fragte Florian, ob er eine Familie bei sich habe oder ob er noch ledig sei. Florians Gesicht wurde sogleich düster:

„Bin ledig und reise allein. Zu Hause in Hessen habe ich eine Braut, Maria, sie wartet auf mich, und ich werde ihr treu bleiben“, sagte er ernst und fest.

„Da kann sie warten, die Maria, bis ans Ende ihres Lebens“, bemerkte Peter von der Lauterbach, der Florians Worte gehört hatte. „Oder denkst du, an die Wolga ziehen wäre so wie über den Main von Frankfurt nach Offenbach fahren? Rußland hat feste Grenzen. Kein Land auf der Welt hat an den Grenztoren solche großen Sohlösser wie Rußland. Von Rußland gibt es kein Zurück.“

Seb unterbrach Peter von der Lauterbach.

„Die Schlösser sind für die Russen. Uns geht das nichts an.“

Florian blieb aber traurig.

Um ihn versammelten sich Männer und Frauen, die früher von Koblenz hierher gekommen waren. Alle fragten nach der Heimat, wie es dort aussieht, wie das Wetter ist und was sich dort, seitdem sie fort sind, verändert hat. Die Bauern fragten, ob die Gutsbesitzer immer noch das Flurrecht haben, ob die Waldgerechtigkeit wohl geregelt sei. Die aus den Städten fragten, ob die Gesellen die Meister zum Nachgeben gezwungen hätten oder nicht. Als ob sich in der kurzen Zeit ihrer Abwesenheit etwas hätte ändern können.

Am letzten Tag vor der Abfahrt erschien bei Seb unerwartet Kaufmann Notke. Er brachte zwei Kisten in die Herberge und übergab sie Seb.

„Das ist Essen auf die Reise für Sie und Ihre Freunde“, sagte er zu Seb. „Da sind geräucherte Fische, Würste, Zwieback, Zucker und Tee. Das Essen auf den Schiffen ist schlecht, Ihre Reise dauert lange, Rußland ist weit.“ Er sagte, daß die Kisten ein Geschenk sind, welches Pastor Herd zusammengestellt hat. „Ratsherr Wandt und noch einige meiner Freunde haben auch etwas dazugegeben“, erklärte Notke.

Seb dankte für die Fürsorge, die man ihm zukommen ließ. Notke erzählte, daß er gedenke, mit noch anderen Kaufleuten ein Schiff mit Waren nach Saratow zu senden.

„Wir werden uns anfangs mit wenigen Waren an die Wolga begeben, um den Weg und die Aussichten zu erkunden, natürlich, wenn uns die russische Regierung den nötigen Schutz leistet.“ Notke übergab Seb einen Brief an den Stadthalter von Saratow und dazu noch ein Kästchen mit einem Kleinod, das er hoch schätzte, und bat, es persönlich dem Stadthaupt, Herrn Alexander Wassiljewitsch Tschertkow, auszuhändigen. „Damit wollen wir der Stadtverwaltung unsere Ehrerbietung bezeigen.“

Notke zog noch ein, Päckchen mit einem Brief hervor.

„Dieses für den Ataman der Vorstadt Pokrowsk, Herrn Iwan Stanislawowitsch Kobsar. Wir hörten schon von seinem Großmut und Dienstfeier. Ihm übergeben sie unseren Freiheitsgruß.“

Die Zeit der ersehnten Abfahrt war gekommen. Man befürchtete, daß die deutschen Länder, die die Auswanderung verboten hatten, von der Stadt verlangen könnten, die Ausfahrt der Auswanderer aus dem Hafen der Stadt zu verhindern. Doch die Stadt selbst dachte nicht daran, die Auswanderung zu verbieten, da der Verkehr mit Rußland die größten Einkünfte für die Schiffe brachte: Fahrten nach Obersee waren eingeschlafen, da in dieser Richtung alle Frachten jetzt über Hamburg gingen.

Es war dunkel. Die niedrige, mit blassen Sternen besäte Himmelsdecke hing beinahe Ober den Baumkronen. Kühler feuchter Wind rauschte in den schweren Wellen des Flusses.

Die Bündel wurden auf Fuhren gefahren. Die Auswanderer wurden von Freunden, die sie schon in der Stadt erworben hatten, begleitet. Die hohen Masten der Schiffe malten sich kaum merklich am Firmament ab. An einem Sechsmaster sah man Laternen leuchten. Auch hörte man Gemurmel von Menschenstimmen und mitunter laute Befehle de Schiffer. Am Schiff blieben die Auswanderer stehen. Florian Wagner starrte nachdenklich vor sich hin. Er sagte zu Seb:

„Ich gehe nicht aufs Schiff. Ich fahre zurück zu Maria. Ich sehe sie vor mir, höre sie rufen. Auf das Meer gehe ich nicht allein.“

Seb, Katrin und die anderen versuchten, Florian zu beruhigen. Er aber trat zurück und verschwand.

Seb, Katrin, Willem und Müller bestiegen das Schiff. Jeder besetzte eine Koje und richtete sich auf die weite Fahrt ein.

In dem Schiffsraum war schwere Luft. Abscheuliche Gerüche erschwerten das Atmen. Willem ging aufs Deck an die frische Luft Am Ufer stand eine Menge Begleiter aus der Stadt Willem übersah sie mit forschendem Blick. Unter den Menschen erkannte er plötzlich Luise. Sie hatte Willem auch bemerkt und winkte ihm zu. „Luise!“ schrie Willem. Luise rief ihm zurück:

„Willem! Viel Glück auf deiner Reise, kehre bald wieder zurück!“ Dann ging sie weg und verschwand in der Menschenmasse.

Willem war es, als müsse er das Schiff verlassen und Luise suchen. Doch er blieb.

Am anderen Tag stach das Schiff in See. Fahrwind trieb es schnell voran. Bald sah man am Horizont die

Küste Deutschlands nur noch als schmalen Streifen, der nach und nach ganz aus den Augen verschwand.

Drittes Kapitel KATHARINA II.

Die Zarin Katharina II. saß am Tisch im kleinen Gastzimmer im neuen Winterpalais. Ihr gegenüber placierte sich Fürst Grigori Orlow. Katharina hatte ein prunkvolles Kleid an: himmelblauer Samt, mit Gold bestickt, am Hals weit ausgeschnitten. Nur eine durchsichtige Rüsche bedeckte die weißen reizenden Brüste der jungen Zarin. Das Leibchen lag fest um die Brust. Besonders hart schnürte es die Taille, von wo an der Reifrock voller Falten den Unterkörper gleich einer weiten Kuppel verhüllte.

Grigori Orlow war bei Hof als schöner Mann berühmt. Er war einer der drei Brüder Orlow von der Garde, die Katharina am 28. Juni 1762 auf den Thron verhalfen. Damals war Grigori Offizier und in die Zarenfrau Katharina verliebt. Auch Grigori Orlow war für Katharina ein heißbegehrter Mann. Doch die Zarin mußte immer öfter ihre natürlichen Gefühle unterdrücken.

Herrscherin zu werden, war das Ziel der jungen Prinzessin Sophia von Anhalt-Zerbst, als man ihr den russischen Thronerben, ihren Cousin Peter, den Prinzen von Holstein, zum Mann antrug. Mit fünfzehn Jahren kam sie nach Moskau, wo die Zarenfamilie residierte. Zu dieser Zeit regierte in Rußland die Zarin Elisabeth, die Tante des Cousins Peter. Die Zarin war sehr froh über die Braut für ihren Neffen. Nach einem Jahr, nachdem die Prinzessin von Anhalt-Zerbst russisch getauft worden war, ließ Elisabeth die beiden vermählen. Doch gleich am Anfang des Ellebens fühlte Peter, daß er von Katharina weder Liebe noch Zärtlichkeit zu erwarten hat Bis zum Tode der Zarin Elisabeth lebten Katharina und Peter getrennt

voneinander. Peter ließ aus Holstein eine Truppe Soldaten kommen, übernachtete bei ihnen, trug die Holsteiner Uniform und ließ die Holsteiner Buben zu seinem Vergnügen exerzieren. Später hatte sich Peter eine Meute angeschafft und widmete seine ganze Zeit der Dressur der Hunde.

Nachdem Katharina ihren Mann, der als Peter III. den russischen Thron bestiegen hatte, mit Hilfe der Garde gestürzt hatte und selbst Zarin wurde, begann sie Ausbaupläne für das Reich zu entfalten. Es waren eine ganze Menge: Gründung von Städten, Reformen in Handel und Verwaltung, Bau von Palästen, Kirchen und Schulen. Einer der größten und wichtigsten für sie war der Plan für die Wolga. Der große Strom sollte für Rußland das werden, was für die westeuropäischen Länder die sie umspülenden Meere waren. Sie sah in ihren Gedanken, wie sich das Land an der Wolga belebt und aufblüht. In ihrem Bericht erklärte Katharina: Die Untere Wolga ist eine Lücke wo der lange und für uns wichtige Wasserweg Wolga—Kaspisches Meer unterbrochen wird. In der Gegend gibt es keine christliche sesshafte Bevölkerung. Das Land wird von den nomadisierenden Heiden beherrscht, die uns feindlich gesinnt sind. Wir müssen es mit sesshafter Bevölkerung besiedeln und von da aus nach Mittelasien vordringen. Eroberung neuer Länder genehmigt uns jeder Mann. Sie stärkt die Vaterlandsliebe und die Regierungstreue.

Katharina erließ ein Manifest über die Anwerbung von Ausländern zur Ansiedlung an der Unteren Wolga. Fürst Grigori Orlow war in dieser Frage von der Zarin empfangen worden. Er berichtete von den Einwanderern die vor ein paar Tagen auf einem Hansaschiff in Oranienbaum angekommen waren. Wie die Kommissare berichteten, sind die Akömmlinge sehr ermüdet, unter ihnen gibt es Kranke. Eine Person ist nach der Ankunft gestorben. Ein Arzt leistet den Kranken Hilfe. Einige Schwerkranke wurden zur Ader gelassen. Sie befinden sich nach der Pozedur in halbohnmächtigem Zustand, es besteht aber Hoffnung auf ihre Genesung. Essen und Ruhe werden alle bald wieder auf die Beine stellen. Ein Teil der Ausländer sagt sich ab, weiter zu reisen. Sie wünschen in der Hauptstadt zu bleiben.

„Rebellieren?“ fragte Katharina.

„Vorläufig sind es nur Bitten. Drohungen waren noch nicht zu hören“, erwiderte Fürst Grigori Orlow.

„Und was sagt das Volk zur Ankunft der Ausländer?“

„Uns Russen sind von Natur aus alle Ausländer zuwider. In der Garde sagt man: Peter hat uns Holsteiner Bengel auf den Hals gehetzt, Katharina bringt jetzt Deutsche zu uns ins Land.“

Die Zarin wurde gereizt und vor Ärger rot.

„Erklären Sie der Garde, daß diese Menschen keine Soldaten sind. Sie tragen keine Waffen. Es sind friedliche Menschen, die uns helfen werden, unser Reich zu festigen und zu vergrößern.“

„Ihre Majestät, die Garde befürchtet, daß die deutschen Kolonisten unser Reich untergraben werden.“

„Wieso?“ fragte Katharina bestürzt.

„Sie werden keine adeligen Herren über sich haben, was für uns verderblich ist.“

„Reden Sie weiter“, befahl Katharina.

„Wir befürchten Unruhen im Reiche, die unter den Kolonisten guten Boden haben können. Die Kosaken am Jaik murren bedrohlich. Die Ausländer bringen aus ihrer Heimat die Voltairesche Seuche mit sich, was Anklang bei uns finden könnte.“

„Ich halte dieses für unmöglich“, widersprach Katharina.

„Aber Rasin und Bulawin? In der Hauptstadt verbreitet ein junger Edelmann aus Saratow mit Namen Alexander Radistschew Voltairesche Ideen, die er aus Leipzig hierher gebracht hat. Radistschew hat Anhänger unter den Adligen.“

„Wie kann das sein?“ fragte Katharina erbost. „Voltaire ist gegen die Adligen?“

Grigori Orlow nickte schwermütig mit dem Kopf.

„Es finden sich eben immer solche Menschen, die den Ast abhauen wollen, auf dem sie sitzen.“

Katharina saß eine Weile in Gedanken versunken.

„Wir werden für die Ausländer ein Departement gründen“, sagte sie dann, „welches sie gerade so regieren wird, wie die adligen Gutsherren ihre leibeigenen Bauern verwalten. In Deutschland ist die Leibeigenschaft faktisch aufgehoben. Wir können darum die Kolonisten nicht dazu zwingen.“

Grigori Orlow berichtete weiter:

„Von den Vorstehern der schon an der Unteren Wolga bestehenden Kolonien trafen ernste Klagen ein. Sie behaupten, daß die Gegend ihrer Ansiedlung für seßhaftes Leben nicht geeignet sei. Besonders schlecht sei es in den Steppen am linken Ufer der Wolga. Große Dürre zerstöre die Saaten, das Gras verdorre und die Bäume vertrockneten. Von der brennenden und anhaltenden Hitze erkrankten Menschen und Vieh. Bei alledem sei der Sommer zu kurz, und man könne so wenig Feldarbeit verrichten. Auch klagten sie, daß die Nomaden, die sich in der Nähe der Kolonien aufhalten, mit ihrem Vieh ihre Saaten vernichten. Die Kolonisten bitten um eine geeignetere Gegend zur Ansiedlung und geben den Nordkaukasus an.“

Katharina war merklich erregt.

„Man berichtete mir früher, daß die Kosaken aus der Vorstadt Pokrowsk in kurzer Zeit sehr reich geworden seien“, sagte sie zu Grigori Orlow.

„Die Pokrowsker Kosaken sind Salzfahrer. Sie weigern sich beständig, sich mit Landwirtschaft zu beschäftigen. Wahrscheinlich ist es für sie nicht vorteilhaft.“

Katharina befahl:

„Schicken Sie sofort eine Expedition in die Umgegend von Saratow, die die Sachlage untersuchen und mir darüber Bericht erstatten soll.“ Nach einer Pause fügte Katharina in halblautem Ton hinzu: „Ehe die Ausländer dort zugrunde gehen und unser Geld verloren ist.“

„der sachkundigste in der Naturerforschung ist Peter Simon Pallas, ihn wird man mit der Expedition beauftragen müssen“, sagte Grigori Orlow.

„Das ist der Franzose mit dem deutschen Hezen? Ist er immer noch seinem Preußenkönig treu?“

Grigori Orlow nickte zustimmend.

„Teilen Sie seiner Expedition noch einige gelehrte Russen zu“, willigte Katharina nach kurzem Überlegen ein.

Viertes Kapitel AUF RUSSISCHEM BODEN

Kalter feiner Regen rieselte vom trüben schwereHimmel auf Oranienbaum herab. In den düsteren Nebel waren die alten Schlösser gehüllt. Das Meer wiegte sich langsam in schweren, festen Wogen weit bis an den Horizont.

Oranienbaum war leer. Kronprinz Paul mit seinem Gefolge, der den Sommer hier verbrachte, war mit dem Herannahen des Herbstes nach Petersburg zurückgezogen. Es waren nur einige Aufsichtswärter, Restauratoren, Gärtner, Pferde- und Hofknechte zurückgeblieben. Diese aber gingen bei dem schlechten Wetter nur selten aus und wenn, dann ganz ver mummt. Nur die Soldaten des Regiments Ingermanland, die Oranienbaum bewachten, schritten ausgerichtet, offen bei dem endlosen Regen durch die durchnäßten Straßen. Der Soldat darf Wetter und Zeit nicht beachten. Ihn darf nichts hindern, weder Schnee noch Regen, weder Berg noch Tal, weder Tag noch Nacht — alles muß er bezwingen. Das ist die Pflicht des Kriegers.

Das Heer der Zarin Katharina II. bestand aus Landregimentern, deren Waffen nach außen gerichtet waren, und der Garde, die den Schutz des Thrones zu leisten hatte. Seit ihrem Bestehen hatte die Garde schon mehrere russische Herrscher vom Throne gestoßen, wenn deren Regieren dem Adel nicht gefiel. Die Garde war aus Adeligen rekrutiert und erfüllte deren Willen. In den langen siebzehn Jahren, wo Katharina auf die Zarenkrone wartete, hatte sie gut gelernt, daß man den Willen des Adels berücksichtigen muß, um ihn dann umgeformt als den seinigen ausgeben zu können, was ihr beim Adel stets das gewünschte Vertrauen verschaffte.

Neben der Stadt, wo einst das Lager des Holsteiner Truppendetachements war, befand sich jetzt das Lager angeworbener Einwanderer, die vor ein paar Tagen auf einem Hansaschiff aus Lübeck angekommen waren. Müde von der langen und schweren Seefahrt, waren sie zufrieden, daß sie wieder auf festem Boden waren. Starker Gegenwind hatte bei den Leuten an Bord alle Geduld erschöpft. Die heimliche Angst vor Schiffbruch, die jeder den weiten Weg zu Wasser in sich trug, war geschwunden. Jetzt war man an Land und seinem Ziel schon viel näher.

Eine Gruppe Männer hatte Streit. Es waren Bauern, die die ganze Fahrt ihre Zeit in Gesprächen über ihre Zukunft verbrachten. Karl Frank meinte, daß das vorteilhafteste Vieh für den Bauern das Rind sei. Der dicke Heinrich Schulz schrie Frank böse an:

„Und woher das Futter nehmen für so große Fresser, frage ich dich? Ein Halbdutzend Rindvieh braucht ein Landgut für sich als Weidegrund.“

„Wo eine Kuh frißt, dort gibt das Land mehr von dem Dünger, den du von der Kuh kriegst“, erklärte Frank

Schulz lachte laut dazu.

„Die Kuh muß aber erst fressen, ehe sie Mist gibt“, bemerkte Schulz.

„Das ist doch nur am Anfang“, sagte Frank.

„Den Anfang machen, darin liegt gerade das Unmögliche in deiner Viehzucht“, triumphierte Schulz.

„Was erzählt ihr für Unsinn“, fiel Salomon Klein ins Wort. „Kühe kann man halten, wenn man reich ist, und reich kann man nur werden, wenn man Schafe züchtet. Wenn schon von Nutzen die Rede ist, da geht nichts über das Schaf. Da hast du Wolle, und Wolle, das ist Tuch, und auch Fleisch und Fett hast du vom Schaf. Schafe, das ist ein heimlicher Reichtum.“

David Puhl unterbrach das Gespräch. Alle horchten auf. Man wußte, daß er ausgegangen war und etwas Neues mitteilen wird.

„Ich traf einen Soldaten aus Saratow“, sagte er. „Er lobt die Gegend.“

„Was hat er gesagt?“, fragte Karl Frank.

„Feld, erzählte der Soldat, sei dort viel. Auch Wald, Wiesen und Wasser. Nur gibt es in der Gegend keine Dörfer und Städte außer Saratow und Pokrowsk. Nur wilde Menschen ziehen dort umher und rauben und plündern, wo sie nur können.“

Schulz war so erschrocken, daß er sich duckte.

„Man schickt uns dorthin, damit uns die Wilden umbringen“, sagte er ganz traurig und ängstlich.

„Umbringen, was ist dabei“, sagte Frank böse, „wir werden uns schon wehren. Wenn es soweit ist, steht ein jeder von uns seinen Mann.“

Die Zuhörer nickten Frank beistimmend zu. Und doch waren sie verwirrt. Klein fragte, ob die Wilden an der Wolga groß und stark seien und ob sie auch mutig angreifen. David Puhl erzählte weiter, die Wolga sei so breit, daß man von einem Ufer das andere nicht sehen könne. Im Sommer wäre es dort so heiß, daß man im Sand Eier kochen kann.

„Ihr Leute“, stöhnte Klein, „uns erwartet nichts Gutes. Unser Bestes wäre umkehren — dorthin, woher wir gekommen sind.“

„Bist bange vor der Hitze?“ fragte Puhl. „Den ganzen Weg hast du dich vor Kälte gefürchtet, jetzt fürchtest du dich vor Hitze. Was bist du für ein Mann? Hast nichts als Angst im Leibe.“

Die Männer lachten. Schulz sagte:

„Du hast recht. Ein Mann darf sich nicht fürchten.“

„Ja“, bestätigte Frank, „wenn man sich fürchtet, dann ist man sicher verloren.“

Die Aufregung bei den Männern hatte sich völlig gelegt, und ein anderes Gespräch wurde angeknüpft. Es war die Frage, was richtig ist: Aus Liebe oder aus Berechnung zu heiraten. Da teilen sich wieder die Meinungen. Die einen sprachen sich für die Liebe, die anderen für den Vorteil aus. Besonders eifrig trat für die Heirat aus Liebe Salamon Klein ein. Er redete mit tiefem Gefühl und so gerührt, daß seine Stimme weinerlich klang.

„Mein Bruder Abraham ist an einer Heirat ohne Liebe gestorben. Er mußte unsere Nachbarin Susanna heiraten, weil sie reich war und er Erbe des Hofes werden sollte. Abraham ekelte sich aber dermaßen vor Susanna, daß er bald nach der Heirat an Gelbsucht starb.“

„Da war dein Bruder aber ein niedlicher Kerl“, bemerkte Frank.

„Ja, ja“, bestätigte Puhl, „er brauchte einfach tagsüber nicht daran zu denken, daß Susanna seine Frau ist, und in der Nacht sieht man sowieso nichts.“

Ein lautes Gelächter brach aus. Als man der Gespräche müde war, spielte man Würfel. So vertrieb man sich die Zeit und hoffte, bald an die Wolga zu kommen.

Katrin Linneberger saß auf ihren Bündeln und starrte müde in den Raum, der voll von sich langweilenden Menschen war. Ein Mann, nicht weit von Katrin, seufzte unzufrieden und sagte:

„Wann hört nur mal das Sudelwetter auf, damit man sich wenigstens einmal in Rußland ordentlich umsehen könnte.“

Sein Nachbar lachte und erklärte:

„So regnet es hier hundert Tage im Jahr, die restliche Zeit schneit es.“

Zu Katrin kam Willem Bach. Er war eben erst weggegangen und kam schon wieder zurück. Katrin sah ihm an, daß er was Wichtiges auf dem Herzen hatte. Willem war erregt wie nur selten.

„Katrin“, sagte er, „ergib dich dem Müller nicht. Sein Ziel ist nicht das deinige. Er will bei Hof bleiben.“

„Das ist doch gut, wenn er es fertigbringt. Müller sagt, daß seine Bittschrift bei der Zarin zum Entscheid kommt“, erklärte Katrin.

„Aber die Ehre und das Gewissen“, sagte Willem und seufzte tief.

„Verliert er etwa seine Ehre, wenn er bei Hof dient?“ fragte Katrin.

„Nein, verlieren vielleicht nicht, aber er darf seine Ehre nicht zeigen. Wer Herren bedient, muß seine Ehre und sein Gewissen gut versteckt halten.“

„Wenn man eins will, muß man das andere verlieren“, sagte Katrin. Nach kurzem Überlegen fügte sie hinzu:

„Dabei muß jeder selbst wissen, was wichtiger ist.“

„Für mich;“, sagte Willem, „ist eine Handvoll Freiheit mehr wert als ein reichliches Festessen und das weichste Federbett in einem schönen Schloß.“ Willem holte wieder tief Luft. „Lieber auf Stroh in einer Hütte schlafen als in den Federn als rechtloser Diener eines Herrn“.

„Willem“, sagte darauf Katrin, „da müssen wir uns eben hier trennen. Du fährst an die Wolga, und wir bleiben hier in der Hauptstadt.“

„Das wird nicht geschehen“, sagte Willem kurz und schroff.

„Warum?“ fragte Katrin.

„Warum, fragst du mich? Weil ich dich liebe“, sagte Willem.

„Du hast mich bis ins Herz erschreckt“, antwortete Katrin. Vor Erregung war sie bleich geworden.

„Hast du bis jetzt nicht gemerkt, daß ich nur dich sehe, mich immer bei dir aufhalte, nur für dich lebe?“

„Ja, aber ich dachte nie, daß du es mir sagen wirst.“

„Ich wollte es auch nicht sagen, nie in meinem Leben. Aber, ich bin nicht mehr Herr über meine Gefühle.“

„Über deine Zunge hättest du doch Herr bleiben sollen. Was versprichst du dir von der Liebe zu mir?“ fragte Katrin ernst.

„Was ich bis jetzt davon hatte: dich in meiner Nähe.“

„Für mich bedeutet das ein großes Unglück, ewige Qual. Zwei Männer kann ich nicht lieben. Ich müßte dann heuheln und lügen. Das kann Ich nicht machen, da komme ich vorzeitig um mein Leben.“

„Verzeih mir, Katrin, daß ich so unbedacht gehandelt habe.“ Willem senkte beschämt den Kopf und starrte auf den Fußboden.

Katrin blieb auch eine Weile still, dann erhob sie ihren Blick treuherzig zu Willem und sagte:

„Wir werden an die Wolga fahren. Seb sagte mir auch, daß Diener sein kein leichtes Los ist.“

Müller ging unruhig im Lager umher. Sein Geld hatte er bereits versoffen, und jetzt suchte er, ob er nicht irgend jemanden auf Leim locken könnte. Er ließ sich wieder bei Philipp Schreiner nieder. Schon vielmals machte Müller auf den Weinkrug, den Schreiner aus Hessen mit sich hatte. Schreiner hatte sich das Gelöbnis gegen, den Krug in Rußland, wenn er am Ansiedlungsort ort angekommen ist, zu seinem künftigen Glück auszutrinken. Müller erzählte, daß er bei Hof bleibt, mit einflußreichen Höflingen Freundschaft schließen wird, so daß er Schreiner dann helfen kann.

Schreiner brummte böse.

„Das habe ich nicht nötig und glaube auch nicht daran. Die sind mir viel zu schlecht und zu sündhaft.“

„Hilfe“, sagte Müller, „kann man auch vom Feind annehmen, das Gewissen verbietet das nicht.“

„Schweige mir wegen den Fürsten. Es gibt nichts Gemeineres als solch einen Landesherrn. Ich will von ihnen nichts und bin deshalb nach Rußland gegangen, um mir selbst zu helfen.“

Neben Philipp Schreiner saß Johann Haal. Er winkte Müller zu sich.

„Hoffen Sie nicht darauf, Müller, daß Sie an den Hof kommen. Ich habe gestern mit einem Gärtner vom Schloßgarten gesprochen. Der Mann ist Franzose und heißt Lamberti. Er spricht gut deutsch und ist offenherzig. ‚Die Zarin Katharina II.‘, sagte er mir, ‚entläßt alle Ausländer aus dem Hofdienst, um nicht in den Verdacht zu kommen, sie sei nicht für die Russen.‘“

Müller schaute sich eingeschüchtert um.

„Könnte man doch ein Glas Wein auftreiben, um sich zu beruhigen und Mut zu fassen.“

Haal zeigte auf Philipp Schreiner. Müller spuckte böse aus.

„Ein Geizhals“, sagte Müller, „sitzt mit dem Arsch darauf und gibt keinen Schluck, wenn man auch gleich auf der Stelle sterben tät.“

Schreiner, der das Gespräch gehört hatte, sagte höhnisch:

„Deine Krankheit ist nicht zum Sterben.“

Die Männer schwiegen. Dann sagte Haal:

„Die Zarin ist eine kluge Frau. Sie hat uns hierher kommen lassen, um von uns Nutzen haben, und den werden wir ihr bringen müssen, ob wir wollen oder nicht.“

Seb saß am Bett des sterbenden Adam Scheck. Der junge Mann stammte aus Württemberg und mag Mitte der Zwanzig gewesen sein. Sein Bauch und auch die Gliedmaßen waren dick angeschwollen. Er stöhnte vor Schmerz und machte hartnäckige Versuche, sich zu krümmen und zu wälzen. Seine Augen waren trübe und matt.

„Seb“. sagte er, „du bist ein ehrlicher und gewissenhafter Mann. Du tust keinem Menschen was zu leid.“ Scheck schwieg vor lauter Schwäche. Es schien, als hätten seine Schmerzen nachgelassen. „Ich“, sprach er auf einmal weiter, „bin sündhaft. Schwere Verbrechen habe ich auf dem Gewissen.“ Der Kranke machte wieder eine Pause. „Du sollst darüber vor meinem Tode erfahren“, sagte er jetzt. „Da kein Geistlicher zugegen ist, sollst du mich von meiner schweren Schuld freisprechen.“

Seb wollte dem Sterbenden Trost geben und sagte:

„Soweit ist es noch nicht bei dir. Es kann sich noch alles zum besten wenden.“

Adam Scheck schaute Seb scharf fragend an.

„Hast du schon einmal gehört, daß ein Mensch, der Wassersucht hatte, gesund wurde? Wer an Wassersucht leidet, der muß sterben. Das habe ich schon als Kind gewußt.“ Der Kranke stöhnte wieder schwer, und es schien, als verließen ihn die Sinne. Er machte Versuche, sich zu erheben, fiel aber ohnmächtig wieder zurück und schloß die Augen. Schwerer dumpfer Atem entstieg seiner Brust. Seb und noch einige Landsleute, die um den Kranken waren, schauten sich traurig an.

Nach einer Weile öffnete Adam Scheck die Augen. Sein trüber Blick war auf Seb gerichtet.

„Ich heiße Nazi Saumsig. Adam Scheck ist mein falscher Name. Unter diesem Namen entkam ich der Strafe, die mir drohte. Krank und schwach ging ich unter die Menschen, um der Verfolgung zu entgelten.“ Nach langem Schweigen machte Scheck mit der Hand ein Zeichen, daß alle außer Seb fortgehen sollen. Als er mit Seb allein war, sagte er leise und furchtsam: „Ich habe Menschen erschlagen.“

„Wieviel?“ fragte Seb erschrocken.

Adam Scheck zeigte zitternd drei Finger.

„Drei?“ fragte Seb. Scheck nickte bejahend mit dem Kopf. Seb erhob sich, schaute streng und erregt auf den vor ihm liegenden Kranken. Einen Augenblick stand mir kurz und wahr, warum und unter welchen Umständen du die Mordtaten begangen hast.“

„Die Gier nach Habe hat mich dazu verführt. Erst war ich Dieb, dann Räuber und Mörder.“ Scheck erzählte zusammenhängend, als hätte er vorher alles gut eingeübt.

„Meine Opfer überfiel ich an den Straßen. Heimtückisch versetzte ich ihnen den Todesschlag. Einer bemerkte mich und bat weinend, ich soll ihm doch sein Leben lassen.“ Scheck machte eine Pause, als rühre ihn das, was er erzählte.

„Mich ärgerte dieses Winseln, und ich zerschmetterte dem Flehenden den Kopf mit der Keule.“

Seb stand auf und wollte weggehen.

„Seb, wo willst du hin?“ rief Scheck erschrocken.

„Dich der Gerechtigkeit ausliefern, damit du der verdienten Strafe erliegst.“

„Bedaure mich. Ich hatte Vertrauen zu dir, und du bist grausam gegen mich.“

„Wie kannst du auf Mitleid hoffen?“

Seb wollte eilig die Polizei rufen, die den Verbrecher festnehmen sollte. Das ging aber nicht so schnell. Adam Scheck war ganz von Furcht ergriffen. Sie trieb ihn zur Verzweiflung. Am Morgen fand man Scheck tot auf seinem Lager. Er lag in Blut. Neben ihm fand man Messer, mit dem er sich die Gurgel durchgeschnitten hatte.

Um den Toten versammelten sich Weiber und beteten für seine ewige Ruhe. Ein Beamter bestätigte den Tod von Adam Scheck, der durch Sdfbstmord eingetreten war. Danach wurde die Leiche ohne Aufzug und Gebet im Moor unweit vom Lager begraben. Man häufte keinen Hügel darüber und stellte auch kein Kreuz darauf. In dem Verzeichnis der Einwanderer machte ma hinter dem Namen Adam Scheck den Vermerk: Durch Selbstmord verschieden, seine Schulden an die Kasse des Reiches sind einer Kolonie an der Wolga auf die Rechnung zu schreiben.

Die Versorgung der Einwanderer im Lager bei Oranienbaum besorgte das Regiment Ingermanland. Die Errichtung einer Küche für hundert Menschen für einige Tage hielt man für vefschwenderisch und verpflichtete darum das Regiment, für die Einwanderer zu kochen. Die Soldaten übgnahmen aber diesen Auftrag gar nicht gern:

„Uns Krieger hat man zu Lakaien der ausländischen Lümmel gemacht.“

Die Einwanderer bekamen dies am schlechten Essen zu spüren. Aber nach so langer Zeit mit karger und schlechter Verpflegung auf dem Schiff schmeckte das Essen hier gut, und man erhob keine Klagen.

Ein Offizier der deutsch sprach, fragte Willem Bach nach dem Ziel der Einwanderer. Willem erklärte, daß sie von den Kommissaren der Zarin angeworben seien, um sich in freien Gegenden des Reichs anzusiedeln. Der Offizier, der kaum zwanzig Jahre alt war, schüttelte erstaunt den Kopf. Er war erbost:

Auch da sollen uns Auslander vorangehen. Können wir etwa nicht selbst unser Land besiedeln? Ist das so eine komplizierte Sache, daß wir ein Vorbild brauchen?" Der Offizier seufzte schwer. „Unser Thron und alle, diel um ihn herum sind, haben keinen Glauben an uns Russen. Sie wollen uns regieren und sich dabei auf Ausländer stützen.“

Willem erklärte dem Offizier, daß man ihnen von Vorbildsein nichts gesagt hat. Er verstehe die Maßnahmen der Zarin mit den Einwanderern als Zweck zur Vermehrung der Bevölkerung.

„Unser Land“, sagte der Offizier, „brauchen wir selbst für unsere Nachkommen in künftigen Zeiten.“ Mit diesen Worten trat der Offizier zornig beiseite.

Bei Tisch saßen heute nur drei von den Freunden. Müller war abwesend. Er hatte sich zu Offizier Damke gesellt. Die zwei hatten bei einem Bauern ein Getränk erhascht, das berauschende Wirkung hatte. Es schmeckte nach Kleister, und trotzdem hatten sich Müller und Damke gehörig einen angesoffen.

Katrin hatte sich unauffällig verändert. Sie schaute tiefernst und traurig. Wenn ihr Blick Willem traf, senkte dieser den Kopf und erstarrte.

Seb merkte, daß Katrin anders geworden war. Er glaubte, sie litt an Heimweh, und erzählte ihr einige lustige Geschichtchen, bis sie lachen mußte.

Müller kam angeheitert zurück. Er holte nach langer Zeit seine Geige hervor und spielte lustige und traurige Weisen. Um ihn versammelten sich bald fast alle. Die bekannten Melodien im fremden Land besänftigten das Herz. Mit voller Stimme sang man Lieder der Heimat. Philipp Schreiner schmetterte lustige Reime zu Hochzeitsfesten, Seb sang ein Lied im Schleifertakt vom Neckartal. Hans Haal und Margeth Rötel tanzten in dem engen Raum einen Schleifer. Die Leute umschlangen sich, wiegten sich im Takt und trällerten ganz vergnügt.

Als es so schön und lustig zugging, erschien in der Tür ein Offizier in Uniform. Er war ein junger und schöner Mann. Er nahm militärische Haltung ein und sprach laut und ernst in den Raum. Ein Dolmetscher übersetzte.

„Ich verbiete“, sagte der Offizier, „hier in der Nähe des Schlosses Seiner Hoheit des Kronprinzen Paul jeden Gesang und Belustigungen. In so unmittelbarer Nähe der Gemächer Ihrer Majestät, die von Ihr öfters bewohnt werden, darf man sich nur mit gebeugtem Haupt aufhalten. Lose Haltung, Lärm, Gesang und lautes Sprechen schaden der Ehre Ihrer Majestät.“

Auch verbiete ich hier, in eurem ausländischen Welsch zu sprechen. Sie dürfen nur russisch sprechen."

Die Einwanderer waren erstaunt.

Seb ging zu dem Offizier und fragte ihn:

„Wer sind Sie und woher kommen Sie?“ ,

„Leutnant Schuwalow, Patrouillenoffizier des Regiments Ingermanland“, war die Antwort des Offiziers.

Seb schaute Schuwalow verächtlich an, dann sagte er:

„Sie sind wahrscheinlich nicht ganz klar im Kopf.“

Schuwalow nahm noch strammere Haltung ein.

„Vergessen Sie nicht, ich bin Offizier der Garde Ihrer Majestät.“

Als aber Seb drohend auf Schuwalow losging, machte dieser kehrt und verließ den Raum. Beim Hinausgehen schrie er laut und verächtlich Schimpfworte.

Damke meinte, man hätte nicht so grob mit dem Offizier verfahren sollen. Seb erklärte, daß das, was Schuwalow verlangte, der größte Unsinn wäre.

Darauf sagte Damke, er als Offizier wisse, daß Offizieren erlaubt sei, Unsinn zu sprechen.

Die Menschen waren etwas niedergeschlagen, aber Seb spielte bald wieder auf der Geige, und man sang und trällerte und ergab sich der Freude, als ob nichts vorgefallen wäre.

Am Morgen erschien ein hoher Offizier in prunkvoller Uniform und fragte:

„Wer hat gestern mit Patrouillenoffizier Schuwalow Streit angefangen?“

Die Einwanderer waren erschrocken. Im Raum war es still geworden.

Seb ging zu dem Offizier und sagte:

„Ich.“

„Sie müssen mit mir gehen.“

„Sofort?“ fragte Seb.

„Ja.“

Seb schaute sich nach Katrin um. Er wollte sich von ihr verabschieden.

Der Offizier sagte:

„Beunruhigen Sie sich nicht. Ihre Sicherheit wird gewährleistet. Heute noch kommen Sie zurück.“

Vor der Tür stand ein prächtiger Fürstenwagen, wie Seb noch keinen gesehen hatte. Vor den Wagen waren vier Pferde gespannt, glatt wie aus dem Ei gepellt. Seb und den Offizier umkreisten Diener in bunten Kleibern. Die Diener öffneten den Schlag der Kutsche, und innen sah Seb eine solche Pracht, die man mit bloßen Händen nicht zu berühren wagte. Zwei Diener mit großen Bürsten säuberten Seb das Gewand und die Stiefel, danach nötigte der Offizier Seb einzusteigen. Das Gefährt setzte sich in Gang. Es ging ohne Aufenthalt, nur einmal wechselte man die Pferde, und dann ging es wieder rasend weiter.

Die Kutsche hielt vor dem neuen Winterpalais an. Seb staunte über diesen großen und herrlichen Palast. Er konnte gar nicht auf einmal all die schönen und wunderlichen Verzierungen wahrnehmen, die sich vor ihm auftaten.

Man führte Seb durch große Türen, bald treppauf, bald Gänge entlang, bis man vor einer reich verzierten Tür halt machte.

Überall standen stumm und wie versteinert stramme Diener in buntfarbenen Gewändern. Ein Diener öffnete die Tür, und Seb und der Offizier, der ihn hierherbrachte, traten ein. Der Raum, in den sie kamen, war groß, hoch und prunkvoll. An der äußersten Wand stand erhöht ein großer Sessel mit einer hohen Lehne, geschmückt mit der Krone. Auf diesem Sessel saß junge Frau in einem teuren Kleid, sie hatte ein schönes Gesicht und ruhige kalte Augen. Um sie leblos wie Bildsäulen standen Männer in schönen herrschaftlichen Gewänden.

Katharina II. schaute forschend auf Seb. Dann fragte sie:

„Wie ist Ihre Stimmung hier in Rußland?“

Seb sagte, daß die Reise sehr langweilig wäre, und er sehne sich, möglichst schnell an seinen Wohnort zu kommen.

„Die Wolga“, sagte die Zarin, „wartet auf euch. An ihren Ufern können vernünftige Menschen mit gesundem Geist, fleißigen und geschickten Händen glücklich leben.“

Die Zarin fragte noch, wie die Einwanderer ihre müßige Zeit verbringen. Seb sagte:

„Mit Geigenspiel, Gesang und Spiel, manchmal auch bißchen Tanz.“

Die Zarin nickte leicht mit dem Kopf was bedeuten sollte, daß die Vorgeladenen abtreten dürfen.

Am Abend war Seb schon wieder im Lager. Der Offizier, der Seb begleitet hatte, sagte, Seb solle den Leuten übermitteln, daß sie sich belustigen dürfen wie auch zuvor und brauchen dem Vorfall mit Schuwalow keine Bedeutung beizumessen.

Philipp Schreiner traf sich mit Lambert aus dem Schloßgarten. Der alte Mann war sehr besorgt um das Schicksal der Einwanderer. Er prophezeite, daß es ihnen schwerfallen werde, auf fremdem Boden Wurzel zu schlagen.

„Ich habe bittere Erfahrung gemacht“, klagte er.

Besonders warnte er Müller vor seinen Illusionen, am Hof Geigenspieler zu werden:

„Großfürst Peter hatte etwas musikalisches Gehör fand zupfte manchmal tagelang die Geige, so laß der Zarin das Geigenspiel an und für sich verpönt ist.“

Endlich kam ein Kommissar und machte eine ausführliche Mitteilung. Er meldete, daß alle Einwanderer ohne Ausnahme an der Unteren Wolga in landwirtschaftlichen Kolonien angesiedelt werden. In den nächsten Tagen geht es auf Barken auf dem Fluß Wolchow zu der Stadt Nowgorod und von dort auf Pferdewagen an die Obere Wolga.

Große Aufregung ergriff die Einwanderer. Müller schrie:

„Wir sind betrogen! Widerstand ist der einzige Ausweg! Das alles sind Anordnungen der falschen Beamten. Die Zarin weiß davon nichts. Einstimmig müssen wir bei ihr Klage erheben!“

Philipp Schreiner freute sich, daß es weiter geht.

„Damit man schneller einen Anfang kriegt“, sagte er.

Seb meinte:

„Wir können doch nicht ewig unterwegs sein, davon kann man sich nicht ernähren.“

Auch Katrin war froh, daß die Frage, Petersburg oder die Wolga, entschieden war.

Der Kommissar erklärte den unzufriedenen Menschen, daß kein Betrug vorliegt. Alles läuft so, wie es vorgesehen war und im Manifest kundgetan wurde. Er betonte besonders stark, daß die Einwanderer in ihren Kolonien eine bevorzugte Lage haben werden. Sie werden unabhängig vom Adel sein und unmittelbar von der Krone regiert werden.

„Warum aber schleppt man uns noch weiter in den Winter?“ empörten sich einige Einwanderer. Eine Gruppe mit Müller und Damke an der Spitze verlangte dringend ihren Rücktransport nach Deutschland. Ob sie das im Ernst meinten oder die russische Regierung zum Nachgeben zwingen wollten, wußte man nicht.

Der Kommissar hörte sie an, und schon am anderen Tag brachte er den Beschluß auf ihr Verlangen. Er lautete: Einem jeden Einwanderer steht es frei, nach Wunsch in seine Heimat zurückzukehren, nur muß er sofort alle Auslagen, die mit seiner Anwerbung und dem Transport nach Rußland verbunden waren, an die Regierungskasse entrichten und danach sofort das Reich verlassen.

Soviel Geld besaßen Müller und auch Damke nicht. Sie hatten kein Geld vor der Auswanderung gehabt und jetzt erst recht nicht. Müller und Damke beklagten sich bei Seb. „Wenn wir im Lande nicht frei sind, dann sind wir Leibeigene“, erklärte Damke.

„Die Zarin will uns an der Unteren Wolga festsetzen und nicht mehr loslassen“, meinte Müller. „Sie will uns auf ewig zu Sklaven machen. Ich bin Spielmann, meine Finger entlocken den Saiten die feinsten Töne, und man will mich zwingen, den Pfluggrindel zu halten. Wie kann man da von einer freien Entfaltung des Geistes reden! Wir müssen uns dieser Gewalttat widersetzen!“

Es regnete. Alle waren des kalten und feuchten Wetters überdrüssig. Man hatte gehört, daß in Nowgorod das Klima besser sei als bei Petersburg, und viele freuten sich auf die Abfahrt aus Oranienbaum.

Die Leute wurden auf die Barken gebracht. Seb ging voran, hinter ihm Katrin, dann Willem und in einer gewissen Entfernung Müller. Schreiner schrie Müller zu:

„Es geht fort!“

„Ja, in Etappen“, war Müllers Antwort. Ihm schien es, als spottete Schreiner, und um zu zeigen, daß er sich nicht ergeben hat, sagte Müller stolz: „In der Stadt Nowgorod laß ich mich nieder.“

Klein zitterte vor Angst. Einer von der Barkenmannschaft hatte gesagt, die Fahrt gehe über den Ladogasee, und das sei lebensgefährlich. Der See tobe noch wilder als das Meer.

Fünftes Kapitel DER FLUSS WOLGA

Der langersehnte Frühling war gekommen. Die Sonne schien hell und warm. Der Schnee war geschmolzen. Frei und mild war es ringsum von der lauen, leichten Frühlingsluft. In den erwachten Bäumen und Büschen zwitscherten freudig die Vögel. Hie und da prangte stolz mit roter Brust der gemessene Gimpel. Raben krächzten laut in den Krönen der alten knorrigen Espen. Stare flogen geschäftig umher, und Dohlen spazierten gravitatisch auf den Wegen.

Im Freien spielten Kinder eifrig Gorodki. In ihren alten weiten Hemden, mit groben Stricken umschnürt, in Bastschuhen und mit langen zottigen Haaren sahen sie plump aus. Sie waren lebendig und beweglich und hattet sich ganz ihrem Spiel hingegeben.

Die Wolga war eisfrei. Nur noch kleine mürbe Eisschollen schwammen einzeln mit dem trüben Strom data. Vom Fluß her wehte ein kalter rauher Wind.

Am Ufer lag eine große Barke aus rohen, mit Teer durchtränkten Brettern. Mitten auf dem Deck erhob sich ein schuppenähnlicher Bau für die Schiffsmannschaft und ein Mastbaum mit einer Rahe daran. An den Seiten waren ein Dutzend Ruder, am Heck ein langes Steuerruder angebracht.

Die Barke stand noch vom Herbst da. Der rasch eingetretene Winter hatte sie hier einfrieren lassen. Die Insassen waren zweiundachtzig Einwanderer, die auf dem Wege nach Saratow waren. Unter ihnen befanden sich auch Seb, Katrin, Willem und Müller. Sie waren gezwungen, im Dorf bei Bauern den Winter zu verbringen. Nun war der lange kalte Winter vorbei, und die Fortsetzung der Reise stand bevor.

Im Laufe des Winters hatten sich die Einwanderer mit den russischen Bauern angefreundet. Die Deutschen hatten die allernötigsten russischen Wörter, die Bauern einige deutsche Wörter gelernt. So verständigte man sich zum Teil mit Wörtern, im übrigen mit Gesten. Zur Abfahrt der Deutschen waren viele Bauern des Dorfes gekommen, um ihre neuen Freunde und Bekannten in Ehren zu begleiten. Die Mädchen und Burschen sangen am Ufer lustige Lieder und tanzten. Manche küßten sich zum Abschied. Peter von der Lauterbach hatte den Winter über mit Marussja Gorschkowa eine Liebschaft gehabt. Er wollte sie jetzt mitnehmen. Ihre Mutter, Baba Njura, weinte bitterlich. Sie hatte Marussja und auch Peter von der Lauterbach in ihre Arme geschlossen und wollte sie nicht loslassen. Um die drei versammelte sich eine Gruppe Zuschauer. Baba Galina sagte:

„Was gibt's da jetzt zu heulen? Sie hätten den Mann nicht aufnehmen sollen. Nun ist es zu spät.“ Ein Bursche aus der Zuschauergruppe schrie: „Peter, nimm auch die Schwiegermutter mit, sonst ist es zu langweilig auf der Welt.“

Von der Lauterbach rührte der Aufzug nicht. Er schaute auf den Fluß und die lebhaften Menschen am Ufer.

Aus der Menschenmenge trat ein alter Bauer mit einem langen buschigen Bart hervor. Er stellte sich vor Peter von der Lauterbach stramm hin, schaute diesen ernst und gebieterisch an und sagte:

„Marussja kannst du nur dann zur Frau nehmen, wenn du hier im Dorf bleibst. Zu den Fremden geben wir sie nichtig

Der Alte zeigte auf einen Burschen, der einige Schritte weiter wie angewurzelt stand.

„Wassili wirf sie heiraten. Er ist Schiffer und kann die Wolga flußauf und -ab fahren. So ist unser Beschluß.“ Er wandte sich an den Burschen: „Wassili, sage Marussja, daß du sie heiraten wirst, wenn Peter nicht bei uns im Dorfe bleiben will.“

Wassili nickte erst bejahend, danach sagte er laut:

„Ich nehme Marussja heute noch zur Frau, wenn es so sein soll.“

Marussja sah Peter fragend an. Sie legte ihren Kopf an seine Brust. Baba Njura weinte noch lauter und bitterer. Sie drückte sich fester an Peter von der Lauterbach und schluchzte laut. Zu Wassili rief sie böse:

"Geh fort!"

Als Baba Galina mit ihr sprechen wollte, sagte sie:

„Gevatterin, hindere sie nicht, siehst du nicht, wieviel Menschen da zusehen?“

Die Mädchen am Ufer sangen und wiegten sich im Reigen:

Peterche, Peterche, halte die Maschka fest,
Verlasse nicht, verlasse nicht das liebe warme Nest.
Die Wolga ist groß, die Wolga ist breit,
An ihrem Ufer hier sind fromme Leit'.
Auf die Barke da setze dich drauf,
Sei nicht böß, sei recht wohlauf.
Die Maschka nimm und küß sie heiß,
Wer nichts sieht, der auch nichts weiß.

Der alte Bauer strich sich vergnügt seinen vollen Bart und sagte:

„So ist es auch richtig. Wir sind in unserem Reich und brauchen keinem Fremden nachzugeben.“

Baba Njura brach plötzlich ihr Weinen ab, stemmte herausfordernd zornig ihre Fäuste in die Hüften und sagte:

„Du plauderst da, Timofej Iwanowitsch, als wenn du zu entscheiden hättest. Marussja heiratet Peter, und damit Schluß.“

Timofej Iwanowitsch färbte sich vor Zorn rot im Gesicht.

„Du wirst sehen, wer Herr im Dorfe ist. Von Weibern lassen wir uns nicht beherrschen.“

Die Einwanderer bestiegen die Barke. Ihre Bündel und Nahrungsmittelvorräte brachten sie unter Deck und verwahrten sie auf Pritschen. Dort war es noch winterlich kalt. Nur durch das Viereck der Luke fiel Licht und Wärme in den niedrigen dunklen Raum.

Peter von der Lauterbach und Marussja standen noch am Ufer. Marussja weinte, und auch Peter war traurig.

Die aufgewühlten Fluten rissen wild an den Ufern, die für den mächtigen Strom zu eng schienen. Eine mit den Wurzeln ausgerissene Kiefer drehte sich lange in einem Wirbelstrom nicht weit vom Ufer. Timofej Iwanowitsch wandte sich an Peter von der Lauterbach:

Peter", sagte er, „wenn du hier bei uns im Dorfe bleibst, bauen wir dir gemeinsam eine Isba, teilen dir Land zu und helfen dir. Du wirst in die Gemeinde vollberechtigt aufgenommen werden."

Von der Lauterbach schaute den alten Bauern böse an. Dieser fühlte, daß er nicht gut angekommen war, und verfärbte sich aus Verlegenheit im Gesicht.

„Entscheide selbst: mit Mascha oder ohne Mascha. Deinen Willen können wir dir nicht nehmen. Du bist ein Fremder, ein Zugvogel. Du kommst leicht geflogen und fliegst so auch wieder fort."

Ein stämmiger Alter von der Barkenmannschaft schaute stolz und vergnügt auf den reißenden Strom. Er wandte sich an Seb:

„Schau hin, wie gewaltig unsere Wolga ist! Man nennt sie im Volk nicht umsonst Mütterchen Wolga und erzählt über sie viele ruhmreiche Legenden."

Vor vielen, vielen Jahren setzte südlich vom Aralsee eine starke Trockenperiode ein. Mit jedem Jahr wurde die Hitze größer und quälender. Wolken und Regen wurden immer seltener. Wasserquellen versiegten, Flüsse und Teiche trockneten aus. Das Gras verdorrte. Die dort lebenden Hirtenstämme setzten sich in Bewegung. Auf der Suche nach Weiden und Wasser zogen sie nach Norden, von wo kühle Winde und Regenwolken kamen, geführt von ihrem Stammesführer Turala.

Turala war ein eigensinniger Herrscher und beriet sich mit niemandem außer seiner Tochter Indira, Ra, wie er sie liebkosend nannte.

Im Zuge ritt Turala mit seiner Tochter voraus. Ihnen folgten seine vier Söhne. Danach trieben Knechte Pferde mit Turalas Gütern: Gold, Silbersachen, Waffen, Schmuck und Kleidern, und zuletzt ritten mit Dolchen, Pfeilen und Bogen bewaffnete Männer, die Turala Schutz boten.

Nach Turala brach der Stammesführer Noto auf, dessen Sohn Indira liebte. Turala wollte aber seine Macht mit niemandem teilen. Wenn Indira heiratet, dann werden sie und ihr Mann den Stimm führen. Das konnte Turala nicht zulassen — solange er lebt, bekommt Dario Indira nicht.

Der Stammesbund von Noto war größer und stärker als der von Turala, und Turala verlangte; daß, wenn Indira Dario heiratet, Noto ein Drittel seines Silbers und Goldes und ebenso viele Hirten mit ihren Herden Dario mitgeben solle. Noto war darüber empört. Er gedachte einen Krieg mit Turala zu führen, damit Dario Indira eroberte. Doch befürchtete er, der starrsinnige Turala werde vielleicht seine Tochter aus Eigensinn töten.

Auf dem Zuge nach Norden stießen Turalas Hirtenstämme unerwartet auf Berge. Sie drehten deshalb nach Westen und zogen weiter. Vor ihnen breiteten sich unendliche Steppen aus. Das Gras war spärlich. Selten nur fanden sie Teiche oder Fließchen. Eine große Strecke hatte Turala mit seinem Zug ohne Wasser zurückgelegt. Menschen und Tiere waren erschöpft. Die Hirten verlangten zurückzukehren zu dem Fluß an den Bergen. Sie murrten und sagten, daß man sie in den wahren Tod führe.

Am dritten Morgen spürte man in der Luft die Nähe von Wasser. Eilig folgte Turala der Richtung, woher der Geruch des Wassers kam. Auch die Viehherden witterten das Wasser und lebten auf. Bald erreichte der Zug einen großen Fluß mit stillem reinen Wasser. Menschen und Tiere stürzten sich hinein, um ihren Durst zu löschen. Den großen Fluß, der Turala Rettung gab, nannte man zu Ehren seiner Tochter Ra.

Nirgends waren Spuren von Menschen. Es war die Zeit, als Homer seine Iliade und Odyssee dichtete. Dreihundert Jahre später erfuhr Herodot von Notos Nachkommen von der großen Ra, die aus dem grauenhaften kalten Norden kommt und ihr großes Wasser in das Kaspische Meer ergießt.

Bald kam auch Noto mit seinen Stämmen an die Ra. Dario verlangte, daß sein Vater mit seinem Zuge immer in der Nähe von Indira bleiben solle. Noto hörte von Turalas Leuten den Namen des Flusses und war damit sehr einverstanden.

Noto sann einen Plan aus, um Dario mit Indira zu verheiraten. Am frühen Morgen überfiel er mit großer Übermacht Turalas Lager. Im Kampf sollte Dario Indira erobern. Turala aber ergab sich nicht. Er befahl Indira unter Todesstrafe, sich auf ihrem Pferd ins Wasser zu stürzen und auf die nahe Insel in den Wald zu fliehen. Indira gehorchte, und Turala folgte ihr. Als sie der Insel schon nahe waren, kehrte Indira plötzlich um und schwamm zurück. Auf den Ruf ihres Vaters: „Wohin?“ sagte sie; „Ich will zu Dario.“ Turala setzte ihr nach, und als er sie eingeholt hatte, sprang sie vom Pferd und versank in den Fluten.

Am Ufer beobachtete man das schreckliche Geschehen, Dario stürzte sich mit vielen Reitern ins Wasser, um Indira zu retten, doch sein Bemühen war vergebens.

Turala kehrte in sein Lager zurück. Er trauerte viele Tage, mit ihm Dario, Noto und ihre Leute. Nachdem die Trauerzeit vorbei war, zog Noto über den Fluß nach Westen woher, wie er merkte, Regenwolken und warme Winde kamen.

Turala blieb an der Ra. Er konnte seine Tochter nicht vergessen. An der Stelle, wo er Indira zum letzten Mal sah, ließ er ein Pferd, geköpfte Schafe und Korn versenken.

Turala führte seinen Stamm die Ra entlang, nach Norden, wo es kühl und feucht war. Das Gras in der Steppe war hoch, und die Flüsse und Teiche voll Wasser. An den Ufern der Ra betrauerte er Indira und sprach mit ihr.

Die Viehherden wuchsen zusehends, und jedes Jahr ließ Turala viel Vieh ans Meer treiben, wo er es für Gold, Silber, Webstoffe und Wein verkaufte. Turala und seinen Leuten gefiel das Leben an der Ra, und sie dachten nicht daran, von dort weiter zu ziehen. Als Turala alt wurde und er den Tod rufen hörte, wählte er auf einem Hügel in der Steppe einen Platz für sein Grab aus. Niemand durfte von nun an die Stelle betreten. Als er gestorben war, hob man ein tiefes Grab aus. Die Wände und den Boden des Grabes tünchte man mit gelber Erde. Danach wurde der Leichnam auf Webstoff und Wolldecken mit dem Kopf nach Süden gebettet, woher Turala gezogen kam. Auch seinen Dolch und seinen Speer bekam er mit ins Grab. Zaum und Sattel, Gold und Silber, Töpfe mit Essen und geköpftes Schaf wurden auch ins Grab gelegt. Darauf häufte man einen riesengroßen Hügel auf, so wie es keinen zweiten in der Steppe gab.

Nach Turalas Tod lebten die Nachkommen seiner Stammesfamilie noch Hunderte Jahre in der Steppe an der Ra. Ganz unerwartet setzte eine große Dürre ein. Heiße Winde wehten. Die Luft war voller Staub. Das Wasser

in den Flüssen und Teichen trocknete aus. Kein Gras wuchs mehr weit und breit. Armut und Not kamen über die Menschen. Zur Rettung ergriff man die Flucht. Die noch am Leben gebliebenen Hirten mit ihrem wenigen Vieh überquerten die Ra und zogen nach Westen. Dort stießen sie auf die Nachkommen von Notos Stämmen und vermischten sich mit ihnen.

Lange Zeit blieb der große Fluß an seinem unteren Lauf unbesiedelt. Die Trockenperiode ging zu Ende, und es wurde wieder kühl an der Ra. In der Steppe regnete es im Sommer und schneite es im Winter. In den Flüssen und Teichen sammelte sich nach und nach viel Wasser. An die Mündung der Ra kamen Menschen aus der alten Welt. Ihnen gefiel der wasserreiche Fluß und sein fruchtbares Tal. Sie setzten sich fest, legten Gärten an, züchteten Vieh und säten Getreide aus. Sie kannten den Namen des Flusses nicht und gaben ihm ihren eigenen Namen – Itil.

In derselben Zeit fand eine große Völkerwanderung aus Mittelasien statt. Die Nomaden zogen auf dem Itil stromaufwärts nach Norden, bis sie an seinem mittleren Lauf von Ugrostämmen aufgehalten wurden. Diese nannten den Itil Walke. Auch auf den breiten Steppenstreifen beiderseits des Itils zogen Hirtenstämme nordwärts. Sie gaben den Flüssen und

Seen in der menschenleeren Gegend ihre eigenen Namen. Den Fluß auf der Höhe, wo Turalas Hügelgrab lag, nannten sie Karaman, den Nebenfluß, der dort Windung hat, Susly.

Es war gerade die Zeit der kühlen Witterung, und das kniehohe Gras und saftige Blumen bedeckten die Steppe. Der Karaman war sehr wasserreich, und in seinem Tal wuchs dichter Wald. Auf den Ebenen weideten so große Herden, daß die Hirten die Tiere nicht zählen konnten. Tiere trennten sich von den Herden und lebten wild. So kamen wilde Pferde, Kamele und Rinder in die Steppe. Wölfe hausten im Schilfgras und waren immer gesättigt. Sie vermehrten sich ungehindert. Nur auf Füchse machten die Hirten Jagd, weil deren Fell zum Anfertigen von warmen Kleidein geschätzt wurde.

In dieser Zeit entstand die Kiewer Rus. Um das Jahr 1000 kamen die Russen an die Wolke und nannten den Fluß Wolga.. Bald danach begannen sie, Handel mit ugrischen Völkern und den Bulgaren an der Wolga zu treiben. Später drangen sie auf der Wolga bis ans Kaspische Meer vor und knüpften Beziehungen mit Mittelasien an.

Die Goldene Horde der Tataren-Mongolen unterbrach die Schifffahrt der Russen auf der Unteren Wolga. Im Jahre 1466 wagte sich Afanassi Nikitin aus der Stadt Twer auf die Untere Wolga. Er wurde von den Tataren überfallen und beraubt. Im Jahre 1480 schüttelte Iwan III. das Joch der Goldenen Horde, das die russischen Fürstentümer belastete, ab. Iwan IV. besiegte 1552 das Kasaner und 1556 das Astrachaner Chanat, und der große Fluß gehörte von nun an vom Ursprung bis zur Mündung zu Rußland. Er erhielt für seine ganze Länge den Namen Wolga.

Zur Erhaltung der Macht an der Unteren Wolga gründete Boris Godunow im Jahre 1590 die Festung Saratow. Nach beinahe hundert Jahren wurde die Festung am linken Ufer von Stepan Rasin zerstört. Erneut errichtete man sie 1674 nun am rechten Ufer der Wolga. Saratow entwickelte sich schnell durch Fisch- und Salzhandel und als Klostersiedlung.

Die Kirgisen in der Steppe an der Unteren Wolga waren Rußland noch nicht untertänig. Von den Festungen Saratow und Zarizyn und von der Wolga aus versuchte man, sie zur Untertänigkeit zu zwingen. Man bemühte sich auch, die Kirgisen zur russischen Kirche zu bekehren. Dieses war ein erprobtes Mittel, die Völker der Randgebiete Rußlands gehorsam zu machen. Die Bekehrung der Kirgisen zum russischen Glauben kam aber nicht zustande. Die Kirgisen hielten sich an ihrem Islam fest und lehnten den Glauben ihrer Feinde ab.

Um die Wolga kümmerten sich die Kirgisen wenig. Ihr Gut war Vieh und Viehzuchtprodukte, die sie in ihrer Wirtschaft selbst verarbeiteten und verbrauchten. Sie wollten aber auf der Wolga keine Russen sehen, da sie sich dadurch bedroht fühlten. Die Schifffahrt auf der Wolga entwickelte sich trotzdem immer weiter. Aus Mittelasien brachte man nach Nowgorod, Susdal, Murom Gewebe und Gegenstände aus Metall. Aus den russischen Städten kamen Pelzwaren, Wachs und Honig. An der Wolga arbeiteten Tausende Treidler, die gleich Lasttieren in Strängen die Schiffe auf der Wolga schleppten.

Die Kirgisen konnten diesen mächtigen Zustrom nicht lange aufhalten. Einige Jahre vor der Ankunft der Einwanderer am Karaman waren sie aus der Umgebung von Saratow endgültig vertrieben. Anfangs wollten die Herren der Steppe sich nicht ergeben. Sie versuchten, der stürmischen Entwicklung Widerstand zu leisten. Einige Strafoperationen brachten sie in scheinbare Ruhe.

Die Barke mit den Kolonisten näherte sich Saratow Willem sah die Stadt als erster: graue hölzerne Häuser, Kirchen und ein paar Wachtürme. Alles aus Holz. Von weitem sah man, daß es hier nichts zum Bestaunen gab. Zum Bewundern war der Wolgastrom. Kaum daß man von einem Ufer das andere sah. Damke sagte:

„Das ist schon kein Fluß mehr, das ist ein fließend Meer.“

Etwa 200 Nebenflüsse und 151000 Gräben mit einer Gesamtlänge von 574000 km bringen ihr Wasser in die Wolga. Ein Drittel des europäischen Rußland wird von der Wolga entwässert. Drei Fünftel des Abflusses der Wolga ist Schneewasser. Diese ungeheure

Wassermenge fließt im Verlaufe von fünfzig bis sechzig Tagen bei Saratow vorbei. Bei Hochwasser im Frühlahr steigt der Wasserspiegel, und das flache breite linke Flußtal wird überschwemmt. Wunderschön ist die Wolga in dieser Zeit. Wer sie sieht, erfreut sich des herrlichen Naturbildes.

Die Barke mit den Einwanderern lag tief im Wasser und wurde langsam an das linke Wolgaufer, an die Vorstadt Pokrowsk, betrieben. Hier landete man. Es war gegen Mittag. Die Sonne stand hoch am wolkenlosen Himmel und brannte heiß. Am Ufer zogen Treidler Holzstämmen von einem Floß aus dem Wasser. Sie riefen mit tiefen Baßstimmen: Hau-ruck! Und noch einmal hau-ruck!

Sechstes Kapitel KOSAKEN

Seb sah sich neugierig um: dies sollte seine neue Heimat werden.

„Und wie gefällt es dir hier?“ fragte er Katrin. Sie schaute ihn zutraulich an und schwieg. „Brennt die Sonne?“

Katrin lächelte. Die Beschwernisse der Reise, auch kaltes oder heißes Wetter machten ihr wenig Kummer. In der Nähe von Seb war alles gut und schön für sie.

Die Sonne brannte unbarmherzig. Die Blätter der Bäume waren welk von der Hitze. Starker Wind wirbelte Staub auf.

Die Kolonisten begaben sich in den kühlen Schatten der großen Erlen am Ufer. Hans Haal atmete erleichtert auf:

"Endlich sind wir angekommen."

"Und Gott sei Dank am Leben und wohlbehalten", fügte Salomon Klein hinzu.

Müller sagte:

„Weiter fahre ich nicht. Das ist mein letztes Wort.“

Philipp Schreiner lachte laut:

„Mach noch eine kleine Strecke in die Steppe mit, und dort bleibst du sicher bis ans Ende deines Lebens.“

Nicht weit vom Ufer sah man Häuser und Hütten in großem Durcheinander stehen. Wege und Pfade krümmten und kreuzten sich zwischen den Wohnstätten. Hie und da ragten Kirchtürme über die Dächer.

Mitten auf dem Wasser, auf einer Insel, standen Hütten und Schuppen aus Brettern. Sie sahen baufällig aus. Graue verlumpte Menschen hockten oder lagen um die Gebäude. Die Insel hieß Osokorje und war die Pokrowsker Arbeitsbörse der Saisonlandarbeiter. Da in den Hütten und Schuppen nicht alle Menschen unterkommen konnten, wohnten viele Arbeitssuchende unter freiem Himmel.

Ein hoher flachsiger Mann in derben Stiefeln und Pluderhosen, mit einer spitzen Pelzmütze auf dem Kopf, erklärte, er sei der Beauftragte des Atamans Kobsar und habe für die angekommenen Kolonisten zu sorgen. Er sei, sagte er, Kosak und heiße Stepan Antonowitsch Chmara. Als er das Wort Kosak und seinen Namen nannte, richtete er sich stramm auf.

Seb und Willem führte er am Ufer ein paar Dutzend Schritte weiter zu einem großen Lagerraum, der erst gebaut worden war und noch leer stand. Hier solten die Kolonisten zeitweilig untergebracht werden. Der Raum war groß, und die Luft darin angenehm kühl. Längs der Wände waren Pritschen als Betten aufgestellt. Der Kosak erklärte, daß die Abreise der Kolonisten von Pokrowsk nicht so bald unternommen werden kann, da die Wege zum Karaman durch den Regen ganz unbefahrbar geworden seien.

„Wieder ein Hindernis“, sagte Hans Haal, „erst war es der Winter, jetzt ist es der Regen.“

„Da kann man nichts machen. Den Regen kann man nicht aufhalten, Kälte nicht vermeiden“, meinte Philipp Schreiner.

„Aber Wege kann man bauen“, widersprach Salomon Klein.

Hans Haal lachte laut:

„Dazu hat man uns hierher gebracht.“

Stepan Antonowitsch gebärdete sich wichtig und stolz. Er erklärte, daß er zu den Saporoger Koliken gehöre, die hier in Pokrowsk eigentlich Herren seien. Hinter dem Graben, der Pokrowsk in zwei Teile teilt, wohnen die Russen und andere Auswärtige, die nicht dem Kosakenstand angehören.

Als man Stepan Antonowitsch nach den Leuten auf der Insel Osokorje fragte, schmunzelte er ein wenig und sagte:

„Das Pack. Sie sind aus den benachbarten Gegenden – Pensa, Tambow, Tula und anderen - hierher zu den Erntearbeiten gekommen. Was sie verdienen, versaufen sie im Kabak und ziehen mit nichts heim. In Pokrowsk lassen wir sie nicht wohnen.“

Seb hatte Ataman Kobsar melden lassen, daß er ihm eine Botschaft von Kaufleuten aus seiner deutschen Heimat zu überbringen habe. Der Ataman lud Seb und seine nächsten Freunde zu einer festlichen Begegnung in sein Haus ein. Die Stube im Haus des Atamans war voll von Gästen – alle von den reichsten und angesehensten Pokrowsker Kosaken. Tische, Bänke, Stühle und auch Eßgeschirr mußten bei den Nachbarn geborgt werden, um die vielen Gäste zu bewirten. Von den Kolonisten waren Seb, Katrin, Willem und Müller erschienen. Die Kosaken waren mit ihren Weibern gekommen, die sich aufgeputzt hatten. Der Schnitt ihrer Kleider war anders als bei den Russen an der Oberen Wolga.

Die Kosakenfrauen benahmen sich unbefangen und offenherzig. Xenia Nikolajewna, die Frau des Atamans, begrüßte Katrin und bat sie höflich, am vorderen Tisch Platz zu nehmen. Auf Seb schaute Xenia Nikolajewna mit Neugierde. Er gefiel ihr.

"Es ist ein Glück, daß Sie an der Seite Ihres Mannes sind sonst würden sich unsere Frauen an ihn hängen", sagte sie zu Katrin. „Mit Ihnen aber kann es keine unserer Frauen aufnehmen.“

Katrin lachte anmutig.

„Sie übertreiben es mit Ihrem Lob“, sagte sie geschmeichelt.

Die Kosaken trugen ihre besten und schönsten Kleider. Keiner ließ es an Hochmut fehlen. Sie verhielten sich ernst und angemessen. Um zu beweisen, daß die Kosaken tief sinnig und kaltblütig sind, was ihrem Stand eigen sein soll, hielten sich die Männer steif und förmlich.

Marfa die Tochter des Atamans, ließ Willem nicht aus den Augen. Sie trug ein buntes Kleid und war mit Bändern geschmückt. Einigemal trafen sich ihre Blicke und Marfas schwarze Augen funkelten so lebendig und lockend, daß es Willem heiß überlief.

Die Tische waren reich gedeckt. Vor jedem Gast stand eine Schüssel mit Suppe und ein Becher mit Brantwein. Kobsar erhob sich wiegend, schaute auf die Anwesenden und hielt seinen Becher hoch.

„Zu Ehren unserer Gäste, der Einwanderer, die sich bei uns ansiedeln werden. Die Krone hat sie als freie Bauern hierher geschickt. Darum müssen wir Freundschaft mit ihnen pflegen. Zum Wohl!“

Alle leerten ihre Becher. Der Schnaps brannte in Mund und Kehle. Die Kolonisten aßen eilig die Suppe aus den Schüsseln, um die ätzende Wirkung des Getränks zu tilgen. Sie waren nicht an so starken Alkohol gewöhnt. Die Kosaken schmunzelten zufrieden. Sie waren stolz auf ihren Schnaps.

Seb überreichte Kobsar das Geschenk von Kaufmann Notke. Der Ataman war etwas bestürzt. Er schaute die Kosaken fragend an, die auch Verwunderung durchblicken ließen.

Nach einer Weile fing sich das Oberhaupt der Kosakenstadt wieder, und er nahm seine gewohnte gebieterische Haltung ein. Zu Seb sagte er:

„Danke für das Geschenk und für die Ehre, die mir der Kaufmann zuspricht. Wir Kosaken bleiben nichts schuldig. Wenn man uns beschenkt, antworten wir mit Dank.“

Die Kosaken brummen Beifall. Nur der Kosak Schkoda schrie entrüstet:

„Mit dieser Bagatelle will man uns kaufen.“

„Du hast zu viel gesagt, Mitrofan Mitrofanowitsch“, sagte Kobsar böse zu Schkoda. „Vergiß nicht, die Kolonisten sind Kronsbauern.“

„Dreißig Werst Steppe sind uns bereits für die Kolonisten abgeschnitten worden“, erklärte Schkoda.

Einige Kosaken nickten zustimmend.

„Für die dreißig Werst verspricht uns Saratow die Ponomarjow-Insel bei Tschardym und die fünfzehn Werst breite Viehweide bei Pokrowsk. Ich denke, wir sind damit nicht im Nachteil“, erklärte Kobsar.

Marfa stand nahe hinter Willem: gerade aufgerichtet hielt sie ihren vollen Busen vor, lächelte froh und blinzelte Willem verführerisch zu.

Die Kosaken wurden lauter. Mitrofan Mitrofajowitsch erklärte, daß der vierzig Werst breite Steppentrakt Pokrowsk gehört und Saratow nicht das Recht hatte, auch nur einen Fußbreit davon zu nehmen. Ein anderer Kosak erhob sich und schrie erbost:

„Saratow bedrängt uns immer mehr. Wir müssen uns von ihm losreißen. Kosaken, duldet das nicht mehr länger, wehrt euch!“

Seb hob seinen Becher auf das Wohl der Pokrowsker Kosaken.

„Ich hoffe“, sagte er, „daß wir uns als Nachbarn gut vertragen werden.“

Einer der Kosaken erhob seinen Becher und brüllte aus vollem Halse:

„Auf das Wohl unseres klugen Atamans Iwan Stanis-lawowitsch Kobsar!“

Die Kosaken waren besoffen. Einige brummen Melodien von Liedern, andere taumelten umher und stießen Stühle und Bänke um. Eßgeschirr klirrte, wurde von den Tischen gestoßen. Auch die Weiber waren von einem guten Rausch befallen. Xenia Nikolajewna küßte leidenschaftlich Mitrofan Mitrofanowitsch. Schkodas Frau, Pawlina Wassiljewna, ermahnte die beiden:

„Xenia“, sagte sie, „besinnt euch, hier sind Fremde. Sie werden eine schlechte Meinung von uns haben.“

Marfa lockte Willem:

„Komm“, sagte sie zu ihm, „an die frische Luft. Hier ist es schwül und riecht nicht gut.“

„Sie wird ihn verführen“, bemerkte ihre Tante.

„Nicht verwunderlich, hüpf und fliegt um ihn herum wie ein Vöglein im Geäst“, sagte ihre Nachbarin am Tisch.

Willem sah sich nach Katrin um. Diese war gerade von Ataman Kobsar eingenommen, der ihr ausdrücklich erklärte, daß er und die Kosaken zum Westen halten.

„Die Russen konnten mit den Kirgisen nicht fertig werden, und da haben sie uns vom Dnepr hierher verbannt.“ Kobsar schlug sich mit der Faust auf die Brust und sagte: „Wir haben es gemacht. Heute sind die Kirgisen unsere Freunde.“

Müller fragte einen Kosaken, ob Saratow eine reiche Stadt sei.

„Saratau, so nennen es die Kirgisen, was in ihrer Sprache Gelber Berg bedeutet. Also kommt der Name der Stadt von dem kahlen Berg bei Saratow.“ Der Kosak schwieg eine Weile. „In diesem Nest“, sprach er dann weiter, „leben verschiedene Schmarotzer. Die meisten von ihnen sind Pfaffen und Mönche. Dann gibt es noch eine Menge von Beamten, Offizieren, Soldaten, Kaufleuten und Handwerkern und vielen Dienern und obdachlosen Bettlern.“

„Gibt es unter diesen Menschen Liebhaber von Musik?“ fragte Müller den Kosaken.

„Ja, Bettler machen vor Kirchen und Küchen schöne Schalmeienmusik. Die Leute hören gerne zu.“

„Doch pflegt man Saitenmusik im Salon?“ „Das weiß ich nicht. Die hohen Beamten haben doch" alles, die haben gewiß auch das, was Sie soeben gefragt haben.“

Kobsar erzählte den neugierigen Kolonisten von den Kämpfen mit den Kirgisen. Dabei strich er sich wichtigtuertisch seinen langen Schnurrbart, der ihm an beiden Mundwinkeln gleich Zöpfen herunterhing. „Ja“, wiederholte er oft mit Nachdruck.

„Das war noch in meinen jungen Jahren. Unsere Tschumaken, Fuhrmannleute von zweihundert mit Salz beladenen Ochsenfuhren, waren auf dem Heimweg vom See Altanor. Es war frühmorgens und ganz ruhig in der Steppe - kein Mensch ringsumher. Auf einmal sahen wir in der Ferne am Horizont einige Reiter. Es schien, als hätten sie uns gar nicht beachtet. Doch bald wurden es mehr und mehr Reiter. Die Sache kam uns verdächtig vor. Wir machten uns zur Abwehr bereit. Die Säbel wurden umgehängt und die Gewehre geladen. Alle Kosaken begaben sich auf eine Seite zum Schutz der Wagen. So fuhren wir weiter. Jeder von uns spürte die Kampfeslust.“

„Und die Furcht vor dem Tod?“ fiel Seb ein. Kobsar schüttelte verneinend den Kopf.

„Wenn es in den Kampf geht, denkt der Kosak nicht an sein Leben. Da ist alles vergessen.“ Kobsar geriet förmlich in Feuer, so daß es schien, als wolle er jetzt den Säbel ziehen und alles um sich zerfleischen.

„Das ist kühn“, sagte Seb.

Kobsar schwieg eine Weile, um seinen Eifer zu dämpfen. Dann sprach er beruhigt weiter:

„Es hatten sich viele Reiter versammelt. Ihre Übermacht war ohne Zweifel. Die Tschumaken brachten die Fuhren zum Stehen, und wir machten uns zur Abwehr bereit. Die Reiter mögen dies bemerkt haben und sprengten jetzt auf uns los. Der Haufen war so groß, daß die Erde von den Hufschlägen zitterte. Es war schrecklich. Wir verhielten uns ruhig und ließen sie näher herankommen. Es war befohlen, der Reihe nach zu schießen. Die eine Hälfte sollte dann schießen, wenn die andere ihre Gewehre lädt. Wir konnten schon genau erkennen, daß die Angreifer Kirgisen waren. Der Reiterschwarm kam mit solcher Wucht auf uns zu, daß man hätte glauben müssen, sie würden uns alle leicht niedermachen. Wir aber standen fest. Als die Kirgisen in Schußweite vor uns waren, feuerten wir los. Wie auf Kommando machten die Kirgisen kehrt und ergriffen in großem Durcheinander die Flucht. Wir brauchten kein zweites Mal zu schießen. Ungefähr ein Dutzend der Feinde blieb tot oder verwundet zurück. Manche Verwundeten regten sich noch und versuchten, sich zu erheben, stöhnten und jammerten. Einer schleppte sich mühselig fort, den Fliehenden nach. Die Kanailen ritten aber unaufhaltsam und kümmerten sich nicht um ihre hilflosen Brüder. Sie waren schon beinahe am Horizont verschwunden, als man bemerken konnte, wie ein paar Reiter anhielten und nach uns ausschauten. Wir trieben unsere Ochsen an und machten, daß wir bald von dieser Stelle fort kamen, damit die Kirgisen zu ihren Verwundeten zurückkehren konnten. Die Armen taten uns leid. Wir Kosaken kämpfen nicht gegen hilflose Menschen.“

Kobsar sagte, daß die Kirgisen seitdem keine Überfälle auf die Tschumaken mehr wagen. Die Ursache, behauptete er sei die Feuerwaffe. Die Kirgisen fürchten den Gewehrschuß sehr. Ein Schuß in die Luft erschreckt sie schon.

„Mit vielen Kirgisen sind wir jetzt befreundet. Es kommt vor, daß einzelne Kosaken oder auch kleine Gruppen von zwei, drei Mann unserer Leute von den Kirgisen immer noch überfallen werden. Besonders wer sich weit in die Steppe wagt und keine Feuerwaffe bei sich hat. In der Rada bei uns gibt es da zwei verschiedene Meinungen. Die einen verlangen, man müsse die Kirgisen bekämpfen, wo man ihnen auch nur begegnet, die anderen, und das ist die Mehrheit, meinen, man müsse mit den Kirgisen Freundschaft anknüpfen. Ich bin auch dieser

Meinung. Alle Menschen sind Gottes Geschöpfe und haben somit gleiche Rechte. Und zudem reicht hier der Platz in der Steppe für uns und auch für die Kirgisen aus."

Willem und Marfa kamen in die Stube. Willem war ganz befangen. Er war erregt und sah Schlichtern aus. Marfa dagegen gab sich frei, war froh und wohllauf. In ihrem Arm hielt sie einen großen Strauß von Fliederblüten. Der süße Duft war stärker als der Wein- und Schweißgeruch in der Stube.

Die Gäste versammelten sich wieder an den Tischen. Ein Durcheinander herrschte im Raun. Die einen sangen, andere schrien, fluchten und brüllten. Noch immer wurde Schnaps getrunken. Doch nach und nach versiegte der Lärm. Viele Gäste lagen herum und schliefen. Andere taumelten hinaus ins Freie und verschwanden dort im Dunkel.

„Stepan Antonowitsch", rief Kobsar Chmara zu sich. „Versammle die Leute und führe das Gelage weiter und Sorge dafür, daß mir keiner nüchtern aus dem Hause geht Bewirte alle bis zum Umfallen. Die Nacht ist lang, und morgen gibt es noch einen Tag."

In der Herberge am Wolgaufer sagte Katrin zu Seb:

„Ich kann die Kosaken nicht verstehen. Mir scheint, sie haben genug Verstand und auch Vernunft, und dennoch treten sie alles mit Füßen."

„Sie werben uns an unserem Leben nicht hindern. Und wir sind doch auch nicht wehrlos", erklärte Seb.

Es war schon spät. Am hohen reinen Himmel stand der volle Mond. Er spiegelte sich verschwommen im Wasser der Wolga wider. In den Kronen der mächtigen Erlen rauschte leise der Wind. Von der Wolga wehte kalte Luft ans Land. Auf der Insel Osokorje brannte ein Feuer. Menschengestalten hockten um die Flammen. Es waren die Lohnarbeiter, die sich in der kalten Nacht am Feuer wärmten.

Pokrowsk oder Pokrowskaja Sloboda, wie die Stadt früher hieß, war von Kosaken aus der Saporoger Setsch, Anhängern von Hetman Mazepa, gegründet worden. Die Meuterer wurden vom Zaren Peter I. nach Saratow verbannt. Der Wojewoda von Saratow hatte sie dann als Tschumaken am linken Ufer der Wolga, Saratow gegenüber, angesiedelt. Anfangs hieß die Siedlung Chutor Bokura und war nicht groß. Doch jedes Jahr kamen aus der Ukraine freiwillige Übersiedler nach Bokura, und die Siedlung wuchs schnell.

Die Kosaken lebten vom Salzfahren vom Eltonsee nach Saratow. Der Wojewoda hatte den Kosaken streng verboten, sich mit Landwirtschaft zu beschäftigen. Sie sollten nur Salz fahren, das für die Zentralgebiete Rußlands notwendig war. Die Arbeit war schwer und wurde schlecht bezahlt. Noch schwerer war das Salzbrechen. Trinkwasser gab es in einer Entfernung von fünf Werst vom Eltonsee. Die Salzbrecher wohnten in Hütten, die an den Ufern des Sees errichtet waren. Von der Krone erhielten sie keinen Lohn und lebten von ihrem gewonnenen Salz, das sie für fünfzig Kopeken die Fuhre verkauften. Das Salz wurde von Arteis gewonnen, weil ein einzelner Mensch die Arbeit allein nicht verrichten konnte. An den Ufern des Sees war das Wasser sehr salzig und flach und der Boden sumpfig. Die Salzbrecher begaben sich auf Booten bis sechs Werst weit auf den See. Beim Brechen standen sie bis an die Knie, nach Regen manchmal auch bis an die Brust im Salzwasser. Schützende Kleidung oder Fußwerk gab es nicht. Das Salzwasser fraß Wunden am Körper bis auf die Knochen. Die Wunden heilte niemand, und die Menschen starben daran. Das gewonnene Salz wurde auf Booten näher zum Ufer gebracht. Eine oder zwei Werst vom Ufer mußte man es auf leichtere Boote oder auf Fuhren verladen. Am Ufer wurden die Salzsollen zerkleinert und im Wasser gewaschen.

Marfa kam ans Wolgaufer zu den Einwanderern. Auf ihrem Gesicht lag dieselbe freudige Miene wie am Abend zuvor beim Gelage. Sie brachte Willem Honigkuchen und Milch zum Frühstück. Willem wollte die Gabe nicht nehmen Marfa zwang Willem aber dazu, sie bewirtete auch Seb und Kaiirin. Katrin beobachtete Marfa aufmerksam. Auch Seb merkte, daß Marfa zärtliche Gefühle zu Willem hegte.

Nach dem Frühstück trug Marfa ihren Freunden, Willem, Seb und Katrin, an, mit ihr in die Stadt zu gehen. Der Weg bog bald nach der einen, dann wieder nach der anderen Seite. Er wich Bäumen, Plötzen, Graben und Teichen aus. Um die Häuser standen zerstreut Schuppen und Ställe. Die an Größe sehr verschiedenen Hofflächen waren mit Stangen umzäunt. Die Teiche in der Stadt waren groß und hatten klares Wasser. Der größte, der Sapsajewteich, war kristallklar, und darin schwammen dicke Fische. Marfa führte ihre Gäste über ein Flößchen, das sie Jerik nannte. Über dem Jerik erhob sich eine Siedlung, die anders aussah als die Kosakenstadt. Es war die Vorsiedlung von Pokrowsk, die von Russen und Einwohnern anderer Nationen besiedelt war - die russische Vorstadt. Die Einwohner hier wurden von den Kosaken Auswärtige genannt. Die Häuser in der Vorstadt waren aus Lehm geschlagen. Die Nebengebäude waren kleiner, und es gab davon weniger als bei den Kosaken. Die Einwohner arbeiteten zum größten Teil bei den Kosaken als Knechte. Nur wenige Bauern und einige Handwerker hatten ihr eigenes Auskommen. Die Auswärtigen kamen aus Pensa, Tula, Tambow und anderen Gegenden hierher, an die freie Wolga.

Willem hörte Amboßschläge, und er horchte auf. Marfa merkte dies und zeigte auf einen kleinen, nicht weit von ihnen stehenden Lehmgebäude. „Eine Schmiede“, sagte sie und erklärte, der Schmied sei ein Pole, der im vorigen Sommer hierher kam. Sein Name sei Zygmunt Klatzky. Marfa lobte ihn als fleißigen gutmütigen Mann.

„Er hat Frau und Kinder mitgebracht, spricht ukrainisch und besucht den Gottesdienst in der russischen Kirche.“

Zygmunt Klatzky war ein gesprächiger Mann. Er war freundlich zu den Deutschen. Von den Kosaken sagte er, daß diese hochmütig seien.

„Manche von ihnen sind durchs Salzfahren reich geworden. Unter ihnen gibt es auch arme Leute, weil jeder nur das besitzt, was er sich hier erwerben kann“, erklärte der Pole.

Willem besah sich den engen Raum der Schmiede: Herd, Amboß und eine Bank mit Zange, Meißeln und ein paar Hämmern. An einer Stelle lagen sorgfältig geordnet Stücke von Bruch Eisen. Seb fiel das auf, und er fragte, ob wohl Eisen in der Stadt zu kaufen sei. Zygmunt schüttelte verneinend den Kopf:

„Es ist hier schwer zu finden und sehr teuer. Neueisen bekommt man selten in die Hände, nur wenn jemand zufällig ein Stück von irgendwo hierher bringt. Ich schmiede nur Bruchstücke.“

Seb sagte zu Willem:

„Wenn das Herr Notke wüßte, würde er ein Schiff mit einer Eisenladung hierher bringen.“

Seb fragte Zygmunt, ob wohl in Rußland Eisen gewonnen wird. Der Pole bejahte die Frage. Er sagte, daß es im Ural Eisenhütten gibt. Nur gäbe es keine Kaufleute, die es hierher, an die Wolga, schaffen könnten. Zygmunt behauptete, daß Pokrowsk viel schneller vorwärtskäme, wenn hier genug Eisen wäre. Außerdem meinte der Schmied, daß es gar nicht so schwer wäre, Eisen vom Ural zu holen.

„Sind die Hütten weit von hier?“ fragte wieder Seb.

„Auf der Achse kann man zwei Reisen in einem Sommer machen“, erklärte Zygmunt. „Einzelne Fuhrleute können sich nicht auf einen solchen Weg wagen, da sie sicher Gefahr laufen, überfallen und ausgeraubt zu werden. Deshalb müßten Züge von Dutzenden von Fuhrern aufgestellt werden, die sich Schutz gegen Überfälle leisten könnten. So etwas kann aber nur ein großer Unternehmer, ein Kaufmann fertigbringen. Leider hat sich bis jetzt weder in Saratow noch in Pokrowsk ein Interessent für die Sache gefunden.“

Wie Zygmunt weiter mitteilte, sei das Leben im Ural jetzt nicht ohne Gefahr. Die dort wohnenden Kosaken und auch heidnische Völker seien von Unruhen ergriffen. Sie entsagten der Krone den Gehorsam.

Auf dem Heimweg stießen die vier auf einen betrunkenen Mann. Der hielt sie an und schwang eine flammende Rede:

„Euch hat die Krone hierher gelockt. Ihr werdet bittere Tränen weinen. Hier gibt es für euch Fremde kein gutes Leben, weil ihr vorwärts streben und hoch hinaus wollt. Daraus wird nichts.“ Der Mann blickte seine Zuhörer drohend an. „Ihr denkt, ich lüge? Das verbiete ich mir. Hier ist alles: Brot, Fleisch und Fische. Kleider und Geräte könnt ihr euch selbst herstellen. Aber Geld ist hier wenig, so wenig wie Schnee im Sommer, und ohne Geld gibt es keinen Reichtum und auch kein Glück.“ Der Mann ließ seinen Kopf herabsinken und torkelte weiter.

Marfa sagte:

„Das ist Semjon Michailow, ein Fischer aus der Vorstadt. Ein geschickter Mann, nur versäuft er alles, was er aufbringt. Die Fische werden hier gut gekauft, und alle Fischer haben Geld. Die Kosaken fischen nicht. Sie haben Gefallen am Vieh und an der Steppe. Auf dem Wasser fühlen sie sich nicht wohl.“

Es war ein heller und stiller Tag. Von der Höhe am Jerik sah man in der Ferne Saratow und weiter das blaue hohe Ufer und den kahlen Berg, dessen Gipfel ganz im weißen Sonnenlicht lag. In den Fenstern der Häuser am Marktplatz spiegelte sich die Sonne groß wider. Seb und Katrin setzten sich auf einen Baumstamm am Ufer und schauten hinaus auf das große Wasser. Der Strom war reißend und floß mächtig am Ufer vorbei. Trübe Wasser schäumten, als siede es in einem riesengroßen Kessel. Seb wandte sich an Katrin:

„Wird Willem mit Marfa anbändeln?“ fragte er ernst.

Katrin schaute ihren Mann erstaunt an.

„Das will ich nicht raten“, sagte sie ruhig.

„Wie verhältst du dich dazu?“

Katrin schwieg eine Weile.

„Warum bist du so gleichgültig?“ fragte Seb erregt. „Willem ist unser Freund, und wir müssen um sein Schicksal besorgt sein.“

„Glaubst du, daß ihm Marfa gefällt?“ fragte Katrin, ohne ihren Blick zu heben.

„Ich kann das nicht bestimmt sagen. Willem benimmt sich unverständlich. Seitdem wir uns kennen, hat er sich sehr verändert. Irgend etwas quält ihn.“

„Und wenn er Marfa heiratet, denkst du, daß er seine Qualen los wird?“

„Die Heirat mit Marfa wäre für ihn ein Ausweg. In der Kolonie gibt es kein Mädchen, das zu ihm passen könnte. Er zeigt auch nicht die geringste Neigung zu unseren Mädchen.“

„Dann kann er allein und unverheiratet bleiben“, sagte Katrin, Plötzlich' sprang sie erschrocken auf. Eine Schlange schwamm auf sie zu: Sie hielt den Kopf frei übers Wasser und trieb gewandt mit dem Strom. Seb ergriff einen Stock und schlug damit nach der Schlange. Das Reptil kehrte leichtfertig um und schwamm vom Ufer weg. Seb und Katrin gingen in den Lagerraum.

Am Abend versperrte beim Erlenhain ein junger Kosak Willem den Weg.

„Du, Fremder, ich wollte dich fragen, ob du Marfa heiraten wirst.“

„Was hast du davon?“

„Meine Eltern wollen, daß ich Marfa heirate. Ich aber liebe Natalka, unsere Magd, ich will sie heiraten. Sie liebt mich auch. Unsere Eltern sind dagegen. Ich werde Natalka aber nicht im Stich lassen. Sie ist die schönste in Pokrowsk. Komm zu uns auf den Hof, ich zeige dir Natalka Unser Haus steht am Jerik, wo der Weg über den Graben führt. Es ist frisch mit Rasenstücken gedeckt und hat einen großen Schornstein aus Flechtwerk.“

Willem hörte aufmerksam zu und nickte zustimmend. Als der Kosak beim Erzählen eine Pause machte, sagte Willem:

„Ich liebe auch eine andere.“

„Und warum heiratest du sie nicht?“

Willem seufzte schwer.

„Sie ist mit meinem besten Freund verheiratet.“

„Da mußt du verzichten. Dem Freund darf man bei uns Kosaken kein Leid antun. Heirate Marfa“, bat der Kosak eifrig. „Sie ist nett und die Tochter des Atamans.“ Willem schwieg. „Gefällt dir Marfa nicht? Sie liebt dich und wird dir gehorchen.“

Willem lächelte geschmeichelt und schaute den Kosaken freundlich an.

„Wie heißt du?“ fragte er seinen neuen Bekannten.

„Mikola Schkoda.“

„Besuche mich in der Kolonie am Karaman. Ich werde dich als Freund empfangen. Frage nach dem Schmied Willem, und du findest mich.“

Noch lange an jenem Abend ging Willem der offenerher-zige Kosak nicht aus dem Sinn. Es schien ihm, als hätte er die gleichen Gefühle wie er, etwas Gemeinsames, das sie in gewissem Maße vereinte.

In der Nacht dröhnten schwere Donnerschläge. Manchmal schmetterte es so schrecklich, als sei eine bretterne Himmelsdecke durchbrochen worden. Zackige Blitze leuchteten auf. Ein Platzregen goß herab. Auf dem Dach der Herberge rauschte der Regen wie wild. An verschiedenen Stellen sickerte das Wasser durch, und manche der Insassen mußten ihre Betten verlassen. Der Regen hatte die Abfahrt in die Kolonie wieder verhindert. Der Weg war noch mehr durchnäßt und ganz unbefahrbar geworden.

Bei der Begegnung mit Marfa sah Willem, daß sie traurig war. Sie schaute Willem sinnend und flehend an. Die beiden standen am Wolgaufer unter einer großen Espe. Willem umfaßte Marfa und küßte sie. Marfa weinte. Willem fühlte, wie ihm die warmen Tränen auf die Wangen tropften. Mitleid zu Marfa erfaßte ihn.

„Willem“, sagte Marfa, „bleib hier in Pokrowsk. Hier bist du bei vielen Menschen und nahe beim Geld. Die Kolonisten haben wenig Geld und werden auch keins erwerben können. Sie fahren kein Salz und fischen auch nicht.“

Willem horchte auf. Auch er hatte schon den Gedanken gehabt, in Pokrowsk zu bleiben. Aber ohne Freunde, ohne Katrin, dazu konnte er sich nicht entschließen.

„Du kannst dir hier eine Schmiede kaufen. Der Kosak Ryschko, der am Sapsajewteich wohnt, verkauft seine Schmiede. Er hat jetzt eine große Brauerei und wird nicht mehr schmieden.“

Geld für eine Schmiede hatte Willem noch. Schon lange sparte er Geld, um in Rußland eine Schmiede zu errichten. Er begriff gut, daß in Pokrowsk viel mehr Aussicht für ein gutes Gedeihen seines Geschäfts wäre als in der Kolonie. Doch das wäre nur dann gut, wenn auch Seb und Katrin in Pokrowsk blieben. Seb könnte hier Kaufmann werden. Der Handel in Pokrowsk hätte sicher Zukunft. In dieser kurzen Zeit, die Willem in der Kosakenstadt lebte, wurde ihm klar, daß der schlecht entwickelte Handel die größte Plage war, es haperte daran an allen Ecken und Enden. Getreide, Vieh und Viehprodukte gab es in Pokrowsk im Überfluß und hätte es noch mehr geben können. Aber der Absatz der Erzeugnisse war viel zu klein, nur für den örtlichen Bedarf. Hier brauchte man Eisen, Flachs, Holz und Gewebe.

Willem beschloß, mit Seb darüber zu reden. Zu Marfa sagte er:

„Glaubst du, daß es mir ohne dich schlecht gehen werde?“

Marfa nickte, und ein sanftmütiges Lächeln lag auf ihren Lippen.

Die Dunkelheit verleitete Willem. Im Augenblick vergaß er seine Ehre, Katrin und auch die Kolonie. Fest umschlossen hielt er Marfa in seinen Armen. Marfa widersetzte sich nicht. Sie war ganz liebestrunken.

Mitten auf dem Marktplatz, an der lebhaftesten Stelle, stand die große Schenke des Kosaken Poroschenko. Sie zu besuchen, war der seligste Wunsch vieler Männer von Pokrowsk. Doch manche Liebhaber mußten als Zuschauer außen um die Schenke ihr Vergnügen suchen.

Dazu brauchte man kein Geld, das bei den Pokrowskern so knapp war. Wenn einer aus der Schenke mit trüben Augen heraufstapelte und nicht mehr imstande war, ein verständliches Wort zu reden, brach der ganze Haufen der Gaffer in lautes Gelächter aus. Und wenn der Besoffene torkelnd zu Boden fiel, war die Freude noch viel größer. Einer stellte sich dann gewöhnlich als Anführer vor dem Liegenden auf und sprach zu ihm botmäßig wie zu einem hohen Herrn oder tröstend wie zu einem Sterbenden. Die Zuschauer lachten aus vollem Hals.

Nicht selten flog ein Besucher mit einem Fußtritt von Poroschenko aus der Schenke. Ein solcher Fall war das allerergötzlichste Schauspiel für die Leute. Wollte sich aber mal einer der Herausgeworfenen nicht fügen und kehrte wieder zurück in die Schenke, so wurde er dann von Poroschenko gleich mit noch größerer Wucht auf die schmutzige Straße hinausbefördert. Nach dem dritten Versuch wurde der Besoffene schon halbtot fortgebracht. Oft blieben solche Saufbolde lebenslänglich Krüppel.

Poroschenko war ein kräftiger Mann — groß, flachsigt und geschickt, und was beim Raufen entscheidend ist — unbarmherzig. Er hatte in Pokrowsk viele Feinde, doch keiner wagte es, ihn offen anzugreifen. Seine Grausamkeit zog ihm Haß und Mißgunst zu. Poroschenko wußte das genau, und er war immer auf der Hut.

In Pokrowsk gab es auch eine Menge Männer die Poroschenko ehrten. Hatte er doch die größte Schenke in der Stadt und besaß, wie man annahm, nicht wenig Geld.

In der Schenke standen lange rohgezimmerte Tische die mit einer grauen Schicht von auseinandergeschmierten Speiseresten bedeckt waren. Um die Tische herum zogen sich lange Holzbänke, worauf die Gäste beim Zechen Platz hatten. An der hinteren Wand hatte Poroschenko den ganzen Raum entlang seinen Schanktisch, der von der Außenseite dicht mit Brettern benagelt war. Dahinter befand sich ein Herd mit einem großen Kessel, in dem das Essen gekocht wurde. Der Kessel war das teuerste Zubehör der Schenke. So einen großen Kessel, wie den bei Poroschenko, gab es in der Stadt nicht mehr. Hinterm Schanktisch stand Poroschenko und stützte seine knöchigen Arme auf die Tischplatte. Er schaute starr, gebieterisch und selbstzufrieden auf die Zecher. Die Gäste bestellten am Schanktisch Schnaps und Essen und zahlten sofort für die Bestellung. Poroschenko verabreichte die Suppe und den Schnaps in Tongefäßen, das Fleisch auf einem Brettchen. Jeder Gast bekam einen großen hölzernen Löffel. Salz und Rettich brachten die Besucher von zu Hause mit. Jeder von ihnen besaß diese Zutaten zur Genüge und wollte dafür kein Geld zahlen. Am Essen sparten die Gäste, um für das restliche Geld mehr Schnaps kaufen zu können. Die stärksten Säufer aßen auch das bestellte Essen nicht, damit der Schnaps im Magen, wie sie glaubten, größere Wirkung haben möge. Manche Zecher gossen in ihre Schnapsgefäße noch Rettichbrühe, um ein größeres Quantum zum Trinken zu haben. Es gab auch solche, die ihren Schnaps in die Suppenschüssel ausschütteten, danach Fleisch und Brot einbrockten und dann das Ganze auslöffelten.

Poroschenko kannte seine Besucher und wußte, wie er mit jedem umgehen durfte. Es gab Besucher, die er schon in der ersten Minute ihres Erscheinens in der Schenke auf die Straße setzte, da er wußte, daß sie zum Zechen kein Geld hatten. Es gab auch solche, die er nie anrührte, wenngleich sie nicht zahlten oder anderen Frevel trieben. Angesehene Männer der Stadt kamen selten zu ihm, und wenn einer trotz alledem erschien, so räumte ihm Poroschenko einen vornehmen Platz ein und hielt bei den Besuchern im Schenkraum strenge Ordnung. Einmal besuchte Ataman Kobsar die Schenke. Poroschenko bewirtete ihn hinter dem Schanktisch an einem sauberen Tisch unentgeltlich, gab dem Ataman noch eine Flasche Schnaps als Geschenk mit und ließ Xenia Nikolajewna ehrerbietig grüßen.

Am Sonntag, an dem die Schenke immer stark besucht wurde, befanden sich darin die Kolonisten Damke, Müller und Peter von der Lauterbach. Poroschenko hatte ihnen bei den Kosaken eine ruhige Ecke zugewiesen. Die erste Tischreihe vor dem Schanktisch hatten die Kosaken besetzt, die zweite, näher zum Ausgang, hatten die Russen eingenommen, und bei

ihnen saßen noch Besucher anderer Nationalitäten. Diese Einteilung verlangten die Kosaken, weil sie sich mit anderen nicht vermischen wollten.

An den Tischreihen, wo die Kosaken saßen, benahm man sich anders als an den Tischen der Auswärtigen. Die Kosaken verhielten sich ruhig, gemessen, hochnäsig. Im Gegensatz dazu gab es bei den Russen viel Tumult, Auseinandersetzungen, Drohungelbi, Klagen und Schmähungen über Recht und Gerechtigkeit.

Die Kosaken waren die Mehrheit in der Stadt, reicher und einiger als die Auswärtigen. Mit ihnen Streit anzufangen, war für die Russen aussichtslos. Und trotzdem kam es zwischen den beiden Lagern öfters zu Raufereien.

Neben den Kolonisten an der anderen Tischreihe saß der Fischer Semjon Michailow. Um ihn herum haben sich noch einige stämmige und gut genährte Mitzecher »geschart, auch Fischer. Nach ihrem Äußeren unterschieden sich die Fischer von den Landarbeitern und Salzfahrern. Sie sahen nicht so ausgetrocknet und abgezehrt aus wie die Bauern und Salzfahrer, die immer der heißen Sonne und dem Steppenwind ausgesetzt waren. Michailow gegenüber saß Mitrofan Mitrofanowitsch Schkoda. Er war ein seltener Gast und fühlte sich unter den Säufnern unbehaglich. Michailow starrte eine Weile auf Schkoda und rief ihm dann spöttisch zu:

„Schkoda, dich haben wohl böse Hunde hierher getrieben, oder hast du dich verirrt?“

Schkoda schaute Michailow böse an.

„Was geht dich das an, warum ich hier bin, armseliger Saufbold, ist nicht deine Sache.“

„Ich wollte nur erfahren, aus welchem Grund du so verschwenderisch bist.“

Schkodas Nachbar, der Kosak Schmyrko, mischte sich in das Gespräch.

„Schkoda ernährt schon zwei Auswärtige. Er füttert beständig einen Knecht und eine Magd. Kann man das verschwenderisch nennen? Was Mitrofan Mitrofanowitsch sich selbst gibt, das ist keine Verschwendung.“

„Ein richtiger Kosak spart und an erster Stelle an sich selbst. Der Kosak ißt und trinkt, was seine Schweine nicht fressen und saufen“, erwiderte Michailow.

„Und wenn ich auch verschwende, so bleibt mir doch noch genug. Aber bei euch, Auswärtigen, ist immer das letzte in der Schüssel“, sagte Schkoda zornig.

„Und dabei essen und trinken wir und belustigen uns, und unsere Schüssel wird nie leer. Nicht wie bei euch, Dreckfressern.“

Die Herumsitzenden hörten alle das Geplänkel mit.

„Wir Kosaken ernähren euch. Ohne uns wäret ihr schon verhungert.“

„Ihr ernährt uns, und euch ernähren eure Ochsen.“ Die Kosaken sahen drohend zu Michailow.

„Kosaken, laßt euch nicht beschimpfen!“

Auf der Seite der Auswärtigen erhoben sich einige stämmige Männer. Einer mit Vollbart hielt seine Schüssel zum Werfen bereit.

Schkoda wandte sich Schmyrko zu:

„Das ist der Dank für unsere Wohltaten an dem Lumpenpack.“

Gleich darauf flog Schkoda die Schüssel an den Kopf. Die Scherben splitterten nach allen Seiten. Alle, die in der Schenke waren, sprangen auf. Schmyrko schleuderte seinen Becher nach dem Mann mit dem Vollbart. Dieser bückte sich, und der Becher zerschellte an der Wand. Jetzt flogen schon von allen Seiten Schüsseln und Becher. Poroschenko eilte zur Tür, wo neugierige Zuschauer bereits hereinguckten. Einige von den Gästen versuchten, die Schenke zu verlassen. Poroschenko hielt sie an. Er verlangte, sie sollten erst für das zerbrochene Geschirr bezahlen.

Zwei Kosaken ergriffen eine Bank und warfen sie auf ihre Gegner. Diese erwischten die Bank im Flug und warfen sie zurück. Die Bank fiel krachend zu Boden. Die Bankbeine wurden abgebrochen und als Schlagwaffen benutzt. Tische wurden umgestoßen. In allen Ecken krachte

und klirrte es. Wieder stießen zwei Kosaken mit einer Bank nach ihren Feinden. Michailow stürzte vor und versetzte Schkoda einen Schlag auf den Kopf, daß dieser betäubt hinfiel. Da warf ein Kosak geschickt und mit Wucht Michailow einen schweren Gegenstand an den Kopf, so daß er ohnmächtig niedersank. Der Mann mit dem Vollbart schlug auf den Kosaken mit einem Bankbein, und dem Getroffenen schoß das Blut aus der Kopfwunde. Gleich darauf versetzte man dem Vollbärtigen einen heftigen Schlag von hinten, und er stürzte zu Boden. Schkoda stöhnte. Zwei Kosaken versuchten, ihn auf die Beine zu stellen. Aber von Fußtritten getroffen, fielen sie neben Schkoda hin. Michailow erhob sich und taumelte zum Wasserfaß in der Ecke. Er trank gierig daraus und tauchte den Kopf bis an die Schultern ins Wasser. Das Wasser erfrischte ihn. Er ging auf Schmyrko los. Dieser stand schreckensbleich und rührte sich nicht. Michailow schlug ihm ins Gesicht, und er fiel wie erschossen um. In demselben Augenblick erhielt Michailow einen Schlag, taumelte und fiel auf Schmyrko. Poroschenko stand ruhig an der Tür. Ein Kosak versuchte, hinter den Schanktisch zu schlüpfen. Poroschenko ertappte ihn und stieß ihn in die Schenke zurück.

Müller und Damke saßen auf ihren Plätzen und sahen ganz entgeistert dem Geschehen zu. Peter von der Lauterbach geriet in den Haufen der Auswärtigen. Er stieß bald den einen, bald den anderen an und schrie:

„Schlag doch zu, ehe du selbst einen kriegst!“ In dem Raum herrschte ein entsetzlicher Lärm. Flüche, drohende Schreie, Schmähworte aller Art mischten sich zu einem unverständlichen Chaos wilder erboster Menschenstimmen. In der Tür der Schenke erschien der Sotnik vom Marktplatz, der Kosak Titarenko. Er wurde sofort bemerkt, und der Lärm flaute ab. Titarenko trat bis in die Mitte der Schenke, zog seinen Säbel und befahl:

„Hört auf, es reicht!“

Die Kosaken schrien:

„Ins Ostrog mit den Lumpen! Wir Kosaken werden es nicht mehr weiter dulden, daß uns auswärtige Schurken beleidigen.“

Die Auswärtigen schrien und erhoben drohend die Fäuste.

„Ihr Ochsenvieh habt angefangen, wir haben uns nur verteidigt.“

Der Sotnik erhob seinen Säbel höher. In diesem Augenblick schob Peter von der Lauterbach seinen langen Arm hinter den Sotnik durch, ergriff mit der Hand hastig den Säbel und brach ihn am Griff ab. Die Klinge fiel klirrend zu Boden. Titarenko stand wie versteinert da. Dann drehte er langsam den Kopf und schaute die Umstehenden fragend an. In der Schenke herrschte Grabesstille. Alle waren zutiefst erschrocken. Titarenko sagte in drohendem Ton:

„Der Säbel stand im Dienste der Krone. Wer ihn zerbrochen hat, ist ein Verbrecher. Übeltäter, tritt vor!“ Niemand regte sich. Die Kosaken hatten stramme Haltung angenommen.

„Wer den Halunken kennt, der melde ihn sofort!“

Wieder ungebrochenes Schweigen.

Schkoda sagte:

„Es ist besser, ihr gebt ihn heraus, sonst werdet ihr alle für ihn büßen müssen.“

„Schweig doch! Ein jeder weiß selbst, was er zu tun hat“, sagte der Mann mit dem Vollbart.

Titarenko wurde rot im Gesicht. Seine wulstigen Lippen zuckten.

„Ich befehle, den Schuldigen herauszugeben!“

„Iwan Antonowitsch“, sagte Michailow halb flehend zu Titarenko. „laß doch die Sache sein. Wer gibt dir schon jemanden heraus? Es ist doch jedem klar, daß eine starke Hand den Säbel abgebrochen hat. Geh zu Zygmunt, der schweiß dir die Klinge an, genau so fest, wie sie war, und damit ist die Sache erledigt. Wozu Schande über; die Stadt bringen?“¹

Von allen Seiten wurden beipflichtende Stimmen hörbar.

„Ja, ja," bestätigte ein alter Kosak, „Zygmunt arbeitet gut. Er kann das. Gebt ihm Eisen, und er macht auch Kanonen."

Michailow nahm wieder das Wort:

„Wir sind doch Slawen und stehen unter der Botmäßigkeit einer slawischen Krone. Zur Versöhnung trinken wir ein Glas und was war, soll vergessen sein. Nun, Kosaken, Auswärtige!"

In der Schenke wurde gebrummt und gelacht. Alle waren bereit, auf friedliche Einigung einzugehen und darauf zu trinken. Poroschenko hatte schon berechnet, wieviel ein jeder für das zerbrochene Geschirr und für die ' Holzbänke zu bezahlen hatte, und niemand hatte was dagegen. Frohgestimmt tranken sie ihren Schnaps, und keiner zürnte dem anderen. Auch der Sotnik trank mit. Ihn halte Poroschenko unentgeltlich bewirtet.

Als die Gäste nach und nach die Schenke verlassen hatten, wandte sich Poroschenko an Damke:

„Was sagen Sie zu unserer Rauferei? Rauft man bei euch auch so?"

„Ich finde sie nicht . schlecht", antwortete Damke. „Schade, daß die Schlägerei nicht zu Ende geführt wurde. Übrigens rauft man bei uns auch so."

„Was denken Sie von unserem Sotnik?"

„Ein tüchtiger Mann. Er kann sich nur schlecht helfen."

Damke und Müller machten ernste Gesichter. Peter von der Lauterbach lachte listig.

Auf dem Wege in die Herberge sagte Damke traurig:

„In einigen Tagen geht es in die Kolonie, und ich habe noch keinen festen Platz gefunden. Vielleicht besser hier in Pokrowsk bleiben und eine Schenke eröffnen? Solch ein Geschäft kann viel einbringen. Allerdings werde ich eine Schenke entweder nur für Kosaken oder nur für Auswärtige aufmachen. Davon habe ich begeisterte und ständige Besucher, die mir als ihresleichen beistehen werden."

„Dein Plan ist nicht schlecht", sagte Müller, „was soll aber ich anfangen? Hier an der Wolga ringen alle nur um das liebe Geld. Hohe Kunst braucht niemand."

„Geld ist im Leben sehr wichtig", erklärte Peter von der Lauterbach. „Und wer nicht an sein Leben denkt, der ist verloren." Nach einer Weile sagte Peter betrübt: "Ich denke immer nach, wie ich Mascha befreien könnte."

„Dummes Zeug!" sagte Damke. „Sich an eine Frau hängen, bedeutet schwelgen und leiden. Ein Mann muß Heldentaten vollbringen."

"Du", wandte sich Müller in feierlichem Ton an Peter von der Lauterbach, „bist dazu geboren. Der edle Herr von der Lauterbach mag mutvoll beseelt gewesen sein, als er den Keim steckte, aus dem du geboren wurdest."

Damke nickte zustimmend und sagte:

„Aus dir, Peter, wird ein kühner Kaufmann. Und du, Müller, was machst du dir Sorgen? Geh als Pastor, du hast das Herz und Wissen dazu. Du wirst uns vor Sünden und Gefahren bewahren."

Mitrofan Mitrofanowitsch ging auf Besuch zu Ataman Kobsar. Er war mit seinen festlichen Kleidern angetan und hatte einen großen Spazierstock in der Hand. Langsam und bedächtig schritt er das Wolgaufer entlang, wo Kobsars Haus stand. Der Hof des Atamans war einer der bestgebauten Höfe in Pokrowsk.

Es war gegen Abend. Die Sonne versank in den breiten Fluten der Wolga. Das hohe Saratower Wolgaufer glänzte in den goldenen Abendstrahlen. Die Viehherden kehrten von der Weide in die Stadt zurück. Kühe brüllten, und Schafe blökten.

Kobsar war auf seinem Hof und labte sich an der kühlen Luft. Schkoda begrüßte ihn:

„Gesundheit, Ataman!"

Kobsar antwortete:

„Gesundheit, Kosak!"

Schkoda begann vom Wetter zu sprechen:

„Das Gras schießt nach dem Regen zum Erstaunen schnell in die Höhe.“

„Die Feuchtigkeit treibt es. Auch die Saaten wachsen erfreulich“, sagte Kobsar.

Schkoda meinte, daß die Ernte heuer gut wird:

„Vielleicht besser, als es erwünscht ist. Man hat viel Arbeit und große Auslagen, wenn die Ernte gut ist, aber das Korn kriegt man sowieso nur für einen Pappenstiel los.“

Kobsar widersprach:

„Dann heb doch dein Getreide bis zur nächsten Mißernte auf. Da kannst du gut verdienen.“

Daß Mißernten an der Wolga keine Seltenheiten sind, wußte jeder in der Kosakenstadt. Alle drei, vier Jahre stellten sich anhaltende Trockenperioden ein. Die Saaten wuchsen recht spärlich und verdorrten gänzlich. In den Jahren, wenn es reichlich regnete, gab es aber gute Ernten, die auch den Ausfall für die Jahre der Mißernten deckten. Neuland gab viel höhere Ernten als Land, das schon jahrelang bestellt wurde. Deshalb wechselten die Pokrowsker Bauern ihre Saatfluren alle zwei, drei Jahre. Die Möglichkeiten dazu waren last unbegrenzt. Jedem männlichen Einwohner waren siebzehn Deßjatinen Land zugeteilt. Außerdem war den Kosaken erlaubt, einen Landstreifen von der Stadt Pokrowsk bis an den Fluß Usen, hundertdreißig Werst lang und sechzig Werst breit, als Viehweide und Heuschlag zu benutzen. Der Bedarf an Viehweide und Futter war groß. Einige Bauern besaßen von zweihundert bis dreihundert Fahrochsen, fünfzig bis sechzig Kühe und ebensoviel Schafe. Das Vieh wurde das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel gehalten...

Schkoda wechselte das Gesprächsthema:

„Mein Mikola ist ein bildschöner Mann: ein schönes Gesicht, breite Schultern, starke Arme und dicke Beine hat er. Auch fehlt es ihm nicht an Verstand. Ich kann mich auf ihn verlassen. Er macht in der Wirtschaft manches besser als ich. In der Not weiß er sich auch zu helfen. So ist ihm einmal auf dem Wege der Kummetriemen gerissen und verlorengegangen. Was machen? Du hast keinen Riemen und keinen Strick bei dir.“ Kobsar starrte Schkoda fragend an. Nach einer Weile fuhr Schkoda fort: „Mikola stülpte seine Mütze auf die Kummertenden, und das hielt bis nach Hause.“

Kobsar schaute seinen Gesprächspartner erstaunt an.

„Marfa.“ sagte er, „hat auch oft wunderbare Einfälle.“

Schkoda unterbrach ihn:

„Marfa? Nein, sie ist nicht so klug wie Mikola. Sie spricht nur viel, aber ihre Gedanken sind oberflächlich.“ Kobsar hüstelte: Das Gespräch ärgerte ihn. „Marfa ist auch nicht so schön wie Mikola.“

„Mikola“, sagte Kobsar zornig. „ist ein Tölpel und hat ein Mopsgesicht.“

Schkoda schüttelte unwillig den Kopf.

„Marfa hat keine schöne Gestalt, sie ist groß und dünn.“

„Es ist genug“, sagte Kobsar grob.

„Die Nase ist bei Marfa zu lang und der Busen zu stark.“

Kobsar stand auf und ging in sein Haus. Beim Fortgehen brummte er böse:

„Ein Narr tadelt mein Kind.“

Schkoda schaute dem Ataman erschrocken nach. Alles, was er mit Kobsar gesprochen hatte, war nur Vorbereitung zum eigentlichen Gespräch, welches er mit Kobsar führen wollte. Er wollte doch wegen der Heirat Marfas mit seinem Sohn Mikola Absprache halten.

Eine Weile saß Schkoda allein in Nachdenken versunken. Er konnte sich nicht gleich entschließen, was jetzt zu machen wäre. Ins Haus zu Kobsar zu gehen, sich zu verärgern und um Entschuldigung zu bitten, oder fortzugeben und zu warten, bis Kobsar ihn zu sich ruft. Das letzte verlangte sein Ehrgefühl. Wenn aber Kobsar starrköpfig wird, dann verliert Schkoda

seine Freundschaft. Das wünschte er durchaus nicht. Xenia Nikolajewna kam aus dem Haus. Sie ließ sich neben Schkoda nieder;

„Was hast du an Marfa auszusetzen? Was gefällt dir nicht an ihr?“ Schkoda schaute sich verwirrt um. Er wollte was erklären, aber Xenia Nikolajewna ließ ihn nicht zu Wort kommen. „Ist Marfa eine Kuh, die man auf dem Markt verkauft, daß du sie mißfällig beurteilen darfst?“

„Richtig“, sagte Schkoda, „wenn ich eine Kuh kaufe, muß ich sie doch tüchtig tadeln.“

„Da kommst du bei uns nicht an. Marfa ist schön. Sie hat ein Gesicht wie die Mutter Gottes, dieselbe Nase, Augen und auch die Lippen sind wie bei der heiligen Jungfrau. Und ihre Gestalt? Die hast du nicht gesehen. Die kannst du auch nicht sehen, weil sie die Kleider verdecken. Brüste, Leib“, Xenia Nikolajewna zeigte dabei auf alles, was sie nannte, „Hintern, Beine — alles ist bei Marfa ergötzlich schön.“

„Ich wollte sie für Mikola“, stammelte Schkoda.

„O nein, daraus wird nichts. Marfa geben wir so leicht nicht her. Sie ist noch jung. Erst soll sie einem Halbdutzend Freier absagen, dann kann sie heiraten.“

Schkoda sagte erschrocken:

„Ein Halbdutzend!“

Eine solche Antwort hatte er nicht erwartet und fand jetzt deshalb keine Worte, um weiter von seinem Vorhaben zu reden. Der harte Ton von Xenia Nikolajewna war ihm ungewohnt. Ein Weib, dachte er bei sich, ist eben nicht beständig. Es kann Engel und gleich danach auch Teufel sein. Groll stieg in dem ehrgeizigen Schkoda auf.

Marfa kam spät am Abend nach Hause. Sie umklammerte ihre Mutter und weinte so bitter, daß sie am ganzen Körper zitterte. Xenia Nikolajewna drückte ihre Tochter an sich und bedauerte sie tief.

„Was ist geschehen?“ fragte sie. Marfa weinte noch heftiger. „Nun, sag nur erst mal, was mit dir los ist, mein Kind.“

„Er fährt fort“, sagte Marfa weinend.

„Wer?“

„Was fragst du? Er, der!“

„Sag nur endlich mal, wer. Der Kolonist? Der Ausländer?“ Marfa nickte bejahend und weinte bitterlich. „Was ist dabei? Er ist doch Kolonist und muß in seine Kolonie. Warum nimmst du dir das so sehr zu Herzen? Du wußtest doch, mit wem du es zu tun hattest. Wie soll ich dir jetzt helfen?“

Marfa weinte noch heftiger, und Xenia Nikolajewna kamen auch Tränen in die Augen.

„Beruhige dich, mein Kind“, sagte die Mutter traurig, „es vergeht auch wieder so wie jedes Leid. Auch ich habe schon gelitten. Ich weiß, was das ist, hoffnungslose Liebe.“

Kobsar kam hinzu. Er verstand sofort, was los war, und wollte weggehen. Marfa klammerte sich an ihn.

„Laß ihn nicht fort, halt ihn hier fest. Er soll nicht in die Kolonie fahren“, bat sie weinend. Kobsar schwieg. „Sprich, warum schweigst du, Vater?“

„Das ist eine schwere Frage. Laß mich erst darüber nachdenken.“

Kobsar ging in seinen Garten. Er setzte sich auf eine Bank und schaute betrübt hinaus auf die Wolga. In den letzten Jahren hatte sich das Leben in Pokrowsk sehr verändert. Ein großer Zustrom von Menschen kam an die Untere Wolga, und die damit verbundenen Umstände trafen den Ataman peinlich hart. Die Stadt wuchs, wurde schöner, und allein dieser Gedanke stärkte ihn und ließ ihn manche schwere Schicksalsstunde leichter ertragen. Jetzt kamen noch die Einwanderer hierher. Kobsar betrachtete das als ein Übel für die Kosaken. Er hatte seine Meinung noch nie offen ausgesprochen, weil die Kolonisten den Schutz der Regierung genossen und er ihnen daher ohnmächtig gegenüberstand. Wer sind diese Kolonisten und was wird aus ihnen werden, fragte sich Kobsar und fand keine Antwort darauf.

Vielleicht werden sie hier aufblühen und alle überflügeln, vornehm und angesehen sein. Oder werden sie herabsinken zu Lumpenpack, rackern und betteln und so dahinleben. Viele Gedanken gingen dem Ataman noch durch den Kopf. Erst spät in der Nacht schlief er ein.

In derselben Nacht quälte sich auch Willem schlaflos. Viele Bilder tauchten vor ihm auf. Die einen erfreuten, die anderen erschreckten ihn. Marfa stand vor ihm, leidenschaftlich, zutraulich. Eine Schmiede, Eisen, eine Fahrt nach dem Ural, die Kolonie am Karaman, die deutsche Heimat am Rhein und andere Traumbilder erschienen ihm. Und inmitten all dieser Träume stand Katrin, mit der er sich nur in Gedanken treffen durfte, aber vor deren Erscheinung sich alle Bilder seiner Phantasie wie Morgentau in der aufsteigenden Sonne auflösten.

Katrin hatte sich fest entschlossen, mit Willem zu reden. Es geschah in der Herberge. Die Kolonisten waren ausgegangen, und auch Seb war am Wolgaufer. Katrin wandte sich an Willem:

"Sag mir offen, hast du Marfa Liebe versprochen?" Willem war bestürzt. Er schaute traurig auf Katrin. Sie sprach ruhig weiter: „Hast du dich gefragt, ob du recht dazu hast, oder bist du nicht ehrlich und hältst dein Wort nicht?"

Willem hörte ohne Widerrede zu. Er konnte kein Wort über die Lippen bringen.

"Deine Worte zu mir in Oranienbaum, hast du sie versessen?"

"Katrin!" schrie Willem.

Katrin beschrieb mit der Hand ein Zeichen, das Willem zu sprechen verbot.

"Ich trage deine Worte in meinem Herzen. Sie quälen mich, sind mir aber lieb und unentbehrlich."

"Verzeih, Katrin, verzeih mir, ich bin schuld."

"Das kann ich und habe es schon getan. Aber ich kann dich nicht freilassen. Ich weiß, daß ich dir im Wege stehe, aber ich kann nicht anders." Willem wollte Katrin umarmen. Katrin wehrte streng ab. „Bist du von Sinnen? Willst du mir meine Ehre nehmen?"

Willem gehorchte. Nach kurzem Schweigen lächelte er froh.

„Ich bin glücklich und werde glücklich bleiben, solange ich bei dir sein kann, meine Geliebte."

„Sag so etwas nie wieder. Ich vergesse es nicht. Gefühle flauen durch Wiederholungen ab."

Von jener Stunde an war Willem wieder froh und aufgelebt. Die Kolonisten freuten sich und sagten, daß Willem wieder derselbe sei, der er in Koblenz am Rhein war. Auch Seb klopfte Willem auf die Schulter und sagte:

„Froh und munter, so muß man sein, wenn man nach dem Glück sucht."

Am Abend kam Stepan Antonowitsch Chmara in die Herberge. Er war streng, sachlich und ganz fremd. Die Kolonisten bemerkten das und konnten die Veränderung in dem früher so gastfreundlichen Kosaken nicht verstehen. Chmara sagte, die Kolonisten wären froh, daß sie so lange in Pokrowsk verweilen dürfen. „Das Faulenzen gefällt euch wahrscheinlich recht gut", meinte Chmara. Er betrachtete prüfend den Raum der Herberge, fand verschiedene Beschädigungen und machte die Kolonisten darauf aufmerksam. Damit wollte er gleichsam sagen, die Kolonisten hätten das Gebäude ruiniert. Er erklärte, daß die Kosten zur Behebung des Schadens die Stadt tragen müsse, die ohnedies durch die Kolonisten schon belastet ist. Chmara befahl, daß alle Kolonisten sich jetzt in Reih und Glied aufzustellen haben, damit er sie zählen könne. Als er dies mit viel Mühe fertiggebracht hatte und überzeugt war, daß alle anwesend waren, verkündete er die Verfügungen des Atamans. Am Morgen in aller Frühe solle die Abreise in die Kolonie stattfinden. Jeder solle zu der bestimmten Zeit bereit sein, damit alles reibungslos vonstatten gehe.

„Die Fuhren werden nicht warten, bis der eine oder der andere erst seine Sachen gepackt hat“, warnte Chmara. Außerdem habe der Ataman angeordnet, daß von nun an niemand mehr die Herberge verlassen dürfe. So sei es Sitte bei den Kosaken, wenn sie sich zum Aufbruch für einen Kampfzug anschicken.

„Wer nicht alles streng befolgt, wird vom Ataman nach üblicher Art bestraft.“

An der Herberge stellte Chmara zwei Kosaken als Wache auf, damit keiner von den Kolonisten den Ort verlassen konnte. Die Kolonisten empörten sich über die beleidigenden Verfügungen. Sie schwiegen aber und befolgten alles? denn sie waren Deutsche, also gehorsam und untertänig.

Siebentes Kapitel DIE STEPPE

Am frühen Morgen standen die Kolonisten mit ihren Bündeln im Freien in Erwartung der Fuhren zum Abtransport in die Kolonie. Die Kosaken waren aber bei weitem nicht so pünktlich, wie sie es von den Kolonisten verlangt hatten. Einer nach dem anderen kamen sie schläfrig auf ihren Ochsengefährten. Sie beeilten sich auch nicht beim Laden der Fuhren. Es schien sogar, als würden sie sich über den Eifer der Kolonisten ärgern. Nicht mal, als die Wagen schon fertig geladen waren, fuhren die Kosaken ab: Chmara, der die Abfahrt leitete, war noch nicht erschienen. Auf die Frage, wo er so lange verweile, sagte ein Fuhrmann:

„Vielleicht berät er sich mit Kobsar. Oder schläft er noch. Ihm haben wir nichts vorzusagen. Er vertritt hier den Ataman.“

Zur Abfahrt waren einige Kosaken gekommen: Die einen aus Neugier, die anderen, weil sie Freunde unter den Kolonisten hatten. Sie gaben ihnen Honigbrötchen, Milch, geräucherten Speck und auch Dörrfische mit auf den Weg — alles Pokrowsker Leckerbissen. Auch Mikola Schkoda war dabei. Er sprach mit Willem.

„Kobsar hat Marfa eingesperrt, damit sie sich mit dir nicht treffen kann. Auch die Kolonisten ließ er über Nacht bewachen, damit du nicht zu Marfa kommst. Er hat fest beschlossen, euch für immer zu trennen. Die Kosaken wollen nicht zulassen, daß sich die Ausländer mit ihnen vermischen. Marfa rauft sich die Haare. Sie will sich nicht fügen. Auch du halte fest zu Marfa. Sie ist die Treue wert. Bei Zygmunt kannst du Halt machen, wenn du von der Kolonie nach Pokrowsk kommst. Ich habe mit ihm darüber gesprochen, es ist abgemacht.“

Willem blieb kalt. Er sagte zu Mikola, daß seine Bemühungen unnötig seien.

Der Tag war angebrochen. Fern im Osten erhellte sich der Himmel. Chmara erschien endlich. Er gähnte schläfrig und sagte zu Seb:

„Ataman Kobsar gibt zwei Reiter zu eurem Schutz mit. Die Reiter sind seine Knechte, und auch die Pferde sind sein Eigentum. Die Reiter sind tüchtige Kerle, und die Pferde sind auch nicht schlecht. Saratow behält das Geld, das die Krone für eure Bewachung bestimmt hat, für sich. Es ist eine gewagte Sache, euch ohne Schutzwache in die Steppe zu fahren. Saratow zahlt aber nichts, und wir haben keinen Gewinn davon. Die Kirgisen rauben hier hauptsächlich Menschen. Sie handeln sie teurer als alles andere. Auf uns Kosaken machen sie schon lange keine Überfälle mehr. Sie fürchten uns. Nur wenn sich jemand allein weit in die Steppe wagt, verschwindet er manchmal. Die Ankunft der Kolonisten hat die Horden der Kirgisen wieder angelockt. Die Einwanderer sind zutraulich, und nicht wenige mußten schon für ihre Treuherzigkeit ihr Leben lassen. Die Räuber versprechen sich wahrscheinlich reiche Beute von den Kolonisten.“

Chmara erklärte, daß die Kirgisen ihre Opfer nur am Tage, vorwiegend am Morgen, überfallen. Da ist der Erfolg viel sicherer. Wenn sie ihre Opfer eingefangen haben, begeben sie

sich mit ihnen ins Versteck — in einen tiefen Graben, Jerik genannt, oder in hohes Schilf — und warten dort die Nacht ab. In der Dunkelheit ziehen sie dann mit ihrer Beute fort. Ihren Weg bestimmen sie nach den Sternen. Die geraubten Menschen verkaufen die Kirgisen als Sklaven auf dem Markt in Chiwa, ein Reich, seitlich vom Meer.

Wie Chmara sagte, sollten die zwei Reiter im Falle eines Überfalls die Nachricht sofort nach Pokrowsk bringen. Deswegen sollte einer der Reiter in Sichtweite vor dem Zug, der andere ebensoweit hinter dem Zug reiten, damit einer immer entkommen könne, von welcher Seite der Überfall auch immer kommen werde. Wenn die Nachricht in kurzer Zeit nach Pokrowsk gemeldet wird, kann die Verfolgung sofort begonnen und die Räuber eingeholt werden, da sie mit den Gefangenen nicht so schnell vorwärts kommen.

Seb bedankte sich bei Chmara und bat, dem Ataman seinen Dank für dessen Bemühungen um die Kolonisten zu überbringen. Chmara nickte willig, wandte aber seinen Blick mürrisch ab. Seb konnte Chmaras Benehmen nicht begreifen, außerdem brauchte man in der fremden Gegend gute Freunde. Er fragte:

„Haben unsere Leute jemandem von den ihrigen was zu Leid getan?“

Chmara schwieg nachdenklich. Dann zeigte er rings um sich:

„Dies war alles unser Eigen. Wir haben der Krone gedient und die Gegend erobert. Nun kommt ihr und nehmt uns große Stücke unentgeltlich davon weg. Ist das nicht beleidigend?“

„Das Land gehört doch der Krone, und die hat uns hierher bestellt und uns das Land gegeben.“

Chmara schüttelte den Kopf:

„Wenn ihr nicht gekommen wärt, wem hätte die Krone das Land geben können? Es wäre unser geblieben.“

Seb schwieg. Er glaubte, daß er in der von Chmara aufgeworfenen Frage nichts zu verantworten und auch nichts zu entscheiden hätte.

Der Zug verließ die Stadt. Vorn fuhren die Wagen mit Gepäck, Lebensmitteln, Geräten, Kindern und Kranken. Die Kolonisten folgten den Fuhren zu Fuß zu zweit hintereinander. Es war kühl. Die Menschen hüllten sich in ihre warmen Kleider ein. Von der Wolga her wehte kalter Wind.

„Wir gehen auf unsere Heimat zu“, sagte Müller in traurigem Ton.

„Die Heimat ist hinter uns“, erwiderte Damke. Er zeigte mit der Hand zurück nach Westen. „Geradewegs, immer der Sonne nach, kommt man an den Dnepr, so haben mir die Kosaken erklärt, die unlängst von dort hierher gekommen sind.“

„Du kommst an den Dnepr und weiter wohin?“ fragte Schreiner.

„Vom Dnepr geht es noch eine kleine Strecke durch Rußland, dann ein bißchen Österreich, Schlesien, über die Oder, durch Brandenburg, und da ist auch schon Schwerin, unser Land.“

In den Reihen lachte man laut auf.

„Nur ein Katzensprung“, bemerkte spöttisch Schreiner.

Die Kolonisten lachten noch lauter. Damke erwiderte ernst:

„Kein Katzensprung! Aber wenn ich mich jetzt auf den Weg mache, bin ich Anfang Winter zu Hause in Schwerin.“

Die Kolonisten schwiegen. Sollte Deutschland wirklich so nahe sein? Da könnte man ja im Falle der Not leicht wieder in die Heimat zurückkommen. Es wird dort jetzt gewiß schon besser sein, als es vor ihrer Abreise war.

„Warum hat man uns so weit und so lange umhergefahren, wenn Deutschland so nahe ist?“ fragte Schreiner.

„Wahrscheinlich handelte die russische Regierung mit Berechnung: die Fahrt zu Wasser ist billiger als auf der Achse.“

„Dann“, sagte Schreiner, „glückliche Reise, und wenn du vielleicht nach Thüringen kommst, laß mir meine alte Tante grüßen, sie wohnt in Ilmenau.“

Ein lautes Gelächter brach aus. Damke war beleidigt.

„Spottet nicht. Mein Soldatenherz kann das nicht ertragen. Ihr werdet sehen, wenn es mir in einem Jahr hier nicht gefallen wird, gehe ich nach Deutschland zurück.“

Keiner lachte mehr. Wenn das Leben am neuen Ort mißglückt, könnte Damkes Plan dann vielleicht ein Ausweg sein?

Der Zug näherte sich dem Fluß Saratowka. Pokrowsk verschwand hinter der Höhe am Ufer. Ringsum nur Steppe. Seitlich glänzte der Wasserspiegel der Wolga. Am Himmel kreisten Habichte. Sie hatten keine Scheu vor dem Zug der Kolonisten und schossen ganz nahe ins Gras herab, wo sie ihre Beute — eine Maus oder eine Lerche — erjagten. Am westlichen Horizont zogen schwarze Wolken herauf. Unweit vom Fluß weideten große Schafherden. Die Steppe war von üppigem Gras überwuchert: Quecke. Schmiele, Schwingel... Im Flußtal wuchsen Bäume und Sträucher. Am Ufer sah man einige Hirtenhütten. Auch eine Bucht aus Stangen war da. Die bärtigen Hirten kamen näher an den Zug heran und schauten verwundert auf die Kolonisten. Sie trugen lange Hemden und Hosen aus Leinwand, die alt, schmutzig und abgetragen waren. Die Haare schnitten sich die Hirten einmal im Jahr, wenn die Schafe geschoren und die Scheren von Pokrowsk an die Saratowka gebracht wurden. Die Hirten waren Auswärtige. Mit Beginn des Winters holten die Kosaken ihre Schafe heim. Die Hirten aber blieben den Winter über in ihren Hütten am Fluß. Sie heizten viel, und in den Hütten war es warm. Sie kochten Grießsuppe, Kascha und Fleisch. Die meiste Zeit im Winter schliefen die Hirten in ihren Hütten.

Der Zug stieg langsam das Ufer hinab. Der Fluß war breit und das Wasser hell. Am Wasserrand wuchsen Schilf, Weiden und Lieschgras. Der Boden war sumpfig. An einer Stelle kamen die Fuhren ins Wasser und fuhren dann den Fluß entlang weiter. Die Männer krepelten die Hosenbeine auf, die Frauen steckten die Röcke hoch und folgten den Fuhren. Müller stand ängstlich am Wasserrand. Er konnte sich nicht entschließen hineinzuwaten. Das Wasser schreckte ihn. Die junge Witwe Marget Wulf ergriff seine Hand:

„Herr Prior“, sagte sie in höflichem Ton, „folgen Sie mir, da ist nichts Gefährliches.“

Müller schaute zutraulich auf Marget. Er folgte ihr und sah dabei ihre reizenden nackten Beine an.

„Wasser“, sagte Marget, „heilt. Unser Pfarrer Wendelin heilte alle Krankheiten mit Wasser. Meine selige Mutter sie halte eine hitzige Krankheit, heilte er mit Packungen, Wickeln und Waschungen. Dreimal am Tage hat er sie mit kaltem Wasser begossen.“

Damke, der nahe hinter Marget herging, bemerkte:

„Wasser heilt hitzige Krankheiten nicht. Sie sitzen innen im Körper und müssen darum auch innen im Menschen angegriffen werden, und das kann nur Spiritus vini. Er ist stark und dringt überall hin. Wer ihn trinkt, fühlt das gut.“

„Herr Offizier“, sagte Müller, „Sie haben recht, aber Frau Marget hat auch recht. Das Wasser nimmt die Hitze weg, die in dem Kranken brennt.“

Damke verteidigte seine Ansicht eifrig weiter.

„Die Hitze geht bei dem Kranken von innen nach außen, darum muß das Innere des Kranken gewärmt werden. Spiritus vini wärmt den Menschen.“

Müller lächelte hinterlistig.

„Sie sind eben ein Krieger und müssen immer angreifen, ganz gleich, wo und wann.“

Müller hielt Frau Marget fest an der Hand. Damke erklärte mit Stolz:

„Ich bin Schüler des Herzogs von Wallenstein. Der große Feldherr verstand nur anzugreifen. In der Abwehr war er hilflos“. Er wollte sich im Beisein von Frau Marget, von deren zierlichen weißen Beinen auch er nicht wegschauen konnte, nicht ergeben.

In Müller stieg Männermut auf. Er nahm Frau Marget in Schutz.

"In Rom heilte Asklepios die Patrizier mit Wasser und vielleicht auch Gajus Julius Cäsar. Mit Wasser heilte sich Kaiser Sigismund, derselbe, der den großen Schritt zu Deutschlands Unglück machte, als er dem Burggrafen von Nürnberg die Mark Brandenburg als Lehn gab." Müller erklärte, daß Wasser und Massage alle Krankheiten bezwingen.

Frau Marget seufzte schwer.

„Meine arme Mutter verspürte nach jeder Wasserkur Erleichterung." Müller nickte zustimmend. „Nach einer Waschung aber ist sie ganz plötzlich gestorben." Frau Marget kamen Tränen in die Augen. Bald sah sie Müller aber wieder sanftmütig an. „Mein Vater behauptete, Wendelin hätte meine Mutter totkuriert."

Danke sagte darauf:

„Da hat er recht, Ihr Vater. War er Soldat?" Marget nickte. Danke sprach weiter: „Ein Krieger hat große Erfahrungen. Er weiß, woran ein Mensch sterben kann."

An einer Stelle, wo der Boden fest war, bogen die Fuhren aus dem Wasser. Langsam ging es die Höhe aufwärts, bis die weite Steppe wieder vor den Augen lag. Trostlos kam den Kolonisten die eintönige Landschaft vor. Hie und da hörte man unter den Einwanderern schwere Seufzer.

„Wir ziehen unserem sicheren Unglück entgegen", sagte Salomon Klein.

„Das Glück ist nicht immer dort, wo es schön und gut ist", meinte Müller.

Die Kolonisten schwiegen. Ein jeder machte sich Gedanken, was ihn hier in dieser unbekanntem Gegend erwarten wird.

Um die Menschen zu trösten, begann Müller das Märchen von der unzufriedenen Fee zu erzählen. Schon in seiner Kindheit hatte er das Märchen gehört, und jetzt tauchte es wieder in seinem Gedächtnis auf. Müller sprach laut und eindrucksvoll, und die Kolonisten hörten dem Erzähler aufmerksam zu.

Eine junge Fee war mit allem in der Welt unzufrieden. Sie trug immer Haß im Herzen. Wenn ein Mensch Unglück hatte, grollte sie ihm. Wenn er freudig und glücklich war, wurde sie darüber noch zorniger. Wenn es regnete, war sie ärgerlich, schönes Wetter gefiel ihr aber auch nicht. Das Essen schmeckte ihr nicht, und sie beschimpfte die Köche. Ihre Kleider waren immer so schlecht, daß sie beim Anziehen Wutanfälle bekam. Auch an sich selbst schien ihr alles verhaßt. Von dem vielen Ärger und Zorn, die die Fee in sich trug, wurde sie mit jedem Tag häßlicher und konnte schon nichts Gutes mehr für die Menschen stiften. Die alte Fee, die sie erzog, sah das alles, und da eine Fee doch schön und gutherzig sein muß, beschloß sie, die junge Fee aus der Feenwelt zu verjagen. Sie sagte zu ihr:

„Bleib so lange bei den Menschen in Armut und Not, bis dein Herz edel geworden ist. Um das zu erreichen, mußt du mit reinem Herzen gute Taten vollbringen."

Die junge Fee wohnte jetzt allein im Wald in einer armen Hütte. Ihre Kleider waren alt und zerrissen, ihr Bett war aus Stroh. Es gab keine Köche, die ihr das Essen kochen konnten. Sie war hungrig und fror in ihrer Hütte. Ober ihr Leben war sie so empört, daß sie vor Zorn nicht sprechen konnte. Um ihren Hunger zu stillen, ging sie in den Wald und sammelte Beeren, Pilze und Wurzeln, die sie sich selbst zubereitete. So verflossen viele Jahre, und nichts änderte sich im Leben der jungen Fee. Da erinnerte sie sich an die Worte der alten Fee, daß sie gute Taten vollbringen müsse, um aus der Not zu kommen. Die junge Fee sammelte jetzt Früchte für die Menschen. Zur Nachtzeit ging sie in die Häuser und auf die Felder und arbeitete für die armen Leute. Sie sah, wie sich die Menschen wunderten und freuten. Aber sie ärgerte sich darüber und war voll Mißgunst. Um aber wieder in die Welt der Feen zu kommen, fuhr sie fort, den Menschen zu helfen.

Es vergingen viele Jahre. Die Menschen wurden alt und starben. Junge wuchsen heran, alterten und segneten auch das Zeitliche. Die Arbeit bei den Menschen wurde der Fee zur Gewohnheit. Auch an ihrem armen Leben fand sie Gefallen. Sie war immer zufrieden und

freute sich über alles. Da kam ein süßer Schlaf über sie, und als sie wieder erwachte, sah sie sich in der Feenwelt in einem reichen und sauberen Schloß. Die alte Fee stand vor ihr und sprach:

"Jetzt hast du dich gebessert, und gute Taten veredelten dein Herz. Darum habe ich dich zurückgenommen."

Die junge Fee schaute sich entzückt um. Ihr Gesicht strahlte vor Freude. Aber schon nach einer Weile wurde sie trübsinnig und seufzte schwer. Sie wandte sich an die alte Fee:

„Mächtige und gerechte Fee, bring mich zurück in meine Hütte zu den Menschen, dort war ich zufrieden und freute mich des Lebens. Der Glanz in deinem Schloß blendet mich und nimmt mir die Ruhe."

Als das Märchen zu Ende war, sagte Hans Haal:

„Da haben Sie recht, Herr Müller. Gerade so sehe ich unsere Zukunft am Karaman: Glück in Armut und Not."

Die Fuhrmänner trieben die Ochsen an. Über Saratow hingen schwere Gewitterwolken. Blitze durchrissen sie, und der Donner dröhnte. Die Wolken näherten sich dem Zuge. Die Fuhrleute erklärten, man müsse, ehe es zu regnen beginnt, über das Melonenwasser kommen, weiter ist Sandboden, dem der Regen nicht schadet.

Müller ging neben Marget und hielt sie immer noch fest an der Hand. Katrin war bei Seb. Sie sagte zu ihm:

„Es ist gut, daß wir Müller bei uns haben. Er versteht es, die Leute zu unterhalten."

Ringsum lag die weite sonnendurchwärmte Steppe.

Bei wolkenlosem Himmel in Sommerzeiten erwärmt die Sonne die Trockensteppe an der Unteren Wolga sehr stark. Die Feuchtigkeit verdunstet, das Gras verdorrt, und der ausgetrocknete Boden wird immer lebloser. Der Boden erwärmt die Luft, wodurch starke Winde entstehen, die der Steppe noch größeren Schaden zufügen. Auch Flüsse und Teiche trocknen aus. Die heiße Luft steigt hoch, bis zu den Wolken, und verhindert ihre Bildung, der Regen bleibt lange aus. Nur durch einen Zufall kann eine Änderung eintreten: Wenn große kalte Luftmassen aus Norden oder Nordwesten in die Gegend eindringen.

Ist ein trockener Sommer vergangen, so wird im nächsten Frühling das Schneewasser von dem trockenen Boden schnell und restlos aufgesaugt. Einige Tage Sonnenschein trocknen die obere Bodenschicht wieder aus und erwärmen den Boden und die Luft ebenso wie im vorigen Jahr. So kann leicht ein Tag dem anderen ohne Regen folgen und auch ein Trockenjahr nach dem anderen eintreten. Das Gras wächst dann fast nicht, die Luft wird heißer und heißer. Es muß schon ein überaus kalter und langanhaltender Luftstrom in die Gegend eindringen, um den Boden und die Luft abzukühlen, damit sich Regenwolken bilden können.

Dann wechselt die Trockenperiode mit der Zeit der großen Regenfälle ab. Das Gras wächst und schützt den Boden vor starker Erwärmung. Flüsse und Teiche führen viel Wasser, und auch das Grundwasser steigt. Die Flüsse sind Wege, auf denen das überschüssige Wasser der Niederschläge von der Erdoberfläche abgeleitet wird. Der Karaman und seine Nebenflüsse und Gräben sind ein großes Entwässerungssystem, das nur durch eine große Wassermenge entstehen konnte. Das breite Flußtal und die hohen Ufer zeugen ebenfalls von dieser Auffassung.

Die Ursteppe aber hat keinen Schutz vor der Sonne und vor zerstörenden Luftströmungen. Ackert man die Steppe um, so wird sie ganz und gar der Zerstörung freigegeben. Ackerboden trocknet schnell aus und wird rissig. Heiße reißennde Winde treiben die feinen Bodenteilchen hoch, wo sie dann als Staub längere Zeit in der Luft schweben. Sie erwärmen sich in den Sonnenstrahlen, und der erhitzte Staubwind fegt die obere Bodenschicht glatt weg, und die Steppe wird zu einem toten Land. So kann die Trockensteppe gänzlich zugrunde gerichtet und zu einer Halbwüste werden.

Die Kolonisten kamen an den Karaman, um Feldbau zu betreiben. Sie waren darum schon von vornherein, ohne zu ahnen, dazu bestimmt, die Steppe am Karaman zu vernichten.

Der Zug hatte das Melonenwasser überquert und war jetzt auf der Seite, wo der Boden sandig war. Die Sonne brannte heiß. Über der Wolga ging ein Platzregen nieder. Kühle Luft wehte von dort her. Es wurde Rast gemacht. Die Ochsen wurden ausgejocht, und man ließ sie nahe am Fluß grasen. An mehreren Stellen wurde Feuer angezündet und an drei Stecken darüber Kessel aufgehängt und Essen gekocht. Die Wanderer suchten Kühle im Schatten der Wagen. Seb, Katrin und Willem saßen beisammen. Neben ihnen an einem Wagen hatten sich Müller, Frau Marget und Damke niedergelassen. Müller sagte, daß die freie Natur den Menschen immer erquickt, besonders wenn sie weit und offen ist.

„Man fühlt da keinerlei Beklemmung und Not an Luft und Raum.“

Marget nickte zufrieden. Damke sagte:

„Mir scheint hier alles leer. Ich fühle mich verlassen.“

Müller schaute besorgt Frau Marget in die Augen.

„Sind Sie vielleicht traurig wegen der öden Gegend, in der wir jetzt sind?“

„Mein einzig Leid habe ich auf dem Wege gelassen. Mir wird es mit jedem Tag leichter ums Herz. Es war gut, daß ich von zu Hause fortzog. Den Schrecken vom Tode meines Mannes wäre ich in der Heimat nie losgeworden.“ Marget erzählte, wie ihr Mann seinen Tod fand. „Als die Preußen ins Dorf kamen, ging er vor das Tor hinaus und wollte sich umschaun. Da rannten auch schon hinter dem Haus drei Soldaten hervor und durchbohrten ihn mit ihren Speißen. Er sank sofort tot nieder.“

Rings um den Rastplatz piffen Zieselmäuse. Diese neugierigen Tierchen wagten sich nahe an die Menschen heran. Den Kolonisten machten die ihnen unbekannteren Tierchen Vergnügen. Ein Fuhrmann, Andrej Dubny, sagte, daß die Zieselmäuse von den Eichhörnchen abstammen. Das habe ihm ein gelehrter Edelmann, bei dem Dubny in Saratow Knecht war, gesagt.

„Und dein Herr hat es von einem anderen Herrn gehört?“ fragte ihn Schreiner.

„Nein, er hat es sich selbst ausgedacht.“

Die Zuhörer waren heiter geworden und lachten lustig. Hans Haal sagte zu Dubny:

„Du bist ein fixer' Hanswurst. Merke dir, wir glauben nicht alles, was wir nicht selbst gesehen haben.“

„Oh!“ sagte Dubny und lächelte listig. „Da sind Sie beinahe wie ich. Ich glaube auch nur das, was ich selbst gesehen habe.“

„Sie wollen sagen, was Sie im Traum gesehen haben?“ bemerkte Müller.

„Ich ergebe mich. Sie haben meine Gedanken erraten. Sie haben mich durchschaut. Sie haben ein helles Köpfchen.“

Müller sagte schmunzelnd:

„Ich habe schon in meiner Kindheit leicht Rätsel erraten. Dazu braucht man keinen großen Geist, nur einen scharfen Sinn.“

Dubny starrte Müller an.

„Herr“, sagte er, „Sie lieben die Frau, die da neben Ihnen sitzt. Sie liebt Sie auch, doch Ihnen steht ein großes Hindernis im Wege zum vollen Glück. Ich kann nicht sagen, ob Sie es überwinden werden.“

Müller war erschrocken. Er schaute nach Frau Marget hin, die ihm mit gerührtem Blick antwortete. Müller verfärbte sich verlegen im Gesicht. Er zürnte Dubny.

„Ich glaube nicht an Ihre Prophezeiungen, will Ihnen aber sagen, daß ich hartnäckig bin und mir den Weg zu meinem Glück ebenen werde.“

Dubny blieb ungerührt und wich nicht von seiner Meinung ab. Damke griff Dubny an:

„Geh zu deinen Ochsen, wir benötigen deine Hellschere nicht“, sagte er böse und richtete sich drohend auf. Marget wandte sich flehend an Damke:

„Herr Offizier, beleidigen Sie doch den Mann nicht. Er meint es nicht böse. Er hat nichts Schlechtes gewünscht, nur vor Gefahr gewarnt.“ Zu Dubny sagte sie: „Haben Sie vielen Dank für Ihre Sorge um uns.“

Dubny schaute ernst auf Müller und sagte:

„Die Leute wollen die Wahrheit über ihr künftiges Schicksal nicht hören, weil diese immer schlechter ist, als man sich seine Zukunft vorstellt. Die Wahrheit wird gern geglaubt, wenn sie euren gefällt.“

Willem gewahrte fern in der Steppe einen Menschen. Seine verschwommene Gestalt schaukelte wie auf Wellen. Mit jedem Augenblick aber tauchte er immer mehr auf, und schon zeigte sich auch der Kopf eines Pferdes. Willem machte die Kolonisten darauf aufmerksam, und alle schauten auf den schnell herannahenden Reiter. Ein einsamer Reiter in der menschenleeren Steppe war verdächtig. Er konnte ein Kundschafter der Räuberbande sein.

Die Leute gingen näher zu den Fuhren. Die Männer griffen nach Beil und Hammer. Die zwei Reiter, die den Zug begleiteten, verhielten sich ganz ruhig. Als man sie fragte, warum sie ihre Pferde nicht besteigen, um die Nachricht nach Pokrowsk zu bringen, erklärten sie ruhig, daß der Reiter kein Kirgise sei, da er im Galopp angeritten kommt, und die Kirgisen reiten nur im Paßgang.

Bald konnte man schon an Hut und Wams erkennen, daß es ein Deutscher war. Die Kolonisten beruhigten sich. Der Reiter kam näher, und alle freuten sich sehr, daß sie einen Menschen ihresgleichen in der weiten Steppe getroffen hatten.

Der Ankömmling war ein junger Mann mit harten und strengen Gesichtszügen. Er war stark gebaut, hatte breite Schultern und einen steifen Nacken, Er stieg vom Pferd, begrüßte alle mit christlichem Gruß und ohne ein einleitendes Gespräch begann er eifrig jemanden unter den Kolonisten zu suchen.

Die Kolonisten schauten den Fremden fragend an. Philipp Schreiner fragte:

„Suchen Sie einen Freund oder einen Feind?“

„Ich suche, was ich brauche“, gab der Fremde schroff zur Antwort. Sein fester Blick fiel auf Katrin. Diese wurde nicht zaghafte. Der Fremde fragte sie:

„Bist du, Weib, im Ehestand?“ Katrin nickte und schmunzelte.

Dem Fremden gefiel das nicht, und er schaute böse auf Katrin.

„Gibt es in eurem Zug Weibspersonen, die nicht verheiratet sind?“ fragte er Katrin gebieterisch. Seb musterte den Fremden mit ruhigem Blick. Katrin schaute sich nachdenklich um, dann zeigte sie auf Frau Marget.

„Da, Frau Marget ist noch frei“, erklärte Katrin.

Müller mag nichts Gutes geahnt haben, als Katrin Frau Marget nannte, und verzog mißtrauisch das Gesicht. Der fremde Mann stellte sich Frau Marget vor.

„Ich heiße Joseph Riedel“, sagte er, „bin aus dem Sächsischen Land. Von Stadt Roßlau fuhr ich auf der Elbe ans Meer, danach auf dem Schiff nach Rußland an den Karaman. Wir haben eine Kolonie gegründet. Sie liegt am Fluß im Walde. Von allen Seiten ist sie von Höhen geschützt. Einen Winter haben wir schon in der Kolonie verbracht. Ich besitze eine warme Erdhütte, zwei Pferde, eine Kuh und Schafe. Nur ein Weib fehlt mir für mein Herz, eine Wirtin und eine Mutter der Kinder, die mir die Frau bringen wird.“

Die Kolonisten lachten über den offenerzigen Freier. Anna Maria Kanter bemerkte:

„Den möchte ich nicht zum Mann haben. Er ist imstande, alle Eheheimnisse auszulaudern.“

„Um uns Ihre Not mitzuteilen, machten Sie den weiten Weg zu uns?“ bemerkte Müller höhnisch und böse.

Joseph Riedel starrte ihn an. Dann griff er nach Margets Hand und sagte befehlerisch:

„Du gehst mit mir. Wo ist dein Bündel? Wir machen uns sogleich auf den Weg, damit wir noch bei Tag in die Kolonie kommen. Wir müssen noch die Kuh melken und Essen kochen. Die Nächte sind kurz, und am Morgen gibt es viel Arbeit.“

Marget schaute Riedel erstaunt an. Müller und Damke waren empört. Damke stellte sich drohend vor Riedel auf. Dieser schob ihn leicht beiseite und sagte zu Marget:

„Komm, komm! Die Sonne steht schon hoch. Mein Pferd ist stark. Es trägt uns beide und auch noch dein Bündel.“

Marget rührte sich nicht. Sie maß Riedel mit ruhigem Blick von Kopf bis Fuß. Riedel schrie auf sie ein:

„Was zögerst du noch? Morgen lassen wir uns kopulieren. Dem Musikus Jochim Kuhn hat die Gemeinde alle Pastorenrechte erteilt, und er macht alles mit Eifer und Geschick, besser als ein Priester, der Schule genossen und die Weihe erhalten hat.“

Müller sprang auf und schrie empört:

„Welch eine Roheit! Kommt da ein Kerl über die Steppe, fällt über uns her wie ein Räuber, und wir halten still, als ob wir ganz macht- und rechtlos wären. Seb“, sagte er, „greif doch ein.“

„Der Mann spricht mit Frau Marget, er macht nichts. Unzulässiges.“

Müller erwiderte darauf böse:

„Ich will aber nicht, daß er mit Marget spricht. Er freit um sie und will sie fortführen. Ich kann das nicht zulassen.“

„Ein jeder hat das Recht, seine Wünsche auszusprechen“, meinte Seb dazu. Müller wurde noch böser.

„Mir gefällt es nicht, wie der Kerl da spricht. Ich verbiete es ihm.“

Seb sagte darauf:

„Hast du deine Worte, die du in Deutschland so oft gesagt hast, vergessen? ‚Ich ziehe nach Rußland, um ein freier Mann zu sein‘, damit lagst du uns allen so oft in den Ohren. Jetzt willst du dem anderen den Mund stopfen. Willst du nur für dich allein Freiheit haben? Herr Riedel, sprechen Sie weiter. Sie haben das Recht dazu.“

Damke schrie:

„Der Kerl beschimpft Frau Marget und wendet Gewalt an!“

Seb machte mit der Hand eine beruhigende Bewegung. Müller und Damke stellten sich schützend vor Marget. Es kamen noch mehr Kolonisten hinzu, die Riedel umringten. Einige traten für Müller und Damke ein.

Riedel verstand, daß er weiter nichts mehr machen kann. Er stand eine Weile gelassen mit enttäuschem Gesicht und schaute verwundert auf die um ihn stehenden Menschen. Dann kehrte er langsam um, ging zu seinem Pferd und vergrub sein Gesicht in die Mähne des Pferdes.

Marget schaute gerührt nach ihm. Ganz unerwartet stand sie auf und ging zu Riedel. Müller wollte sie zurückhalten.

„Herr Prior“, sagte sie streng, „rühren Sie mich nicht an. Ich bin Bäuerin und kenne meinen Platz.“

Müller ließ von ihr ab. Er schaute hilfesuchend nach Damke. Auch der wagte es nicht, Marget zurückzuhalten.

Marget sagte zu Riedel:

„Nimm mein Bündel und mach schnell, daß wir von hier fortkommen.“

Die Kolonisten schauten erstaunt den zwei forteilenden Menschen nach. Müller sagte traurig zu Damke:

„Dieser Schlag hat mich ins Herz getroffen. Es war ein kurzer süßer Traum. Nie in meinem Leben hat mich ein Weib so gerührt wie die Bäuerin Marget Wulf.“

Damke antwortete bissig:

„Gräme dich nicht so sehr. Ich hätte dir Marget nicht abgetreten, ich liebe sie auch.“

Müller riß erstaunt die Augen auf.

„Was sprichst du da?“ schrie er. „Wie konntest du das wagen?“

„Ich habe nichts gewagt. Es kam mir plötzlich in den Sinn, vor ein paar Stunden, ebenso wie dir.“

Müller war stark erregt:

„Marget hatte Neigung zu mir. Sie wußte, daß ich an Fürstenhöfen lebte und daß ich Grütze im Kopfe habe.“

Damke schmunzelte.

„Wozu braucht ein Weib Grütze in deinem Schädel? Sie braucht...“ Damke zeigte auf seine starken Arme und rüstige Gestalt.

Müller schaute Damke drohend an, kehrte dann aber um und ging von ihm weg.

Damke brummte vor sich hin:

„Ein gemeiner Stengel versucht sich zu erheben.“ Doch Müller tat ihm leid. Vielleicht war es das erstemal, daß der Vagabund versuchte, im Leben festen Fuß zu fassen, mußte aber gleich am Anfang scheitern.

Die Kolonisten schauten mitfühlend auf Müller. Manche meinten, daß man ihn vor Riedel hätte schützen sollen, da er selbst so unbeholfen sei. Es wäre nicht gerecht, daß der Stärkere den Schwächeren beleidige. Salomon Klein behauptete, Marget wäre mit Gewalt genommen worden, und am besten hätten die Männer eingreifen sollen, da es ihre Pflicht sei, die Weiber zu schützen. Die Weiber waren aber anderer Meinung- Sie sagten, es sei gut, daß so listige Lockvögel aus der Kolonie kommen. Katrin erklärte, daß nicht Riedel, sondern Marget die Entscheidung getroffen hat, und dazu habe sie das volle Recht. Der Vorfall hatte den ganzen Zug aufgebracht. Die Bäuerin Anna Maria Kanter sagte voller Haß:

„Es war dieser Schlange sofort anzusehen, daß sie einen Mann sucht, und ich war immer auf der Hut.“

Die Weiber gaben ihr recht: Der fremde Mann habe sich Marget nicht ohne Grund ausgewählt. Marget sei ein leidenschaftliches Weib und von ihren Gefühlen so hingerissen, daß sie oft nicht weiß, wem sie sich hingibt — einem braven Mann oder einem durchtriebenen Flegel.

Nach der Rast fühlten sich die Menschen immer noch matt, und der Zug bewegte sich nur langsam vorwärts. Die brennende Sonne, der die Menschen den ganzen Tag ausgesetzt waren, und die eintönige Steppe wurden allmählich zum Überdruß. Der einzige Trost war, daß sie das lang ersehnte Ziel bald erreichen werden; dieser Gedanke trieb die Kolonisten an.

Nach kurzer Zeit erreichten sie den Karaman. Es war ein stiller Fluß mit sandigem Bett und grünen steilen Ufern, bewachsen mit Büschen und Gestrüpp. Das Tal war mit saftigen Wiesengräsern bedeckt. Über dem Wasser schwebten zartweiße Möwen. Auch Fischreiher stolzierten auf ihren Stelzbeinen im flachen Wasser umher. An einer seichten Stelle überquerte der Zug den Fluß, und auf der anderen Seite ging es an einer steilen Höhe aufwärts. Oben angekommen, sahen sie die große weite Ebene bis nach Pokrowsk vor sich liegen. Seitwärts kam das blaue hohe Ufer der Wolga in Sicht. Ringsum war es quälend still als liege die Gegend in tiefem Schlaf.

Von der Höhe führte der Weg weiter nach Osten. In der Ferne erhob sich Turalas Hügelgrab. Weiter am Horizont konnte man andere alte Hügelgräber sehen.

Die Sonne war schon untergegangen, und es wurde kühler. Der Karaman lag tief unten im Tal. Als schmaler Streifen schlängelte er sich in Serpentina durch die Wiesen der mächtigen Wolga zu.

Von der Höhe führte ein Weg zu einem Teich, dessen Rand dicht mit Riedgras bewachsen war. Das helle Wasser zog die lechzenden Ochsen an, und die Fuhrmänner konnten nur mit Mühe die Fuhren mit den eingespannten Tieren auf dem Wege halten. Die Höhe beschattete schon weithin das Tal. Ganz in der Nähe standen einige Holzhäuser, mit Rasen gedeckt. In einem Pferch wurden Pferde gehalten, Männer traten heraus und sahen dem Zug entgegen. Es war die Kolonie, das Ende der langen Reise vom Rhein an den Karaman, in die Steppe an der Unteren Wolga.

Die Kolonisten besahen neugierig ihre neuen Wohnstätten. Die Häuser waren aus rohen Holzstämmen ohne Fundament gebaut und hatten links und rechts ein Wohnzimmer und eine Diele in der Mitte. Die Decke war aus Holzstangen und von außen mit Lehm belegt. Zur Verdichtung war zwischen den Holzstämmen Moos eingelegt. Der Dachstuhl war dicht auf den Rumpf des Baus aufgelegt und mit Rasenstücken gedeckt. In jedem Wohnraum war ein Herd mit Rauchfang. Außer den zwei Häusern waren noch zwei Erdhütten und ein Schuppen errichtet. Alle diese Gebäude sollten als Muster für den Bau der Siedlung dienen.

Die Kolonisten nahmen mit ihren Bündeln in den Häusern Platz. Seb, Katrin, Willem und Müller bezogen eine Erdhütte. Sie fanden die Wohnung in der Erde ganz bequem: Zwei Pritschen an den Seitenwänden, ein Tisch vor dem Fenster und ein Herd an der Tür in der Ecke. Einige überdachte Stufen führten in die Hütte, wo es angenehm kühl war.

Aus Neugier verstreuten sich die Einwanderer in der Gegend um die Siedlung: an den Karaman, in den nahen Wald im Tal und an den Teich unter der Höhe, wo die Fuhrleute auf grüner Wiese ihre Ochsen weideten. Gleich hinter der Ebene, wo die Kolonie angelegt war, lag tief im Wald, beinahe dem Wasserspiegel des Flusses gleich, eine große Ebene in der Form eines Halbkreises. Eine grüne Heide war mit Wald umsäumt. In der Richtung nach dem Fluß erhob sich ein großer Hügel, bewachsen mit Bäumen und Sträuchern. Der Gipfel des Hügels ragte hoch über die Ebene, auf der die Kolonie lag. Er sah aus, als wäre er von Menschen zusammengetragen worden, und machte deshalb einen geheimnisvollen Eindruck.

In der Kolonie erschienen zwei Reiter. Der eine war Joseph Riedel, der vor einigen Stunden Marget Wulf fortgenommen hatte, der andere Jochim Kuhn, der in der Nachbarskolonie die Pastorenstelle versah. Beide waren guten Mutes. Der beleibte, aber schlaksige Jochim Kuhn bemühte sich würdevoll zu sein. Joseph Riedel war ernst.

Die zwei Männer sprachen mit Seb. Pastor Kuhn wollte zwei Zeugenaussagen haben, daß Marget Wulf nicht in der Ehe stehe. Er sagte, daß Joseph Riedel hart darauf bestehe, noch heute abend mit Marget kopuliert zu werden.

Seb schmunzelte und sagte zu Riedel:

„Wenn aber ein Mann von deiner Kolonie, bis du heimkommst, Marget schon entführt hat?“

Riedel schaute unruhig in die Richtung, wo seine Kolonie lag.

„Damit das nicht geschehe, habe ich Maßnahmen ergriffen. Marget sitzt hinter Schloß und Riegel, und meine Freunde bewachen sie.“

Jochim Kuhn wurde aus Scham rot im Gesicht.

Seb wollte behilflich sein und zwei Zeugen herbeirufen. Kuhn erklärte, daß bei der Zeugenaussage noch andere Kolonisten dabei sein müssen. Es blieb also nichts anderes übrig als abzuwarten, bis die ausgegangenen Kolonisten zurückgekehrt waren.

Jochim Kuhn besah sich die Gegend. Sie gefiel ihm, und er sagte, daß der Ort seltsam malerisch sei. Die Höhen, das Tal, der Wald, der Fluß und der Teich — alles wäre entzückend

schön. Kuhn sah lange nach dem Hügel im Tal. Die Sonne, die jetzt schon den Horizont berührte, beschien den Hügel, und er leuchtete hell in ihrem abendlichen Schein.

„Der Hügel ist einzig hier im Karamantal. Die Kalmüken nennen ihn Schatzhügel. In ihm soll ein Schatz begraben sein, der verzaubert ist und darum nicht gehoben werden darf.“

Nach und nach kehrten die Kolonisten zurück und versammelten sich um die Ankömmlinge. Jochim Kuhn erklärte noch mal das Ziel seines Erscheinens in der Kolonie: Er bat um zwei Zeugenaussagen über den Ehestand von Frau Marget Wulf. Die Leute schwiegen. Jochim Kuhn war verblüfft. Er fragte, ob das Bezeugen, daß Frau Marget Wulf nicht in der Ehe stehe, nicht der Wahrheit entspreche. Anna Maria Kanter sagte, daß Frau Marget undankbar gehandelt hat.

„Sie hat ohne zu fragen die Kolonie verlassen. Ihre Tat ist Frevel, anders kann man es nicht nennen. Nein, wir werden ihr absagen, damit sie und auch andere verstehen lernen, wie man sich benehmen muß.“

Unter den Kolonisten trat eine peinliche Stille ein. Manche wagten es nicht, für Marget zu zeugen, andere wollten nicht gegen ihre Meinung handeln. Es schien, als müßten der Bräutigam Joseph Riedel und Pastor Jochim Kuhn unverrichteter Sache heimkehren.

Ganz unerwartet meldete sich Müller.

„Ich werde Zeuge sein“, sagte er mit gehobener Stimme. Die Kolonisten hielten den Atem an. Eine solche Wendung in Müllers Benehmen konnte niemand ahnen. Anna Maria Kanter sagte bestürzt: „Nun Herr Müller, Sie haben ein frommes Herz.“

Gleich nach Müller meldete sich Damke als Zeuge. Auch das schien den Leuten höchst sonderbar. Willem schmunzelte.

„Kluge Männer sind das“, sagte er, „sie verstehen, daß das, was sich ihnen nicht hergibt, ihnen nicht beschieden ist.“

Jochim Kuhn schrieb die Namen der Zeugen auf, und er und Joseph Riedel rüsteten zur Heimkehr.

„Wir müssen eilen“, sagte Jochim Kuhn, „der Weg durch den Wald ist in der Nacht nicht gefahrlos.“

Kuhn und Riedel bestiegen ihre Pferde. Als sie wegreiten wollten, trat Damke zu Riedel hin.

„Du, Bauersmann“, sagte er in vollem Ernst, „wenn du stirbst, heirate ich Marget, darauf kannst du dich verlassen. Sie wird die Frau des Gastwirts Damke vom Gasthof ‚Zum Kolonisten‘ in Pokrowsk werden. Wir werden glücklich leben. Sie wird mir einen Haufen Kinder gebären, und alle werden tüchtig sein so wie ihr Vater, der da vor dir steht.“

Riedel schaute Damke mit großen Augen an. Er wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Er trieb sein Pferd an und verschwand im Wald.

Kaum war die Sonne hinter dem Horizont versunken, wurde es stockdunkel. Am hohen Himmel funkelten hell die Sterne. Die Kolonisten versammelten sich an einem Feuer. Die Aufregung des ersten Tages auf der Kolonie war so groß, daß niemand schlafen wollte. Es wurde gescherzt und gelacht, doch manche waren betrübt.

Seb und Müller kamen mit ihren Geigen ans Feuer. Sie spielten so schön und so rührend, wie sie noch nie gespielt hatten, seitdem sie aus Deutschland fort waren. Erinnerungen an die deutsche Heimat stiegen auf. Viele saßen jetzt hier am Karaman und fühlten sich, als wären sie wieder an der Mosel, am Neckar, am Rhein. Die heimatlichen Melodien rührten sie zutiefst. Müller zauberte aus den Saiten seiner Geige solche reine und zarte Töne, daß man glaubte, alles ringsum lebe auf und höre verwundert zu. Die wogende ländliche Weise brachte die Zuhörer in Bewegung. Sie sangen und wiegten sieh im Takt der heimischen Lieder. Weit ins Karamantal schallte die deutsche Weise.

II. TEIL

Erstes Kapitel

GRÜNDUNG DER KOLONIE

Seb stand vor der Erdhütte und schaute in die Ferne. Ringsum war alles fremd. Die Höhe lag in morgendlichem Sonnenschein. Der Fluß war still. Kühle, von Staub durchdrungene Luft wehte durch das Tal, den trostlosen Karaman entlang.

Willem trat an Seb heran. Er schaute ihn ernst und besorgt an.

„Was wollen wir hier anfangen?“ fragte er.

Seb überlegte eine Weile. Was konnte er in den ersten Stunden schon Bestimmtes sagen?

„Ein neues Leben“, antwortete er und verstand, daß seine Antwort Willem nicht befriedigte, ihn nicht trösten konnte. „Vor allem“, erklärte Seb, „müssen wir bauen: Wohnungen für uns, Stallungen und Schuppen für das Vieh. Unter freiem Himmel werden wir nicht leben können. Der Winter soll hier streng und lang sein; vier und mehr Monate ist die Erde gefroren, erzählen die hiesigen Kosaken.“

Willem klagte:

„Wenn ich mich umschaue, geht mir aller Mut verloren. Das Gras ist halb verdorrt. Wenn die Hitze noch länger anhält, wird die ganze Gegend bald kahl und trocken liegen. Wovon soll der Bauer leben, wenn alle Pflanzen eingehen. Und erst der Handwerker, wie kann der hier bestehen, wo der Bauer kein Brot anbauen kann?“

„Du bist über Nacht ganz in Furcht geraten. Und das allein vom Anblick des Ortes.“

Willem lächelte beschämt. Er sagte: „Überall in der Kolonie sind die Leute von Schrecken ergriffen, und ich habe mich auch anstecken lassen.“

Willem war am frühen Morgen ausgegangen. Er war unruhig und wußte sich in seiner neuen Lage keinen Rat. Die Erdhütte gefiel ihm, auch die Ställe und Schuppen aus Zaunwerk, doch die trockene Hitze war schrecklich. Die Erde ernährt die Menschen, wenn sie Wärme und Feuchtigkeit hat. Auf trockenem Boden wächst keine Pflanze. Da hilft alle Mühe nichts. Fliehen, ehe es zu spät ist! hörte er einige Kolonisten sagen. Willem fühlte, daß er aber gerade hier, wo er mit der Natur gewaltig ringen mußte, Befriedigung finden könnte. Was ihm im Leben leicht zufloß, schätzte er nicht. Wie gut, daß er bei Seb war. Der hat viel Geduld, die ihm selbst oft fehlte, und ohne Geduld kommt man im Leben nicht weit voran. Willem versuchte, sich selbst zu trösten, aber die Sonne stieg am Himmel ebenso unbarmherzig heiß auf wie am Vortag, wie die ganze Zeit, seitdem er an der Unteren Wolga angekommen war. Kein Wölkchen zeigte sich am blauen Himmel, das die heiße Sonnenscheibe verdecken könnte. Wo waren sie nur, die vielen schweren Wolken, die er in seinem Leben gesehen hatte: am Rhein, über dem Meer, in Petersburg, wo sich die Sonne monatelang nicht blicken ließ. Willem schaute von Gedanken geplagt in das tiefe Karamantal. Es war mit Eichenwald bewachsen. Die Blätter der Bäume hingen welk in den knorrigen Kronen.

Katrin kam hinzu. Sie sah die Männer an, wobei sie ihre Augen mit der Hand abschirmte und schmunzelnd sagte:

„Hier kann man sich gut durchwärmen, da bleibt einem sicher nichts gefroren.“ Mit ernster Miene fügte sie hinzu: „Ich kann es nicht glauben, daß es hier im Winter kalt ist. Was wird mit der vielen Wärme, die den Sommer über in die Erde dringt?!“

Sie schaute über den Fluß auf die Höhe, die völlig kahlgebrannt war...

Die erste Versammlung der Kolonisten führte der Bevollmächtigte der Werbungsgesellschaft Le Roy und Pietet der Offizier Goguell durch. Die Kolonisten fielen Goguell, der sich sehr ruhig verhielt, zornentbrannt an. Viele schrien mit lauter Stimme und drohten mit Fäusten. Goguell hörte geduldig zu und nickte sogar bejahend zu manchen Beschuldigungen. Die Unzufriedenheit war sehr groß. Die einen fragten: „Wo sind die Häuser,

die ihr uns versprochen habt?" Andere riefen entrüstet: „Wo das fruchtbare Land, das ihr uns vorgemalt habt?"

„Da ist es!" schrie Hans Haal und zeigte mit der Hand auf die kahle Steppe. „Da verlieren wir die Hosen, und die Haut zieht man uns auch noch ab."

Schreiner fragte, wo die Pastoren und Schulmeister seien, die man zu stellen versprach.

„Nichts als Betrug, gemeiner Betrug", schrie Kanter.

Um die Hausecke, wo sich die Weiber versammelt hatten und der Gemeindeversammlung zuhörten, streckte Anna Maria Kanter den Kopf vor und schrie:

„Die Hebammen, wo sind die, man wollte sie doch auch stellen."

Müller ging auf Anna Maria zu und befahl:

„Mischen Sie sich nicht in Männersachen ein."

„Hebammen, das sind Weibersachen", verteidigte sich Anna Maria.

„Gemeindeangelegenheiten behandeln nur Männer, die Weiber haben da nichts zu sagen. Das ist Gesetz und bleibt Gesetz auch hier in dieser verfluchten Steppe, so ist der Wille unserer Väter."

Nachdem die Empörungswelle etwas abgeflaut war, sprach Goguell. Er bedauerte all die Mißstände auf der Kolonie und klagte über sein Schicksal, das ihn mit den Kolonisten verbunden hat. Die Direktion, sagte er, habe mit den Kolonisten großen Schaden erlitten. Sie habe viel Geld in das Unternehmen gesteckt und wenig Hoffnung, es zurückzubekommen. Die russische Regierung habe ihr Versprechen nicht gehalten, habe keine Häuser und Stallungen gebaut und eine schlechte Gegend zur Ansiedlung bestimmt. „Eigentlich ist es von großem Vorteil für die Kolonisten; sie werden sich selbst Gebäude bauen, was für sie viel billiger ist, als wenn die Krone es täte."

Überall wurde in der Menschenmenge gemurrt, gebrummt, laut gestritten und gedroht.

Goguell erklärte, daß die Direktion mit Herrn Le Roy an der Spitze sich nicht gleichgültig zu den Kolonisten verhalten werde. Sie habe dazu auch kein Recht. „Wer wird es der Gesellschaft verzeihen, wenn sie ihr Geld leichtsinnig verschwendet? Die Direktion wird alles daran setzen, um von den Kolonisten einen guten Zehntel zu erhalten." „Das werden wir noch sehen!" schrie erbost Hans Haal. Darauf sagte Goguell:

„Führt euch nicht selbst irre. Die Direktion befiehlt und nicht ihr. Das ist im Vertrag festgelegt."

Die Kolonisten verstummten. Den Vertrag hatten sie leichtfertig unterzeichnet. Man hatte sie ganz geschickt in die Falle gelockt. Die Werber erklärten ihnen, der Vertrag wäre eine einfache Formalität und sein Sinn bestünde darin, Leute für die Auswanderung zu gewinnen, und die Unterschrift bestätige nur ihr Einverständnis, nach Rußland auszuwandern. Von Verpflichtungen der Auswanderer den Werbern gegenüber hatte man nichts oder nur wenig gesagt.

Auf der Versammlung wurde auch ein Vorsteher gewählt. Dabei ging es ruhig zu. Zwei Männer hatten sich zur Wahl aufstellen lassen: Seb Bauer und Philipp Schreiner. Beide genossen in der Gemeinde Ansehen. Nach Stimmenmehrheit wurde Seb Bauer gewählt. Philipp Schreiner wurde Beisitzer.

Das Schulmeister- und Schreiberamt übertrug man Müller.

Die Versammlung hatte auf die Kolonisten einen großen Eindruck gemacht. Sie hatte ihre Gemeinschaft bedeutend gefestigt. Jetzt hatten sie einen sie schützenden Vorsteher über sich und fühlten sich einer von ihnen bestimmten Obrigkeit untertänig.

Goguell versuchte die Kolonisten weiter zu beschwichtigen:

„Was hier an Regen fehlt, habt ihr an Land mehr. Dreißig Deßjatinen Land auf eine Familie, soviel besitzt in Deutschland nur ein Gutsbesitzer. Das Korn und Gras, das unter

heißer Sonne wächst, ist viel nahrhafter als das in regenreichen Gegenden. Das Kalmückenvieh, das kaum lebend den Frühling erreicht, frißt sich in einem Monat in der Steppe fett."

Frau Marget Wulf war zur Kolonie zurückgekehrt. Sie sah betrübt und traurig aus. Mit Joseph Riedel war sie nicht in den Ehestand getreten. Die Weiber auf der Kolonie . waren neugierig auf den unerwarteten Fall. Marget sprach nicht viel darüber. Auf die Frage, warum sie ihren Bräutigam nicht geheiratet hatte, antwortete sie, er hätte ihr nicht gefallen.

Anna Maria Kanter stichelte, daß ihr alles klar sei: „Das Frauenzimmer will doch nicht züchtig leben, darum auch keine Ehe eingehen, es will heute den und morgen einen anderen haben."

Die Weiber hörten Anna Maria mit Vergnügen zu, ohne jedoch ihren Worten ernstlich Glauben zu schenken.

Müller besuchte Frau Marget. Er war erregt, und anstatt ihr Vorwürfe zu machen, wie er sich vorgenommen hatte, lächelte er freundlich und benahm sich höflich. Auch Frau Marget bemühte sich um Anmut und Trautheit. Sie wollte bedauert und nicht belehrt sein. Müller erklärte Frau Marget, er habe ihr etwas sehr Wichtiges mitzuteilen, ihr einen Entschluß zu erklären, wie er es noch nie zuvor so ehrlich und sicher getan habe. „Hier", sagte er, „an diesem öden Karaman bin ich glücklich, das teuerste, was ich in mir trage, was mein Leben erhält und erfüllt, auszusprechen."

Frau Marget wurde unsicher.

„Nein, nein, Herr Schulmeister, sagen Sie mir weiter, nichts. Ich bin immer noch ganz durcheinander von dem Erlebnis mit Riedel. Ich muß mich erst beruhigen, sonst komme ich ganz aus dem Gleis. Verschonen Sie mich. Ich bin ein Weib und schwach von Natur."

Frau Marget senkte sanftmütig den Kopf, stand eine Weile so vor Müller, drehte sich dann um und ging.

Die Kolonisten wählten einen Platz für die Siedlung aus. Die erste Straße sollte entstehen. Seb beriet sich mit den Männern. Alle wünschten, die Straße möglichst nahe am Karaman anzulegen, denn Wasser war rar. Eine jede Familie erhielt an der schnurgeraden Straße am Ufer des Flusses einen Hofplatz, von dem das Wasser schnell und leicht erreichbar war.

Der Ort lag noch leer, nur die Pfähle, die die Höfe begrenzen, staken in der Erde. Sie zeigten, daß hier gelebt werden sollte. Ein wüstes Land sollte erobert werden.

Hans Haal stand auf seinem Hofplatz und hielt weithin Umschau. Sein Nachbar, Martin Kanter, fragte ihn, wie es ihm zumute wäre, worauf Haal nach kurzem Nachdenken antwortete:

„Schlecht und auch gut, so ein sonderbares Gemisch steckt mir jetzt im Gemüt."

Darauf fragte Kanter, was Haal gut stimmen könnte in dieser verfluchten Lage, in der sie sich jetzt befänden. Haal erklärte:

„Ich fühle das erste Mal in meinem Leben, daß ich Anteil an der Erde habe. Der Boden, auf dem ich stehe, ist mein, das freut mich und gibt mir Mut."

In der Zeit, als die Männer den Grundstein für die Siedlung legten, saßen Katrin Linneberger und Marget Wulf in der Erdhütte zusammen. Marget hatte sich Katrin anvertraut und erzählte ihr offenherzig von ihren Erlebnissen bei Joseph Riedel.

„Er ist nichts für mein Herz, weil er so grob und unverständlich in seinen Gefühlen ist." Katrin versuchte Marget zu trösten: „Vielleicht täuschst du dich, er muß sich auch erst an dich gewöhnen, das braucht Zeit", sagte Katrin.

„Nein, nein", wehrte Marget kopfschüttelnd ab. „Lieber ewig allein bleiben, als mit einem solchen Holzklotz zu leben."

Katrin lächelte aufmunternd:

„Manch ungeschliffener Bursche wurde unter den geschickten Händen seiner Frau zu einem liebenswerten und treuen Mann.“

„Joseph Riedel kann von keiner Frau umerzogen werden. Er bleibt so wie er ist bis ins Grab“, widersprach Marget.

„Und Müller? Er meint es, glaub ich, ernst mit dir, warum hast du ihn so entschieden abgewiesen?“

Marget wurde trübsinnig.

„Jung und alt passen in der Ehe nicht zusammen. Ich müßte da immer Angst haben, daß er vor mir stirbt, und immer in Sorgen leben, was ich tun werde, wenn er tot ist. Wie kann man dabei zufrieden und glücklich sein? Es gibt ein Sprichwort: Gleich und gleich gesellt sich gern, und daraus folgt, daß es mit uns nicht gehen wird.“

Katrin lächelte:

„Ich kannte ungleiche Ehen, die sehr glücklich waren.“

„Da muß aber der Ältere für seine Jahre jung und der Jüngere reif sein“, bemerkte Marget.

Katrin nickte. Sie begann wieder von Müller zu sprechen:

„Er hat Manieren, ist ein guter Musikus und jetzt sogar Schulmeister.“

„Schulmeister?“ wiederholte Marget, „das ist nicht verlockend. Die Schulmeister, soviel ich weiß, gucken immer in die leere Schüssel.“

„Du bist wählerisch. Auf solch eine Art bleibst du dein Leben lang allein.“

Marget lachte laut auf. Dann sagte sie:

„In eurer Hütte ist es geradezu heimisch. Ich bin aber des Zusammenwohnens im Haufen müde und wäre froh, wenn ich allein wohnen könnte.“

„Besuche mich öfters. Ich werde mich immer freuen“, sagte Katrin.

Marget dankte und sagte verschämt: „Ich befürchte, Herrn Vorsteher lästig zu sein.“ „Hier wohnt auch Willem, gefällt er dir nicht?“ Marget schaute Katrin starr an. Diese hatte sichtbar einen wunden Punkt in Margets Gefühlen getroffen.

„Denkst du, ich könnte ihm gefallen? Ich glaube nicht daran. Solch ein Glück ist mir nicht beschieden“, sagte Marget mit schwerem Herzen.

Katrin schwieg. Nach einer Weile sagte sie mit tiefem Ernst:

„Versuche es einmal, vielleicht bist du die Schlange, die ihn verführt. Er liebt reizende anmutige Weiber, Frechheit ist ihm zuwider. Darum sei bescheiden und bleibe verschlossen, nimm dich zusammen und lasse dich nicht durchschauen. Nur das Unergründete kann ihn verleiten.“

Eine Gruppe Kolonisten unter der Führung von Peter von tier Lauterbach wollte sich nach Katharinenstadt begeben, um Pferde zu kaufen. Das Vieh auf dem Katharinenstädter Markt kam von den Kalmücken. Auf Pferden reitend, die der Offizier Goguell zur Verfügung gestellt hatte, traten die Kolonisten die Reise an.

Katharinenstadt lag näher zum Karaman als Pokrowsk. Der Weg war gefahrloser. Es ging geradewegs von der Karamanhöhe hinunter an die Wolga. Katharinenstadt und die Kolonien in ihrer Umgebung lagen dicht beieinander und konnten sich daher besser vor Überfällen schützen. Die Stadt war eine kleine Siedlung aus Holzhäusern und einigen Lagerräumen mit Lebensmitteln und Gerätschaften für die Kolonien der Umgebung.

Der Markt befand sich außerhalb der Stadt auf freiem Feld. Handwerker aus Katharinenstadt boten ihre Waren auf dem Markt an. Doch die regesten Geschäfte machten die Viehhändler.

Das Vieh war schlecht gezähmt. Die Pferde scheuten. Beim Annähern eines Käufers bäumten sich die wilden und flinken Tiere der Steppe auf. Die Kalmücken wußten, daß die Kolonisten zahme Tiere schätzten, und sie bemühten sich sehr, ihren Tieren dieses Aussehen zu

verleihen. Folgte ein Pferd willig am Zügel, so war das höchst Mögliche erreicht. Eingefahrene Pferde gab es bei den Kalmücken nicht, weil sie keine Zugtiere gebrauchten.

Die Pferde der Kalmücken waren viel kleiner und schwächer als die Pferde in Deutschland.

Die Kühe waren nicht weniger wild als dre Pferde. Sie rissen und zerrten an ihren Stricken und brüllten drohend jeden Käufer an, der sich ihnen näherte.

Peter von der Lauterbach gefiel ein junger brauner Hengst. Er bat den Händler, er solle das Pferd vorreiten. Dieser wollte das anfangs nicht befolgen, als er aber sah, daß er mit seinem Käufer anders nicht einig werden konnte, versuchte er vorsichtig, das Pferd zu hätscheln, und lispelte dem Tier beruhigend zu. Der Hengst aber schnaubte wild mit geblähten Nüstern. Der Kalmücke schlich näher an das Pferd heran und hatte ihm augenblicklich den Zaum über den Kopf geworfen. Das Tier wurde rasend. Es riß mit aller Gewalt an seinem Strick, bäumte sich auf und versuchte, seinen Bändiger mit Hufschlägen zu erreichen. Der Reiter zog die Zügel über den Kopf auf den Rist des Pferdes. Drei Männer lösten den Strick vom Pfahl, hielten ihn aber straff fest. Mit einem Sprung saß, der Kalmücke auf dem Rücken des Pferdes. Die Männer lockerten den Strick. Das Pferd bäumte sich hoch auf und bockte in großen Sprüngen. Der Reiter aber saß fest auf dem Rücken des Tieres. Viele Zuschauer umstanden in gebührender Entfernung das bockende Pferd mit seinem Reiter. Unter ihnen entstand ein Streit. Die einen behaupteten, daß das Pferd den Reiter abwerfen würde, die anderen aber stimmten für den Triumph des Reiters. Peter von der Lauterbach gehörte zur ersten Gruppe und setzte fünf Rubel auf die Wette.

Das Pferd ließ in seiner Wut nach. Die Bocksprünge wurden seltener und kraftloser. Plötzlich bäumte es sich so hoch wie nie zuvor auf, wieherte jämmerlich und fiel kraftlos zu Boden. Der Reiter war abgesprungen. Er trieb das Pferd hoch. Es stand still wie im Tran, teilnahmslos zu allem, was rundherum vorging. Sein Körper zitterte. Die Streitparteien wurden sich nicht einig, ob der Reiter nun abgeworfen worden sei oder sich das Tier ermattet ergeben hätte. Da es keinen Schiedsrichter gab, blieb der Streit unentschieden.

Von der Lauterbach kaufte den Hengst, Johann Haal warnte ihn:

„Mit diesem Tier wirst du nicht viel anfangen können.“ „Du verstehst wenig von den Menschen. Ein Widerspenstiger, der einmal geknickt wurde, wird zum gehorsamsten Untertan. So sind auch die Tiere. Bei uns in Regensburg war ein geschickter Tierbändiger und dieser sagte, daß ihm die Tiere nur deshalb so gut gehorchen, weil er mit ihnen umgeht wie mit Menschen.“

Peter von der Lauterbach hatte ein Dutzend Pferde für die Kolonie angekauft. Das rechnete man als Ereignis. Zwar war es noch weit von der ersehnten Stunde, wo ein Pferd den Wagen ziehen würde. Doch ein Pferd zu besitzen, war für jeden Kolonisten ermutigend. Sie verließen sich darauf, daß ihnen die Pferde helfen würden, Wohlstand und Glück zu erreichen.

Von der Lauterbach beschloß, in Katharinenstadt zu übernachten. Der Weg in die Kolonie war unsicher. Oft lauerten Räuber in der Nacht an Wegen und erschlugen und beraubten reisende Kolonisten. Peter von der Lauterbach ließ vorsorglich seine Pferde brandmarken, da geraubte Pferde gewöhnlich wieder auf den Markt zum Verkauf gebracht wurden. Dazu trieb er die Pferde zum Schmied Karl Weiler. Sein Gewerbe blühte. Hunderte Pferde wurden von den Kolonisten gekauft, und alle mußten gezeichnet werden.

Nachtquartier nahm von der Lauterbach bei Schreinermeister Dörfler. Er besaß einen Schuppen mit Schlafbänken als Schlafraum für die Gäste, und sein Hof war fest umzäunt.

Meister Dörfler unterhielt sich gern mit seinen Gästen. Richtiger gesagt, er sprach gerne zu ihnen. Auf jede Frage, die Dörfler gestellt wurde, gab er weitläufige Erklärungen. Viel erzählte er von dem jungen Pfarrer Balthasar Wernborner. Der Geistliche war vor nicht langer Zeit aus Orenburg an die Wolga gekommen und hatte sich mit Leib und Seele seinem Dienst

bei den Kolonisten hingeben. Den Edelmut dieses Mannes konnte Dörfler nicht genug loben. Von Katharinenstadt war Meister Dörfler sehr begeistert. Er malte sich für diese Stadt eine große Zukunft aus. „Auch Saratow war einst klein und schwach“, erklärte er seinen Zuhörern. Dörfler lobte auch die Handwerker in Katharinenstadt. Alle seien ausgesuchte Meister, Katharinenstadt begann den Bau einer Kirche. Dörfler hatte sich der Schreinerarbeiten angenommen. Er sagte, daß die Gemeinde ihn groß ehre und um ihn besorgt sei, da sie so einen geschickten Meister wie ihn nicht mehr finden würde. Die Umgebung von Katharinenstadt sei vortrefflich, prahlte er. An der ganzen Wolga gäbe es keine so schöne Gegend mehr, breit und tief sei hier die Wolga, reich an Fischen, und schön von der Stadt aus anzusehen.

„Und wer hat den Platz ausgesucht?“ wollte Peter von der Lauterbach wissen.

Dörfler stutzte. Er mußte erst nachdenken. „Die russische Regierung. Alle Orte für die Siedlungen waren doch schon bestimmt, ehe wir ankamen.“

„Gewiß“, sagte Peter von der Lauterbach. „Eine Regierung ist gescheit und muß ihren Untertanen alles genau vorschreiben, wo sie zu gehen, wo zu sitzen und wo sie zu wohnen haben, sonst könnten die Untertanen noch meinen, sie dürften auch selbständig denken.“

Die allerbegehrteste Ware auf dem Markt war der Tabak. Das Tabakrauchen fand immer größere Verbreitung. Auch die Kalmücken waren auf den Geschmack gekommen. Sie zahlten erstaunlich hohe Preise, aber noch war Tabak rar, weil er in den Kolonien erst wenig angebaut wurde. Hans Haal hatte sich eine Tüte Samen bei einem Kolonisten aus Wittmann gekauft mit der Absicht, am Ka-raman Tabak anzubauen.

Meister Dörfler fragte Peter von der Lauterbach vertraulich, ob sich auf seiner Kolonie nicht Jungfern oder Witwen befänden, die sich nach Katharinenstadt verheiraten wollen. Er wisse hier, sagte er, tüchtige junge Männer, gescheite und gute Meister, die sich gerne eine Frau ins Haus nehmen möchten. Dörfler flüsterte Peter ins Ohr, daß er, wenn Peter eine Braut brächte, eine gute Belohnung zahlen würde.

Peter dachte sogleich an Frau Marget Wulf. Er könnte dem frechen Bauernknorren Riedel einen entschiedenen Strich durch die Rechnung machen. Frau Marget war schön und reizend, und Peter zweifelte nicht daran, daß sie einem Bräutigam gefallen würde. Am Karaman in einer Erdhütte wohnen oder in einem hölzernen Haus in Katharinenstadt, das würde sich manche Frau überlegen. Trotzdem erklärte er tiefernt und belehrend:

„Eine Frau, das ist kein Stück Brot, das man abgeben kann, um den Hunger eines anderen zu stillen. Sie ist auch kein Wams, das man einem Frierenden gibt, damit er sich wärmen kann. Das Weib ist was Einziges auf der Welt und der schönste Teil des Menschengeschlechts.“

Dörfler brauste böse auf.

„Willst du mich zum Heiraten verleiten? Ich habe schon zwei Jahre eine Frau im Bett und dazu die schönste in der Stadt.“

„Frau Anna?“ fragte Peter von der Lauterbach. „Ich habe ihr schon einigemal zugeblinzelt, und sie schien mir davon befangen.“

„Duu...! Ich jage dich vom Hof“, schrie Dörfler rot vor Zorn.

„Herr Wirt, haben Sie keine Angst. Frau Anna gefällt mir nicht.“

Meister Dörfler sprach kein Wort mehr mit Peter.

Direktionsoffizier Goguell mahnte Seb eindringlich an seine Vorsteherpflichten. Er sollte die Kolonisten streng zur Arbeit anhalten und darauf achten, daß sie nicht verschwenderisch lebten, sich nicht dem Mißmut und dem Leichtsinn hingaben, und sie zwingen, sich endgültig in der Kolonie festzusetzen.

Seb war über Goguells Anweisungen empört. Er sagte, daß jeder Kolonist sein Leben nach seinem Gefallen und Verständnis einrichten muß.

„Ein jeder Mensch kennt seine Fähigkeiten und Möglichkeiten am besten“, erklärte er entschieden. „Ich werde gerechte und strebsame Menschen loben, Unzucht und Verbrechen bestrafen, das ist die Hauptsache meines Amtes.“

Goguell verzog das Gesicht.

„Da gehen Sie mit der Meinung unseres allerhöchsten Präsidenten der Kaiserlichen Kanzlei der Vormundschaft für Ausländer des Fürsten Grigori Orlow auseinander. Seine Hoheit besitzt Tausende Bauern und weiß, wie man mit ihnen umgehen muß.“ Seb horchte erstaunt. „Und welcher Ansicht ist der hohe Fürst?“ „Nur einer“, sagte Goguell, „die er von seinen Ahnen geerbt hat, die diese sich von ihren leibeigenen Bauern gemacht hatten. Fürst Grigori Orlow ist der festen Meinung, daß den Kolonisten die geistigen Fähigkeiten fehlen, selbständig wirtschaftliche Tätigkeit anzustreben und ein bedachtes Leben zu führen. Sie müßten, glaubt er, ständig an der Leine geführt und mit der Peitsche angetrieben werden, und diese wichtige Funktion müßten Edelleute ausführen. Die Vorsteher seien dabei nur Aufseher.“

„Aber das Manifest, ist das aufgehoben?“ fragte Seb. „Das Manifest“, wiederholte Goguell, „es dient dem Zweck der Anwerbung von Kolonisten und wird bei der Verwaltung der Kolonien nicht zur Anwendung kommen.“ Seb verstand, daß Recht und Gerechtigkeit hier nicht zu suchen waren.

Überall auf den Hofplätzen wurden Gruben für Erdhütten ausgehoben, Pfähle für Schuppen und Stallungen eingerammt. Holz zum Bauen holte man sich aus dem Wald im Karamantal. Die Saratower Wojewodenkanzlei hatte den Kolonisten für den Holzschlag den Wald am Wolgaufer zugewiesen. Doch der Weg vorn Karaman bis dorthin war weit, zwei Tage brauchte man für eine Fahrt. Mit den nicht an Zugarbeit gewöhnten Pferden war es so gut wie unmöglich, genügend Holz zu befördern. Man entschied sich darum für Waldfrevel in dem nahegelegenen Wald. Goguell und die Beamten aus der Wojewodenkanzlei schwiegen dazu. Wahrscheinlich wußten sie keinen anderen Ausweg.

Seb und Willem hatten mit dem Bau von zwei Erdhütten begonnen — Seb wollte es so. Willem fügte sich, ohne ein Wort zu sagen. Er hatte Sebs Gedanken erraten. Katrin war anzusehen, daß sie schwer an Willems Geständnis trug. Willem war müde. Er sehnte sich nach Ruhe.

Beide Hütten waren gleich groß angefangen und sollten auch in allem gleich vollendet werden. Seb und Willem arbeiteten bis spät in die Nacht hinein und gingen todmüde schlafen.

Marget weilte beständig bei Katrin in der Erdhütte. Sie brachte Mehl, Grütze und Fett mit, und gemeinsam bereiteten sie in einem Kessel das Essen zu. Marget betrug sich bescheiden und sittsam. Sie ahmte eifrig Katrins Tugenden nach. Katrin führte die Hauswirtschaft, Marget war ihre geduldige und getreue Gehilfin. Am Tisch saßen sie zu viert: zwei Männer und zwei Frauen. Selten nur trafen sich Margets und Willems Augen. Sie blieb stumm, doch ihr Blick drang Willem tief rührend ins Herz. Beim Essen wurde wenig gesprochen. Nach der schweren Arbeit waren die Männer hungrig und ihre Sinne nur auf das Essen gerichtet.

Eines Tages kam Anna Maria Kanter erregt in die Hütte von Seb. Tränen rollten ihr über die Wangen. Endlich begann sie zu sprechen. Sie brauchte von Herrn Vorsteher einen Rat. Sie erzählte, daß Peter von der Lauterbach ihre Tochter Regine freien wolle und sie nicht wisse, was sie ihrem Töchterchen raten solle. Regine sei erst sechzehn Jahre alt, viel zu jung, um zu heiraten, aber der Bräutigam gefalle ihr über alle Maßen.

„Freit er für sich oder ist er Freiersmann?“ fragte Seb.

Anna Maria war die Frage unverständlich.

„Peter von der Lauterbach hat mit Regine unter vier Augen gesprochen, sie hat mir gesagt, daß er ihr einen Heiratsantrag gemacht hat.“

„Da darf ich mich nicht einmischen. Zwang ist beim Heiraten gefährlich. Die Ehe muß ein jeder aus freiem Willen eingehen.“

Anna Maria nickte. Sie drehte sich auf dem Absatz um und sagte mit einem wütenden Blick auf Marget: „Unsereins kann sich nicht so einschleichen wie diese da!“

Seb schüttelte erstaunt den Kopf.

„Eine richtige Heiratsucht ist da eingerissen.“

Katrin lächelte besänftigend.

„Heiraten, das ist Glück, und einem jeden muß es beschieden sein.“

Die große Hitze am Karaman war für die Kolonisten schwer zu ertragen. Keiner von ihnen hätte früher geglaubt, daß es auf Erden so heiße Gegenden gibt. Zur Mittagszeit suchten alle nach schattigen Plätzen. Viele badeten im Karaman: der Fluß war eine Rettung vor der glühenden Sonne. Auch die Erdhütten gaben kühlen Unterschlupf. Die heißen Sonnenstrahlen konnten das dicke Erddach nicht durchdringen. Noch immer wollte niemand glauben, daß es in dieser heißen Gegend einen kalten Winter geben kann.

In der Abendzeit wurden Pferde eingefahren. Für die Kolonisten war dieses ein gerngesehener lustiger Aufzug. Jung und alt versammelte sich auf einem freien Platz auf der Straße, wo die Männer die struppigen Pferde für ihren Dienst zähmten. Erst wurde dem scheuen Pferd das Kummet angelegt. Das Tier witterte in dem massiven Gegenstand, den man seinem Kopf näherte, Gefahr. Aus Angst sträubte es sich mit aller Gewalt. Zwei Männer hielten das Pferd am Zaum fest. Das Tier bäumte sich auf und versuchte, das Kummet abzuschütteln. Am Kummet waren zwei lange Stricke als Stränge befestigt. Zwei Männer zogen es an die Brust des Pferdes. Das Tier wehrte sich, wurde wütend, schlug mit den Hufen aus, biß und wieherte. Aber nach mehr oder weniger langem Kampf ergab es sich dem Willen der Kolonisten.

Einzelne Pferde ließen sich nicht einfahren. Sie wurden meist billig verkauft.

Am Abend, als Marget nach Hause ging, stieß sie in der Hüttentür auf Willem. Sie blieb nahe vor ihm stehen und sah ihn fest an. Ein heißer Zug der Erregung durch strömte sie. Willem blickte befangen. Einen Augenblick schmiegte sich Marget an ihn, dann wandte sie sich schnell ab und ging.

Katrin saß in der Hütte, Sie hatte sich von der Tür abgewandt und sah mit starrem Blick zum Fenster am Giebeldach, durch das die roten Strahlen der untergehenden Sonne in die Hütte drangen.

Willem trat ein. Unschlüssig stand er im Raum und schickte sich an, fortzugehen. Katrin rief ihn zurück.

„Marget“, sagte sie, „liebt dich, und wenn du sie auch liebst, so heirate sie und quäle sie nicht länger.“ Willem schaute Katrin bestürzt an. Sie sprach ruhig weiter: „Du weißt, daß ich dich liebe und mich darum um dich Sorge. Ich will dich glücklich sehen.“

„Alles, was von dir kommt, ist mir teuer, auch Hohn und Spott“, entgegnete er mit gehobener Stimme.

Katrin traten Tränen in die Augen. Sie konnte ihre Erregung kaum bezwingen. Eine Weile starrte sie Willem an.

„Du weißt nicht, wieviel ich leide um dich, vom Schicksal sind wir getrennt, fest und hoffnungslos.“

„Und warum willst du mich verheiraten, mich von dir stoßen?“

„Dazu habe ich einen triftigen Grund. Ich kann nicht länger mehr nur fühlen, meine Kräfte schwinden, und ich muß denken. Hier in der Steppe sind wir angepöbelt wie Tiere auf der Weide. Nur Familienglück kann uns hier erhalten, und das gönne ich dir. Verzeihe mir, wenn ich unbarmherzig scheine. Für dich bleibe ich ewig, die ich jetzt bin...“

Eine Zeitlang war es in der Hütte quälend still. Eine kurze Zeit, die unendlich lang war. Jeder fühlte die Grausamkeit des Augenblicks. Von draußen drangen Stimmengemurmel und die harten Hufschläge trabender Pferde herein.

„Erst müssen wir die Hütte fertig bauen“, sagte Willem, „eine Frau unter ein fremdes Dach führen, möchte ich nicht.“

Katrin schaute Willem fragend an.

„Oder willst du Marfa, die Atamanstochter, heiraten?“ fragte sie.

Willem schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich bleibe bei euch. Mit euch habe ich Deutschland verlassen, mit euch gehe ich auch weiter den Weg, den wir betreten, bis ans Ende.“

Am Abend spazierte Willem mit Frau Marget von der Plattform, auf der die Siedlung angelegt war, hinunter in das Tal, dem Schatzhügel zu. Die Luft hatte sich abgekühlt, und die Leute verließen ihre Behausungen, um im Freien frische Luft zu atmen. Einige Frauen sahen dem Paar neugierig nach. Die rothaarige Liese Götz verzog grimmig den Mund und stachelte die umstehenden Weiber an:

„Kennt die Marget am Ende einen Spruch, mit dem sie die Männer verlocken kann?“

Anna Maria Kanter fiel ein:

„Ich habe euch schon oft gesagt, Marget ist eine ganz Schamlose.“ Die Weiber sahen einander empört an. „Seht doch bloß, wie die geht.“

Liese geiferte:

„Sie hat den schönsten und- vornehmsten Burschen der Kolonie an sich gezogen, und wir haben das Nachsehen. Wenn sie wenigstens etwas Besonderes wäre, eine Schönheit oder tugendhaft. Sie ist nicht im geringsten besser als du, Anna Maria.“

„Ja“, stimmte Anna Maria zu, „das wollte ich eben auch sagen. Sie ist keinen Besseren wert, als ich einen habe. Ich muß aber mit meinem Martin zufrieden sein. So eine Marget nimmt sich den Willem! Das dürfen wir nicht zulassen, Weiber! Wir lassen uns zu viel von ihr gefallen. Wenn wir fest zusammenhalten, läßt sie Willem im Stich. Wir müssen ihm nur alles über Marget stecken.“

Direktionsoffizier Goguell sprach mit Seb. Goguell war unzufrieden mit den Kolonisten. Er sagte, daß seine Vorgesetzten empört seien wegen deren Trägheit. Ihm sei befohlen, den Vorsteher so einzusetzen, daß er die Kolonisten bei der Arbeit antreibt. Am Morgen bei Tagesanbruch soll der Vorsteher die Kolonisten wecken und ihre Arbeit den ganzen Tag überwachen. Die Mittagspause soll abgeändert werden, so auch das übliche Zwei-Stunden-Essen. Am Abend soll die Arbeit erst nach Sonnenuntergang abgebrochen werden.

Seb brannte das Gesicht vor Zorn. Er fragte:

„Wer bin ich hier? Gewählter Vorsteher oder Aufseher von Le Roy?“

Goguell fühlte, daß er zuviel gesagt hatte. „Ich verstehe“, lenkte er ein, „daß die Maßnahmen, die die Gesellschaft hier anwenden will, streng sind. Die Kolonisten sind ohnedies schon hart von ihrem Schicksal bedrängt. Jede neue Forderung kann sie in Wut bringen. Aber man darf auch nicht vergessen, daß die Kolonisten Schuldner der Gesellschaft Le Roy sind. Sie sind Verpflichtungen eingegangen. Geld ist Gold und hat seine strengen und festen Gesetze, die niemand abändern kann, wenn es auch sein innigster Wunsch ist.“

„Daraus wird nichts. Wir werden uns bei der Krone beschweren“, schrie Seb erbost.

Goguell bemühte sich rasch, Seb zu beruhigen. Er gab zu, daß kein Mensch in der Mittagshitze arbeiten könne. Als Geheimnis erzählte Goguell, daß sich in Katharinenstadt und in anderen Kolonien an der Wolga hochgestellte Persönlichkeiten aufhielten, die erfahren wollten, was die Kolonisten von der Zarin denken, ob sie nicht treubruchig sind. Die Späher seien Russen, verstünden aber. Deutsch und hätten geheime Verbindungen zu Kolonisten, die sie über die Stimmung der Bevölkerung in Kenntnis setzen. Seb hörte Goguell mißtrauisch zu. Er sagte: „Unglaublich. Die Zarin hat nichts zu befürchten, sie hat ein Heer und viele Beamten, die sie schützen.“

Goguell grientete. Er beugte sich zu Seb hin und flüsterte ihm ins Ohr:

„Peter III., der Holsteiner, ist am Leben. Er sammelt ein Heer und will Petersburg einnehmen. Es ist möglich, daß er durch unsere Gegend ziehen wird. Wir müssen gemeinsam aufpassen, daß keine Kolonisten zu ihm überlaufen.“ „Es wäre nicht wünschenswert“, sagte Seb, „daß unsere Gegend zum Kriegssplatz würde. Den Krieg haben wir von Deutschland her satt.“

Goguell lachte klug. Er wollte Seb zeigen, daß er in Regierungsangelegenheiten gut Bescheid wußte, und ihn zugleich mit seiner Offenheit gewinnen.

„Bis nach Saratow läßt Katharina den Holsteiner nicht kommen. Er ist zur Zeit in der Umgegend von Orenburg, das ist noch weit von hier. In Samara steht die Armee des Generals Mansurow. Wenn der Peter einmal zu fassen bekommt, schlägt er ihn kurz und klein.“ Goguell lachte heiter. Nach kurzem Nachdenken sagte er ernst: „Ich glaube nicht im geringsten an die Gerüchte von Peter III. Es sind eher aufständische Bauern, die sich mit der Regierung auseinandersetzen.“

Die Heumahd war in vollem Gange. Das Gras stand dürftig, und auch das nur in Bodensenken und im Karamantal selbst, aber es gab nahrhaftes und gutes Futter ab. In der heißen Sonne trocknete das gemähte Gras schnell und konnte schon nach einigen Tagen zu Haufen zusammengetragen werden. Seb war schon ein ganzer Bauer geworden. Er hatte ein Pferd und einen Wagen aus grobem Holzwerk, die er, wenn auch nur leihweise, von der Regierung erhalten hatte. Morgens in aller Frühe fuhr die Familie in die Steppe, und den ganzen Tag über wurde bei brennender Hitze gemäht, zusammengefahren und in Haufen gesetzt.

Marget arbeitete bei Seb. Sie war allein und darum gezwungen, sich einer Familie anzuschließen. Wo konnte sie auch lieber sein als bei Willem, in den sie jetzt grenzenlos verliebt war? In seiner Nähe fühlte sie die schwere Arbeit nicht, die sie jetzt verrichtete.

Katrin hatte es Marget geflüstert, daß Willem, sobald die Erdhütte fertig sei, sie freien wolle. Marget wartete sehnsuchtsvoll auf diesen Tag. Kein größeres Glück konnte sie sich jetzt wünschen.

Damke kam in das Kolonieamt, um sich einen Paß ausstellen zu lassen. Er hatte beschlossen, die Kolonie am Karaman zu verlassen. Er war der erste, der diesen Entschluß faßte. Gründe gab es viele, aber entscheidend war der: er wollte kein Bauer sein. Das Leben auf dem Lande war ihm zu einsam und zu eng.

Goguell war strikt dagegen:

„Die Werbungsgesellschaft kann ihr Geld nicht verantwortungslos auseinanderlaufen lassen.“

Damke erklärte, daß er seine Kronschulden im Kolonieamt gleich allen anderen am Zahlungstermin tilgen werde.

„Aber den Zehnten, wer wird den geben?“ fragte Goguell.

Damke wurde böse.

„Ich bin niemand einen Zehnten schuldig, und wenn die Gesellschaft einen Zehnten von mir haben will, so kann sie sich ihn am Karamanberg holen. Ich lasse ihn dort zurück.“

Goguell sah Damke drohend an:

„Was sich nicht biegen läßt, wird gebrochen. Es ist besser, wenn Sie sich fügen“, stieß er hervor.

„Ich bin Offizier!“ schrie Damke und richtete sich stramm auf.

„Gewesen“, erwiderte Goguell, „Was Sie waren, müssen Sie vergessen.“

Seb riet Damke davon ab, in die Stadt zu ziehen: „Hier, auf dem Lande, kannst du leichter auf die Beine kommen, erntest dein Korn, ziehst Vieh auf, hast deinen Wagen und schaffst dir so ein ruhiges gesichertes Leben.“ Damke ließ sich nicht überreden.

„Ich gehe nach Pokrowsk“, sagte er, „und beginne ein Gewerbe. Ich zweifle nicht daran, daß es mir glückt.“

„Um ein Gewerbe zu betreiben, muß man Mittel haben. Das Geschäft ist wie ein Feuer, wenn man kein Holz auflegt, brennt es nicht“, meinte Seb. Goguell mischte sich ins Gespräch: „Er ist Offizier, was versteht er von Geschäften. Es ist eine große Frage, ob er Talent dazu hat. Der Wille allein genügt da nicht.“

Damke wandte Goguell den Rücken zu und tat, als hätte er dessen Worte nicht gehört.

„Für einen kleinen Anfang habe ich Geld. Ich werde auf dem Markt handeln, zuerst mit Kleinigkeiten, mit allem, was man kauft und verkauft. Wenn ich dann eine alte Bude habe, krieg ich auch mit der Zeit einen Laden und später ein Gasthaus, was mein Ziel ist.“

Seb schwieg. Er hatte nichts mehr zu sagen. Goguell erklärte Seb, daß dessen eigenmächtiges Handeln ein Verstoß gegen die Paßordnung sei und er mit der Direktion zusammenstoßen werde. Am nächsten Tag verließ Damke die Kolonie.

Le Roy war in der Kolonie erschienen. Er kam in einer vornehmen Kutsche wie ein hochgestellter Regierungsbeamter. Eine Eskorte aus zwei Reitern begleitete ihn. Mitten auf dem Siedlungsplatz hielt die Kutsche an, und Le Roy, ein fetter Franzose aus Lothringen, stieg aus. Er besichtigte mit strengem Eifer die Hütten und Schuppen, die im Bau oder schon fertig waren. Als erster begegnete ihm Peter von der Lauterbach. Le Roy mißfiel der lange unbefangene Kolonist, und er herrschte ihn an:

„Warum schlenderst du da am hellen Tage herum?“ Peter von der Lauterbach maß Le Roy verächtlich von Kopf bis Fuß.

„Wer sind Sie, daß Sie sich unterstehen, mir Fragen zu stellen?“

„Vor dir steht dein Werbungsdirektor Le Roy.“

„Wenn das so wäre, hätte ich endlich mal den Betrüger lebendig vor Augen.“

Le Roy brauste auf.

„Soll ich dir vielleicht das Maul mit der Faust stopfen lassen“, schrie er und sah sich nach seinen Begleitern um. Die aber blieben ungerührt. Sie verstanden gut, daß, wenn sie eingriffen, ein Tumult mit der ganzen Kolonie nicht ausbliebe, und sie dann den kürzeren ziehen würden. Peter von der Lauterbach ballte die Fäuste und ging auf Le Roy los. Dieser retirierte nach seiner Kutsche. Peter ließ die Hände herabsinken und blieb ruhig stehen. Er schaute bedauernd auf Le Roy.

„Keine Angst, Herr Direktor, ich dachte, Sie seien ein Edelmann und wollten mit mir einen ehrlichen Kampf aufnehmen. Fliehende Gegner verfolge ich nicht. Ich mag keine Feiglinge.“

Le Roy geriet außer sich vor Zorn.

„Wo ist dein Vorsteher?“ schrie er. „Du sollst mir deine Grobheit schwer büßen.“ Peter feixte, was Le Roy noch mehr erboste. „Den Faulpelz sofort aufs strengste bestrafen!“

„Mit dem Vorsteher sei vorsichtig“, warnte Peter, „sonst verhaut er dich wie einen frechen Spitzbuben.“ Peter trat einen Schritt auf Le Roy zu. Dieser sprang eilig in seine Kutsche und schrie von dort, so laut er konnte, nach dem Vorsteher.

„Schrei nicht so schrecklich, ich werde dir selbst den Vorsteher rufen“, sagte Peter von der Lauterbach, „er ist auch nicht gut auf dich zu sprechen.“

Von dem Lärm waren schon mehrere Kolonisten angelockt. Sie umstanden die Kutsche und schauten erstaunt auf den fremden Herrn, der die Neugierigen böse anstarrte. Nun kam auch Seb hinzu. Er stellte sich Le Roy vor. Le Roy begann sofort, ihn mit Schimpfworten zu überschütten. Seb befolge die Anweisungen der Direktion nicht und treibe die Faulenzer nicht zur Arbeit an. Die Kolonisten, wütete er, seien schamlose Schmarotzer, Menschen ohne Ziel und Streben.

Einer, Philipp Schreiner, löste sich aus dem Menschenring und trat entschlossen auf Le Roy zu:

„Es reicht. Wir lassen uns nicht länger von dir beleidigen. Du kannst abfahren.“

„Was!“ schrie Le Roy. Seine Stimme überschlug sich. Er zeigte auf Schreiner. „Diesen und“, Le Roy suchte mit dem Blick nach Peter von der Lauterbach.

„Und diesen“, sagte Peter von der Lauterbach und zeigte mit dem Finger auf sich.

„Ja, ganz richtig, diesen zwei verabreichen je zwanzig Peitschenhiebe.“

In der Gruppe lachten einige laut auf. Le Roy bebte vor Zorn. Peter von der Lauterbach höhnte:

„Im voraus danke ich untertänigst für die milde Gabe, Herr Direktor.“ Er versetzte den Pferden vor der Kutsche mit einem Stock kräftige Hiebe, daß diese erschrocken davonestürmten. Der Kutscher konnte sie nicht aufhalten, weil ein Steinhagel die Kutsche verfolgte. Die beiden Reiter sprengten der Kutsche nach, ohne den geringsten Versuch zur Abwehr zu machen. Keiner der Kolonisten hielt mit seiner Freude über den eben errungenen Sieg hinter dem Berg. Nur Seb blieb ernst. Er verstand, daß das soeben Vorgefallene noch lange kein Endsieg war. Die Direktoren haben das Geld und damit die Macht über die Kolonisten. Geldfesseln wiegen schwerer als Ketten.

Trotz aller Schwierigkeiten ging das Leben auf der Kolonie vorwärts. Es wurde fleißig und eifrig gebaut. Die Kolonisten nannten ihre Kolonie Dachskolonie und sich selbst Dachse. Dabei war die Siedlung schon ein richtiges Dorf. Es gab eine Rinderherde und auch Schafe besaßen manche Kolonisten. Zwei Ferkel gab es ebenfalls im Dorf und auch eine Ziege. In der Nacht bellten Hunde nach dem Mond und am Morgen krächten Hähne.

Katrin und Marget knüpften Binsenmatten. Binsen gab es am Karaman genug. Mit den Matten verkleidete man Wände und Türen, sie dienten als Teppiche und als Matratzen auf den Pritschen. Die Binsenmatten waren eine der ersten Waren, die man nach Katharinenstadt auf den Markt brachte. Schnur und auch Stricke fertigte man aus Riedgras. Auch das Korbflechten betrieben viele Kolonisten.

An der Einfahrt ins Dorf ließ Seb einen Pfosten mit einem Schild daran aufstellen. Darauf standen der Name der Kolonie und das Gründungsjahr 1767. Die Kolonisten glaubten fest an das Gedeihen ihrer Kolonie.

Der Weg nach Katharinenstadt war halbwegs befahrbar, doch allein wagte sich niemand auf die drei bis vier Stunden lange Fahrt. Immer wieder hörte man von Räuberüberfällen auf Reisende. Daher sammelten sich zur Fahrt nach Katharinenstadt meist ein Dutzend oder mehr Fuhren, und ein jeder nahm irgendeine Waffe mit. Meist war es ein Beil, weil es auch bei Reparaturarbeiten unterwegs dienlich war. Die Wagen bestanden ganz aus Holz, und nicht selten brach eine Achse, und es mußte eine neue eingezogen werden.

Müller machte jetzt immer ein würdevolles Gesicht. Er war ganz in seiner Schulmeisterrolle aufgegangen und trank nur noch heimlich Schnaps. Bei ihm in der Hütte, die ihm gleichzeitig als Amtsstube diente, saß mit ernster Miene Peter von der Lauterbach. Müller war sein Gegner.

„Regine ist noch zu jung, sie ist unmündig und läßt sich von kindlichem Leichtsinns leiten“, erklärte Müller. Peter schaute Müller scharf an.

„Um zu heiraten, versteht Reg-ine genug, wenn es nicht so wäre, würde sie nicht heiraten wollen.“

„Regine ist für die Ehe noch nicht reif. Zu einer Ehefrau gehören reife Gefühle“, erklärte Müller.

„Die hat sie. Sie hat es mir ganz offen gestanden. Wäre ich sonst zu Ihnen gekommen?“

„Ich muß erst mit Regine selbst sprechen“, sagte Müller.

Peter widersprach: „Das geht nicht, Regine schämt sich.“ „Sehen Sie“, erklärte Müller, „ein Beweis dafür, daß das Mädchen noch nicht heiratsfähig ist.“

„Sie behaupten, Herr Schulmeister, was Sie nicht wissen. Ich kenne Regine und weiß, was sie und wozu sie fähig ist.“

Müller gab nicht nach:

„Sie sollten sich ein erwachsenes Mädchen zur Frau nehmen, die die Hauswirtschaft führen kann, die Ihnen zugetan ist und in allem Sie zu versorgen imstande wäre. Eine gute Frau neben sich ist ein Paradies auf Erden.“

„Eine Mutter für mich habe ich nicht nötig.“ Müller sprach noch viel mit Peter von der Lauterbach. Peter hielt aber an seiner Forderung fest: er wollte sich mit Regine verloben. Vernunft, belehrte Müller, sei das Maß, mit dem man an die Heirat herangehen müsse. Auch damit ließ sich Peter von der Lauterbach nicht überzeugen. Müller drohte mit alten Gesetzen aus Deutschland, die vorzeitiges Heiraten verbieten. Auch dieses wies Peter zurück.

„Wir sind nicht in Deutschland, und hier am Karaman wirken keine Gesetze. Es sind heuer noch keine geschaffen worden.“

„Wir brauchen hier keine Gesetze zu schaffen, man wird sie uns geben“, erklärte Müller wissend und stolz.

„Das geht aber nicht so schnell“, erwiderte Peter von der Lauterbach.

Müller erinnerte Peter von der Lauterbach an sein früheres Streben, in der Stadt zu leben, worauf Peter entschieden antwortete, daß er auf dem Land leben werde, da ihm das ländliche Leben gut gefiele. Müller ergab sich. Er war es müde zu streiten, vielleicht bedauerte er Peter auch. Eins war Müller klar geworden, daß es gar nicht so leicht ist, Menschen zu bevormunden, wenn man keine Machtmittel besitzt, außer der Kraft des Wortes.

Peter und Regine waren verlobt. Regines Mutter, Anna Maria Kanter, hatte sich seitdem völlig verändert: sie war sehr stolz geworden und antwortete auf die Grüße der Nachbarinnen oft nicht.

Die Zeit der Roggenaussaat nahte. Die Kolonisten gingen mit Eifer ans Werk. Sie erhofften von ihren Saaten Ernten, die ihnen zu einem besseren Leben verhelfen würden. Seb und Willem hatten schon ein ansehnliches Stück in der Steppe beackert. Es war unglaublich schwer, mit dem Hackenpflug den harten Boden zu bezwingen. Mühsam wurde mit dem schwachen Pferd etwas Erde gebrochen, die den Samen aufnehmen sollte. Die Landstücke waren noch nicht verteilt, und ein jeder ackerte dort, wo es ihm gefiel. Niemand kannte das Land und das Klima am Karaman, um feststimmen zu können, wo bessere Ernten gedeihen könnten. Alles Wichtige für den Ackerbau in dieser Gegend war unbekannt und schwer zu erkunden.

Der Roggensamen mußte aus Katharinenstadt geholt werden. Offizier Johann Wilhelmi hatte ihn in Nishni Nowgorod angekauft und in Katharinenstadt eingelagert.

An einem Morgen fuhren elf Fuhren von der Kolonie nach Katharinenstadt ab. Der Himmel war trübe und regenschwer. Mit beladenen Wagen auf so schlechten Wegen in den Regen zu kommen, war gefährlich, doch der Bauer kann auf gut Wetter nicht warten.

Lagerleiter in Katharinenstadt war Heinrich Weißer, ein wortkarger und eigensinniger Mensch. Den Roggensamen maß er mit einem Faß, das ein Pud Roggen fassen konnte. Weißer füllte aber das Faß nur bis zwei, drei Finger unter dem Rand. Die Kolonisten protestierten dagegen. Weißer erklärte, daß er mit dem einbehaltenen Korn seine Verluste beim Vermessen decken wolle. Es kam zum Streit. Man konnte sich nicht einig werden. Die Kolonisten beschwerten sich beim Hofrat Tilzin, der die Lager verwaltete. Weißer mußte nachgeben. Durch den Streit war jedoch viel Zeit verlorengegangen, und erst spät am Nachmittag konnten sich die Fuhren auf den Heimweg begeben.

Der Himmel hatte sich aufgehellt, und der Weg war trocken. Doch bei der Überfahrt am Kleinen Karaman blieben einige Fuhrwerke im Sumpf stecken. Ihre Last mußte Sack für Sack über den Fluß gebracht werden. Es war schon gegen Abend, als die Fuhren vom Kleinen Karaman wegfuhr.

Von den elf Fuhrmännern hatte keiner an etwas Bedrohliches gedacht, als auf der Höhe am Karaman kurz nach Sonnenuntergang, nur noch eine halbe Stunde Fahrt bis zur Kolonie, sich ein Trupp Reiter zeigte. Die Entfernung von den Fuhren bis zu den Reitern war nicht groß, und trotz der eingetretenen Dämmerung konnte man sie auf der noch besser beleuchteten Höhe zählen. Es waren zwanzig sehr verschiedene Reiter. Niemand von den Fuhrleuten zweifelte daran, daß es Räuber waren. Aus welchem Grunde sollten hier friedliche Menschen in einem großen Reitertrupp erscheinen?

Einer, er war größer als die anderen und saß auf einem schönen starken Pferd, war höchstwahrscheinlich ihr Anführer. Er ritt etwas vor dem Trupp.

Die Fuhrleute versammelten sich bei Willem. Sie trugen ihre Beile mit sich und waren zur Abwehr bereit. Ein jeder der Kolonisten verstand, daß es zu siegen oder zu sterben galt. Willem befahl, die Fuhren im Kreise aufzufahren und jedes Pferd mit dem Zügel an den davorstehenden Wagen zu binden, damit die Tiere beim Überfall nicht durchgehen konnten. Die Fuhrleute sollten sich in die Mitte der Wagenburg zurückziehen. Johann Haal schlug vor, auszuspannen, aufzusitzen und zu fliehen.

„Das Dorf ist nahe, und alle können sich retten“, sagte er, „die ganze Kolonie wird dann die Räuber in die Flucht treiben.“

Die Fuhrleute hatten sich noch nicht entscheiden können, da kamen die Räuber angesprengt. Der Hauptmann, ein Europäer mit einem kräftigen Vollbart, voran. Der Gedanke daran, wie sich die Bande gleich auf die friedlichen Fuhrleute stürzen würde, war schrecklich. Sie schwingen Keulen, lange Messer und auch Fangstangen. Willem schrie:

„Männer, wehrt euch!“

Die letzte Furcht wich von den Kolonisten. Sie waren zur Wehr bereit, wie zu einem Werk, wo alle Kraft, Geschick und auch feste Entschlossenheit eingesetzt werden mußten. Sie hielten ihre Beile fester in den Händen. Peter von der Lauterbach war den Angreifern einige Schritte entgegengetreten. Er wollte sich des Hauptmanns annehmen. Sein erster Schlag sollte dessen Pferd treffen, dann wollte er dem Räuber den struppigen Kopf spalten.

Es kam aber anders, als man erwartete. Die Räuber hielten ein Dutzend Schritte vor den Fuhren inne, starrten eine Weile die Fuhren und die Männer an, danach lenkten sie ihre Pferde zur Seite und ritten in ruhigem Trab davon. Die Kolonisten sahen ihnen nach. Was die Räuber vom Überfall abgehalten hatte, wußte keiner. Vielleicht fürchteten sie Widerstand, oder war ihnen das Korn als Beute nicht der Mühe eines Angriffs wert. Erst als die Räuber schon weit entfernt waren, setzten die Fuhrleute ihren Weg fort. Am hohen Himmel blinkten viele Sterne auf, und ein leichter kühler Wind blies über die Steppe. Schwarze Dunkelheit breitete sich über die Erde.

Willem gewahrte, daß Hans Haal fehlte und auch sein Pferd war nicht da. Alle verstanden sofort: Haal war zur Kolonie gejagt, um Hilfe zu holen.

Die Säcke mit dem Korn auf Haals Wagen wurden auf andere Wagen verteilt. Als sich der Zug in Bewegung setzte, kamen Reiter aus der Kolonie den Fuhrleuten entgegen. Unter ihnen war auch Haal. Das Dunkel aber hatte schon die Banditen verschluckt.

In der Kolonie war es keinem verborgen geblieben, daß Willem, und Frau Marget Wulf in vertrauten Beziehungen standen, und doch kam ihre Verlobung unerwartet. Es wurde darüber viel und heiß gesprochen.

Die Vermählung fand am Sonntag statt, als Pfarrer Johannes von der Nachbarkolonie Gottesdienst abhielt. Der Altar war in dem einzigen Haus der Kolonie errichtet. Da aber der Raum sehr klein war, fanden nur wenige Besucher Platz. Viele standen draußen vor der Tür und verfolgten von dort die Zeremonie. Lieblich drangen Gesang und Gebete durch Tür und Fenster an die Ohren der Kolonisten, die andächtig lauschten. Müller spielte zum Gesang auf

der Geige. Sein Spiel war rührend und vertiefte die Andacht der Besucher noch mehr. Alle erfüllte Stolz, daß sie so einen großen Musikus als Schulmeister hatten.

Nach der Kopulation begab sich das junge Paar im Zuge seiner Freunde in Willems Hütte. Alle trugen aus Deutschland mitgebrachte, saubere" Kleider, und das stimmte so heiter und traut, als hätte man die Heimat heute hier am Karaman. Einige Weiber vergossen Freudentränen.

Im Schuppen, der gerade noch rechtzeitig fertig geworden war, standen ein langer Tisch und Bänke — die Hochzeitstafel. Nicht weit vom Schuppen auf dem Hofe war in die Erde ein Herd gebaut, auf dem Katrin und einige andere Frauen das Hochzeitsessen kochten. Es gab auch Schnaps für alle. Für Musik sorgten Müller und Seb auf ihren Geigen. Nach dem Essen wurde getanzt und gesungen:

Einen Schleifer will ich haben,
einen Schleifer spielt mir.
Ich hab' ein schön Schätzchen,
und das gefällt mir.

Willem und Marget tanzten langsam im Kreise. Beide lächelten brav, wie es sich für sittsame Brautleute gebührt. Die Hochzeitsgäste geizten nicht mit Geld und wertvollen Geschenken.

Nach Sitte und Brauch tanzten nun als engste Freunde des Paares Seb mit der Braut und Katrin mit dem Bräutigam. Katrin und Willem drehten sich schweigend, bis Willem begann:

„Habe ich heute nicht einen Fehler begangen, den ich später bereuen werde? Mir ist eigenartig zumute.“

Katrin senkte den Kopf. Willem wußte nicht, ob Katrin zustimmend genickt oder nur gerührt ihren Blick von ihm abgewandt hatte. Der Tanz war zu Ende, und sie mußten sich trennen. Beide waren erregt.

Am Tisch wurde voller Inbrunst gesungen. Ein jeder gab sein Bestes. Goguell war auch zur Hochzeit geladen, er war aber nicht erschienen. Seb war darüber beunruhigt, denn er befürchtete, daß Goguell die Einladung vielleicht mißverstanden hatte. Er war schließlich mit den Gewohnheiten der Kolonisten nicht vertraut. Seb riet dem Brautpaar, Goguell persönlich zu ihrer Hochzeit einzuladen, was sie auch befolgten. Goguell aber lehnte dankend ab, da er Diener der Direktion sei und sich ihrem Willen fügen müsse.

„Die Direktion verbietet den Kolonisten aufs strengste, Hochzeiten oder andere Festgelage abzuhalten, da die Kolonisten dabei ein Teil ihres Gutes verschwenden und so der Gesellschaft Schaden zufügen.“

Willem war darüber wütend.

Die Hochzeit war in vollem Gange, als Damke in die Kolonie kam. Er saß auf einem stolzen Pferd und sah verändert aus: Das Leben in der Stadt hatte sein Gesicht etwas geglättet und auch seine Haltung war neu. Willem lud Damke sogleich zur Hochzeit ein. Damke bemühte sich um ein freundliches Gesicht, doch innerlich war er so verstimmt, daß er es kaum verhehlen konnte. Sebs Worte:

„Du hast Glück, bist gerade zur rechten Zeit gekommen“, reizten ihn noch mehr.

„Ich hätte wahrlich vor der Kopulation erscheinen sollen oder noch früher“, sagte er. Seb verstand den Ernst dieser Antwort und schaute mißtrauisch drein.

Noch vor ihrem Ende verließ Damke die Hochzeit. Er ging in Müllers Hütte. Sein alter und getreuer Freund, als er endlich kam, empfing ihn freudig. Er schüttelte ihm lange und fest die Hand, danach drückte er ihn auf die Pritsche nieder und setzte sich neben ihn. Kurze Zeit schauten sie sich prüfend in die Augen. Damke fragte:

„Nun, und wie weiter? Was wird aus uns hier werden?“

Müller war zufrieden, daß sein alter Kamerad bei ihm Rat suchte. Er begann zu erklären:
„Das Leben des Menschen ist sein Werk, und er allein trägt die Verantwortung dafür, darum muß er wirken und schaffen, kämpfen gegen allerhand ihm von der Natur und Menschenhand gestellte Hindernisse.“

Damke machte ein mißmutiges Gesicht und wollte plötzlich wissen, wie es kam, daß Willem Marget heiratete? Dieser hielt doch immer so viel von sich und hatte niemals nach Marget geschaut.

Müllers Gesicht verfärbte sich dunkelrot: „Das hartnäckige Bauernweib ließ sich nicht überreden. Sie wird es bereuen. Zweimal habe ich mich ihr angeboten, und jedesmal hat sie abgelehnt. Ich bin schon fast überzeugt, daß der Teufel in ihr steckt und mich mit ihr neckt.“

Damke sann eine Weile nach, dann sagte er: „Marget muß von Willem befreit werden. Rate mir, wie ich das bewerkstelligen kann.“

Müller war über diese Frage bestürzt. „Das ist unmöglich“, sagte er kurz. „Es muß aber geschehen. Marget will ich zur Frau haben, und sie wird es werdet“, sagte Damke mit einer Bestimmtheit, die keinen Zweifel zuließ.

„Was kannst du da machen? Willem ist ihr rechtmäßiger Mann.“

Damke schaute Müller prüfend an. Es schien, als überlege er, was dieser gesagt hatte.

„Davon später.“ Damke erhob sich, reichte Müller zum Abschied die Hand und schickte sich an, fortzugehen.

„Wohin?“ fragte Müller besorgt, „die Nacht steht vor der Tür.“

„Meine Geschäfte verlangen mich.“

„Dich können auf dem Wege Räuber überfallen“, warnte Müller.

Damke zog unter seiner Jacke zwei Pistolen hervor:

„Vier Schuß, die richten was an.“ Er lächelte zufrieden und sagte: „Ein Offizier verläßt sich auf seine Waffe.“

Zweites Kapitel KRIEG AM KARAMAN

Überall flüsterte man von Peter III., der sich mit seinem Heer den deutschen Kolonien am Karaman näherte. Wie Nachrichten aus Katharinenstadt feldeten, waren Vortruppen unweit von Schaffhausen gesehen worden., Die Soldaten, erzählte man sich, seien starke Krieger. Jeder einzelne von ihnen sollte imstande sein, zehn Mann des Gegners zu besiegen. Der Zug der Aufständischen bewegte sich ungemein schnell, ohne Aufenthalt, da jeder Widerstand gnadenlos gebrochen wurde. Pugatschow, wie man Peter III. nannte, konnte also in einigen Tagen in . Katharinenstadt sein. Ein Grund zur Flucht für Offiziere, Beamte und Adlige, weil Pugatschow mit ihnen kurzen Prozeß machte. Gemeinen Leuten täte er nichts zuleide, wollten einige wissen.

Alle diese Gespräche verwirrten die Menschen. Es war Erntezeit, wo alle Kraft in der Arbeit hätte eingesetzt werden müssen. Aber die Ungewißheit lähmte allen Fleiß.

„Die Ähren“ meinten manche Kolonisten, „werden die Soldaten nicht mitnehmen können, aber Korn können sie beschlagnahmen.“ Der Siebenjährige Krieg war den Kolonisten noch gut im Gedächtnis, und für sie zählte jeder Krieger als Räuber, ganz gleich, ob er der friedlichen Bevölkerung ihre Habe auf gesetzlichem oder ungesetzlichem Weg wegnimmt.

Marget weinte oft. Sie fürchtete Krieg. Katrin redete ihr gut zu und meinte, daß der Krieg am Karaman nicht so grausam sein werde wie in Deutschland, weil es hier keine Preußen gäbe. Soviel Katrin sie auch zu trösten versuchte, Marget ließ sich nicht beruhigen.

Willem verhielt sich zu den Gesprächen über Pugatschow ganz anders. Ernst und furchtlos schien er sogar auf den Krieg zu warten. „Krieg ist nötig, weil es Zustände gibt auf der Wejt, die die Menschen auf friedlichem Wege nicht abändern können, da ihnen dazu die Geduld nicht ausreicht“, sagte er jedem, der es hören wollte.

Immer wieder versuchte Marget einzulenken:

„Wir haben jetzt einen Hof mit Pferden und Kühen und notwendigem Geräte. Alles ist unser Eigen, und wenn uns Gott segnet, werden wir auch Kinder haben. Der Krieg wird uns nur Unheil bringen.“

Willem bedauerte seine Frau.

Goguell bestellte Seb zu sich. Offizier Paul Runitsch und einige Beamten hatten ihn ebenfalls aufgesucht. Die Gäste sahen besorgt aus. Runitsch fragte Seb ohne Umschweife, wie die Kolonisten zu Pugatschow gestimmt seien, ob es Kolonisten gäbe, die sich ihm anschließen könnten.

Seb zuckte mit den Achseln und sagte, daß er von solchen Vorhaben bis jetzt nichts gehört habe. Es sei aber nicht ausgeschlossen, daß der eine oder der andere aus bestimmten Gründen bei Pugatschow Zuflucht suchen wird.

Runitsch dachte einen Moment nach und wollte dann wissen:

„Gibt es in der Kolonie dem Throne treue Leute, die bereit wären, gegen den Aufwiegler zu kämpfen?“

Seb erinnerte den Offizier an die Zusage der Regierung, daß die Kolonisten keinen Kriegsdienst zu leisten brauchen. Daraus verstehe sich auch die Haltung zu Pugatschow, der sich gegen die Regierung erhoben hat.

„Wir bleiben“, sagte er mit Bestimmtheit, „von jedem in diesem Krieg fern.“

Runitsch schüttelte mißbilligend den Kopf. Süßlich lächelnd fuhr er fort:

„Ich hatte vergessen, daß Sie Ausländer sind. Sie wollen mit uns nichts zu tun haben und stellen sogar unsere allergnädigste Monarchin mit dem Erzrebell Pugatschow gleich.“

Seb war gereizt:

„Wir flohen vom Krieg nicht, um erneut Krieg zu führen.“

Eine Weile herrschte peinliche Stille. Runitsch unterbrach sie.

„Wenn sich ein Trupp Kolonisten finden sollte, der zum Schein zu Pugatschow überginge und ihn töten würde, so gäbe es dafür eine Belohnung.“ Runitsch erklärte weiter: „Das Töten von Pugatschow ist nicht nur gerecht und brav, es ist auch im höchsten Grad tapfer und rühmlich. Es würde nur das gerechte Urteil der Regierung und aller ihrer züchtigen Untertanen vollstreckt werden.“ Seb wehrte entschieden ab:

„Für solche Art Aufträge bin ich nicht der Richtige.“

Runitsch beendete das Gespräch, denn seine Aufgabe war streng geheim, und für den Anfang hatte er genug erfahren. Er konnte sich ein Bild von dem Kolonistenvorsteher machen, was für ihn sehr wichtig war. Die geheime Kommission zum Kampf mit Pugatschow, der Runitsch angehörte, verfügte über Nachrichten, daß Pugatschow von den Kolonisten in der Umgegend von Saratow eine gute Meinung habe. Er schätze den deutschen Freiheitssinn, den er im Siebenjährigen Krieg kennengelernt hatte. Der dreißigjährige Führer des großen Aufstandes hege nicht wenig Hoffnung auf Unterstützung und Beistand von seiten der Kolonisten. Freilich war es auch für ihn kein Geheimnis, daß die Kolonisten keinen Grund hatten, mit der Zarin und dem russischen Adel sehr zufrieden zu sein.

Am selben Tag verließ Runitsch die Kolonie in Richtung Pokrowsk. Goguell fuhr mit.

Einige Stunden nach ihrer Abfahrt sprengte ein Trupp Reiter in die Kolonie. Wütend stürmten sie Goguells Haus und fragten nach einem fremden Offizier. Die Reiter gehörten zu Pugatschow. Sie sahen waghalsig und furchtlos aus. Den Kolonisten drohten sie mit Todesstrafe, wenn sie sich ihrem Willen widersetzten. Von Seb verlangten sie eine gute

Beköstigung und Korn für die Pferde. Seb wußte nicht, woher er soviel Essen und Getreide hernehmen sollte. Der Anführer drohte:

„Bei Nichterfüllung legen wir dem Vorsteher einen Strick um den Hals und hängen ihn an die Sonne zum Trocknen.“

Weiter verlangten die Pugatschower Reiter die Bereitstellung von einem Dutzend Sättel, sobald sie wiederkämen.

Noch am selben Tag verließen die Pugatschower Reiter die Kolonie, nach dem sie Seb den Befehl Pugatschows mitgeteilt hatten, mit dem dieser anordnete, daß alle Bewohner während des Vorüberziehens seines Heeres ihre Behausungen nicht verlassen dürfen.

Es bestand jetzt nicht mehr der geringste Zweifel, daß Pugatschow näher kam. Jeden Tag konnte er eintreffen.

Der Krieg schien unvermeidlich. Die Kolonisten ließen schwermütig die Köpfe hängen, keiner wußte Rat. Alle verstanden, daß man aus dem Regen in die Traufe gekommen war.

Am darauffolgenden Tag kamen erneut Reiter in die Kolonie, Diesmal befanden sich unter den Pugatschow-Leuten auch ein paar Dutzend Kolonisten. Die Leute in der Kolonie waren enttäuscht. Anstatt eines großen disziplinierten Heeres, wie man erwartete, war in großer Unordnung ein Haufen Reiter erschienen, der in einer Schlacht gewiß nichts Besonderes ausrichten konnte. Ihr Hauptmann befahl, sofort die Pferdeherde der Kolonie zusammenzutreiben, damit sein Trupp die Pferde wechseln konnte. Ebenso sollte mit allen Reitsätteln, die vorhanden waren, verfahren werden. Auf Weigerung stand die Todesstrafe.

Nach kurzer Zeit war alles erledigt. Pugatschows Reiter hatten sich die besten Pferde aus der Herde, darunter auch ein Pferd von Seb und zwei von Müller ausgewählt. Ihre abgejagten Tiere ließen sie zurück. Einer der mitgekommenen Kolonisten, er hieß Hans Meyer, trat auf Regine zu und sagte ihr, daß er, wenn Pugatschow gesiegt hat, sie heiraten wolle. Regine war darüber sehr erschrocken und konnte nur erwidern, daß sie bereits glücklich verheiratet sei. Hans Meyer nickte verständnisvoll und erklärte:

„Dein Mann ist von der Lauterbach. Er ist adeliger Herkunft. Ihn erhängen wir auch, und du bist frei.“

Regine versetzte Meyer einen Fußtritt, daß er rückwärts taumelte. Dann raffte er sich auf. Sein Gesicht brannte vor Zorn, rasend stürzte er sich auf Regine, die hinter die umherstehenden Weiber floh. Meyer stieß die Weiber beiseite und versuchte, Regine zu erwischen. Schreckensschreie erfüllten die Luft. Den Tumult hörte der Hauptmann. Er gebot Ruhe. Regine mußte dem Hauptmann das Vorgefallene erklären. Die Weiber bestätigten ihre Worte. Der Hauptmann maß Meyer, der beschämt den Kopf hängenließ, mit strengem Blick. Gespannt erwarteten alle den Urteilsspruch des Hauptmanns.

„Sofort, befehle ich, verläßt du uns! Wir sind Pugatschows Soldaten und leiden unter uns keine niederträchtigen Bälge. Fort aus meinen Augen!“ entschied er.

Meyer ging mit langsamen schweren Schritten weg.

„Schneller“, schrie der Hauptmann, und Meyer, von Furcht getrieben, lief schleunigst in Richtung Karamantal, wo er im Gebüsch verschwand.

Die Pugatschow-Reiter verließen die Kolonie ebenso unorganisiert, wie sie gekommen waren. Sie nahmen ihren Weg in die Steppe in Richtung der Metschet. Nur eine große Staubwolke wogte über der Erde. Vielen Kolonisten hatte das ein großes Loch in ihren Besitz gerissen. „Wenn es so weitergeht, wird es bald auf der Kolonie weder Vieh noch Brot geben“, befürchteten viele.

Katrin war guter Hoffnung und erwartete ihre Niederkunft. Sie riet Seb, sich ein Versteck herzurichten, und wenn wieder Pugatschow-Reiter kämen, nicht hervorzukommen. Seb lächelte gutmütig über ihre Ängste. Er fürchtete Pugatschow nicht. Er meinte zu wissen,

daß der Aufstand ihm nicht viel schaden könne. Er glaubte, an dem Krieg keinen Anteil zu haben. So begab er sich ruhigen Gemüts zur Tenne.

Die Ernte war das erste Mal gut ausgefallen. Im letzten Herbst hatte es viel geregnet, der Winter war reich an Schnee, und so stand das Getreide gut auf dem Halm. Noch einige solche Ernten, und die Kolonisten könnten festen Fuß fassen. Seb begann sich nun doch über den Krieg zu ärgern. Für sein starkes Pferd, den großen Rappen, hatte man ihm ein schwaches, halbtot gerittenes zurückgelassen. Das Tier bedurfte langer Ruhe und guter Pflege, um wieder zu Kraft zu kommen.

Die heiße Sonne brannte wie gewöhnlich vom Morgen bis zum Abend. Höhen und Wege lagen kahlgebrannt, und Wirbelwinde trieben große Staubwolken in die Luft. Nur im Karamantal und in den Senken war das Gras noch grün. Hoch am Himmel schwebten Habichte, und in der trockenen Steppe piffen Ziesel.

Am Abend kehrte Goguell in die Kolonie zurück. Er versammelte die Gemeinde und verlas ein Schreiben von General Mansurow, das viele Leute zu ernstem Nachdenken veranlaßte. Der Generalermahnte die Kolonisten zur Treue gegenüber der Zarin und ihrer Regierung. Mancher Kolonist, der geneigt war, sich Pugatschow anzuschließen, geriet in Zweifel. Das war auch nicht verwunderlich, wenn man die losen Reiterhaufen von Pugatschow mit der Armee eines Generals verglich. Mansurow bat 25 000 Rubel für den lebend abgelieferten Pugatschow. Das war ein neuer Akzent. Demnach war Pugatschow gar nicht so unbedeutend.

Goguell schärfte den Kolonisten eine Reihe von Verh altensregeln ein, für den Fall, daß Pugatschow mit seinen Leuten in die Kolonie kommen sollte. „Auf keinen Fall Gewalt anwenden, das kann Strafmaßnahmen seitens der Rebellen zur Folge haben, was letztlich der Regierung schadet, bei der ihr hoch verschuldet seid“, schrieb er den Kolonisten vor. Die Männer sollten sich in Verstecken aufhalten, um ein gewaltsames Angliedern an Haufen zu verhindern.

Die Versammlung ging auseinander. Die Leute waren bei Versammlungsende sehr verschiedener Meinung von Pugatschow und dem Ausgang des Krieges. Aber alle waren neugierig auf ihn und seine Taten. Man erzählte, der Führer des großen Aufstandes sei in allem maßlos: Ohne Grund ließe er Menschen erhängen, beschlagnahme Besitz bis auf den letzten Löffel, begnadige große Verbrecher und Gauner und verteile an die Leute Wertsachen für viele Tausende Rubel, was sich vor allem Landstreicher zu Nutze machen würden. Er täte, was und wie es ihm in den Kopf käme, ohne Überlegung, Berechnung und Untersuchung. Er fühle sich als Alleinherr über alle und alles. Wer gegen seinen Willen sei, den vernichte er ohne Gnade.

Am Abend bei Anbruch der Dunkelheit verließ Peter von der Lauterbach mit fünf jungen Burschen auf dem Wege zur Metschet die Kolonie. Viele Leute sahen die kleine Reitergruppe, und keiner fand an ihr etwas Ungewöhnliches. Die jungen Burschen hatten das Reiten gern. Peter von der Lauterbach war gerne mit den Jungen zusammen und nahm mit Vergnügen an deren Treiben teil. Die Burschen ihrerseits mochten ihn und taten bereitwillig, was er verlangte. Das Ausreiten auf die Nachtweide war in der Kolonie zur Gewohnheit geworden, da die Pferde in der kühlen Nacht viel besser grasten als bei Tageshitze.

Am Morgen, als die Nachtweidler heimkehrten, fehlten Peter von der Lauterbach und seine Jungen. Manche Leute auf der Kolonie befürchteten ein Unglück, da es in der Steppe immer unsicher war und ganz und gar in der Nacht. Die Räuberei in der Gegend war groß. Es sollten sich sogar Kolonisten mit der Räuberei befassen.

Die Familien der Burschen und auch Regine waren unbesorgt. Regine erklärte, daß Peter mit den Jungen wahrscheinlich Kalmücken aufsuchen wird, um Pferde zu kaufen. Kalmücken an ihren Aufenthaltsorten aufzusuchen, war vom Saratower Kontor der Tutelkanzlei verboten,

weil öfters dabei Kolonisten beraubt oder gar ermordet wurden. Darum hatte Peter von der Lauterbach sein Vorhaben sicherlich geheimgehalten.

Es vergingen Tage, und Peter von der Lauterbach und die Burschen kamen nicht zurück. Jeden Tag zogen durch die Kolonie fremde Reiter, einmal waren es Reiter von Pugatschow in Kaftanen und Hosen aus Leinen, ein anderes Mal Soldaten der Zarin in strammer Ordnung und in Uniformen aus Tuch. Die Kolonisten wußten schon nicht mehr, unter wessen Botmäßigkeit sie sich befanden, der der Zarin oder Pugatschows. Es schien, als ließen sich beide Seiten Zeit zu entscheiden, wer die Steppe räumen muß.

Seb besuchte Regine in ihrem Haus. Er schlug vor, eine Gruppe Männer auszuschicken, um Peters Schicksal zu klären. Regine lehnte ab.

„Mein Mann ist kräftig und gescheit genug, um allein aus jeder Lage herauszukommen.“

Seb ließ sich überreden, aber der Vorsorge halber organisierte er eine Truppe Männer, die zu jeder Zeit bereit sein sollte, Peter zu suchen, überhaupt, in der Steppe jemanden zu suchen, war schwer. Der Reisende befand sich in der endlosen Ebene wie auf dem Meer: nirgends waren Wege noch Siedlungen wie in Gegenden sesshafter Menschen. Orientierungsmöglichkeiten waren die Himmelsrichtungen. Die Kolonisten am Karaman hatten es inzwischen recht gut gelernt, sich in der Steppe zurechtzufinden. Um an den großen Tümpel zu kommen, orientierte man sich am Kalmückenhügel, der Suslykhöhe und am blauen Wermutsrücken.

Peter von der Lauterbach erschien eines Nachts mit seinen Jungen. Alle waren am Leben und heil. Von der Lauterbach führte eine Herde Pferde mit sich. Viele Leute waren von den Hufschlägen geweckt worden und kamen auf die Straße gelaufen. Verwundert sahen sie, wie die Tiere von selbst ins Gatter liefen. Doch bei der Dunkelheit war genaueres nicht zu erkennen, und so begaben sich alle wieder zur Ruhe.

Früh am Morgen erschienen die Männer an der Einzäunung, und wie groß war ihr Erstaunen, als der eine seinen Braunen erkannte, ein anderer seinen Fuchs und ein dritter seinen Falben. Es waren alles Pferde, die einige Tage zuvor von Pugatschows Leuten in der Kolonie requiriert worden waren. Seb erkannte seinen großen Rappen, schüttelte böse den Kopf und sagte streng zu Peter von der Lauterbach:

„Peter von der Lauterbach, erscheinen Sie sofort bei mir im Amt, Sie sollen mir Rede und Antwort stehen.“

„Sehr gern, Herr Vorsteher“, erwiderte Peter bereitwillig, „Sie sollen alles genau erfahren; wie die Sache ausgedacht war und wie es in Wirklichkeit geschah. Nichts werde ich vergessen und auch nichts verheimlichen. Alles geschah mit Recht, ohne Lug und Trug. Und die Jungen sind zu loben. Sie sind furchtlos, geschickt und bewiesen sich als tüchtig und tapfer.“

Peter von der Lauterbach wandte sich an die rechtmäßigen Besitzer der Pferde.

„Nehmt euch eure Pferde und benützt sie wie zuvor. Alte Schuld schiebt auf mich.“

Schulmeister Müller trat auf Peter zu und sagte:

„Ich nehme meine Pferde nicht. Wer sie genommen hat, der soll sie mir auch zurückgeben.“

Peter maß den Schulmeister mit einem strengen Blick.

„Der, den Sie da meinen, hat den Weg hierher vergessen, und da habe ich mir die Zurückerstattung erlaubt.“

„Das ist eine andere Sache. Ich glaube Ihnen... Und was bin ich Ihnen für ihre Bemühungen schuldig?“ fragte Müller.

Peter dachte lange nach. Es schien, als sei seine Forderung so groß, daß er sich nicht getraue, sie auszusprechen. Endlich hob er entschlossen den Kopf, schaute streng den ihn umstehenden Männern in die Augen.

„Ein jeder von euch hat mir und den Burschen einen ehrlichen Dank abzustatten.“ Die Männer atmeten erleichtert auf. Einige lachten. Peter sprach weiter: „Wer einen falschen Dank gibt, der wird kein Glück mit seinem Pferd haben.“ Alle lachten heiter, und auch Peter lachte mit.

Mit Seb im Vorsteheramt war das Gespräch ernster. Peter erzählte, wie er das Lager der Pugatschowtruppe an der Metschet erspäht hatte. In der Nacht, als die Wache bei den Pferden schlief, pirschten sie sich an die Herde heran und trieben sie fort.

„Alles ging gut. Pugatschows Reiter an der Metschet sind jetzt ohne Pferde. Sie haben aber eine Menge beschlagnahmte Sachen und Geld und können sich bei den Kalmücken Pferde kaufen oder requirieren. Jedenfalls uns finden sie nicht. Wir haben sie gehörig irre gemacht.“

„Du bist ein Pferdedieb, ein Räuber“, sagte Seb voll Zorn.

„Ein Dieb? Das ist unmöglich. Jeder Mensch ist die Fortpflanzung seiner Eltern. In unserem Stamm gab es keine Diebe. Räuber? Dagegen habe ich nichts einzuwenden. Meines Großvaters Schloß auf dem hohen Felsen war ein richtiges Räubernest. Auch mein Vater hat geräubert, also darf auch ich die Lust zum Rauben haben.“

Seb fragte streng:

„Hast du die Pferde gekauft oder hast du sie geborgt?“

Peter machte ein betrübtes Gesicht:

„Ich habe sie zurückgenommen. Soll ich stillhalten wie ein Lamm auf der Schlachtbank? Das kann ich nicht. Ich muß mich wehren um jeden Preis. So ist meine Natur. Ich ergebe mich niemandem.“

Seb dachte an seinen großen Rappen. Es war ein erstklassiges Pferd, und er hatte es sehr nötig.

„Gut“, sagte Seb, „diesmal verzeihe ich dir, aber merke dir, daß ich das Stehlen und Rauben aufs strengste bestrafen werde. Wir dürfen unsere Ehre am Karaman nicht verlieren.“

Willem kam aus Katharinenstadt zurück und hatte sich gänzlich verändert. Er war tief erregt. Überall in der Stadt erzählte man von Pugatschow und seiner Kühnheit.

„In Katharinenstadt hat er viele Anhänger. Manche sind bereit, zu ihm überzugehen. Man verspricht sich davon ein freies und gutes Leben. Vor großen Schlachten braucht man sich da nicht zu fürchten. Die Regierung wagt es nicht, Pugatschow ernsthaft anzugreifen. Sie ist viel zu schwach dazu“, erzählte er.

Hans Haal widersprach:

„Das sind nur Gerüchte. Im Siebenjährigen Krieg gingen auch solche Erzählungen um. Die Leute glaubten Sie und wurden irr davon. Eine Regierung ist immer stärker als ein Haufen Aufständischer.“

Willem machte ein angewidertes Gesicht.

„Dir reicht ein warmes Bett und ein Kessel mit Essen. Mit allem anderen bist du überfordert. Es gibt aber auch Gott sei Dank Männer, die mehr vom Leben verlangen.“

Am Abend versammelten sich bei Willem Kolonisten. Die Männer wollten mehr von Pugatschow hören. Für einige war Pugatschow, da er aus dem Volke stammte, derjenige, der ihnen Rechte und ein sicheres Leben geben konnte. Andere bezweifelten seine Allgewalt, da es ihrer Meinung nach noch keine Regierung auf der Welt gegeben hatte, die das Volk vor Fürsten und Adel geschützt hätte.

Johannes Holzer fragte:

„Was wird Pugatschow mit den Kolonisten machen? Er kann sagen, schlägt die Kolonisten tot, sie sind von der Zarin hierher gerufen, also sind sie ihre Günstlinge, ihr Vertrauensvolk.“

Hans Haal entgegnete scharf:

„Pugatschow wird nichts Schlimmes tun, ehe er nicht die Wahrheit weiß.“

Willem fiel ihm ins Wort:

„Erdenken können wir uns viel, aber helfen tut es uns nicht. Mich jedenfalls schreckt auch das Allergefährlichste nicht. Mein Weg ist mit Pugatschow. Ich glaube an ihn. Der Mann kämpft und fürchtet sich nicht.“

In später Nacht gingen die Männer auseinander. Kühler Wind blies über die Steppe. Der Himmel war dunkel. Weit in der Ferne grollte Donner und zuckten Blitze.

Willem erschien bei Katrin. Sie hatte sich sehr verändert: immer schwermütig und zu allem gleichgültig. Auf Willems Frage, warum sie so betrübt sei, lächelte sie traurig:

„Mir stehen schwere Stunden bevor. Niemand weiß, was die nächsten Tage bringen.“

Beide schwiegen eine Weile. Dann sagte Willem:

„Ich gehe zu Pugatschow.“

Erschrocken schaute Katrin ihn an.

Willem trat nah an Katrin heran, ergriff ihre Hand und streichelte sie behutsam.

„Verbleibe glücklich, und wenn es das Schicksal will, treffen wir uns wieder.“

„Und Marget, was wird aus ihr?“ fragte Katrin besorgt.

„Sie wird mich leicht vergessen. Was nützt ihr ein kaltes Herz? Wir gehören nicht zusammen.“

Von Peter von der Lauterbachs Revancheritt an die Metschet erfuhr Goguell. Er ließ Peter zu sich kommen und fragte ihn bis ins kleinste aus. Es war nicht zu übersehen, daß er der Geschichte große Bedeutung beimaß. Peter befahl er, wenn Pugatschows Leute auf die Kolonie kämen, sich mit seinen Burschen gut zu verstecken. Nichts und niemand könnte diese Henker aufhalten, und die Kolonie müßte deswegen viel leiden.

Goguell fuhr noch am selben Abend nach Katharinenstadt und erschien am Morgen mit einem Kommando Soldaten in der Kolonie. Wieder wurde die Pferdeherde der Kolonisten beschlagnahmt. Nach kurzer Rast zog das Kommando nach der Metschet ab.

Das Ziel war allen in der Kolonie klar.

Am Abend des nächsten Tages kehrte das Kommando, vor sich eine Gruppe Menschen hertreibend, zurück. Die Soldaten schlugen mit Peitschen auf die völlig ermatteten Männer ein. In der Kolonie angekommen, machte der Zug halt, und die Gefangenen ließen sich auf die Erde fallen. Unter ihnen erkannten die Kolonisten manchen Mann aus dem Pugatschow-Trupp, der einige Tage zuvor in der Kolonie die Pferde eingetauscht hatte.

Manche baten um Wasser. Eilig liefen einige Kolonisten los, doch als sie zurückkamen, verbot der Offizier das Trinken. Die Kolonisten waren darüber empört, und Peter von der Lauterbach verlangte, daß man erlauben sollte, den Armen trinken zu geben. Erst als Goguell dem Offizier etwas zugeflüstert hatte, gab dieser die Erlaubnis.

Peter von der Lauterbach stand vor den Gefangenen und schaute einen nach dem anderen forschend an. An einem jungen Mann in orientalischem Mantel blieb sein Blick haften. Seine Augen verdunkelten sich, und er fragte böse:

„Bist du derjenige, der während der Nachtwache geschlafen und die Pferde verloren hat?“

Der Gefragte schaute Peter bestürzt an und schwieg. Dann nickte er langsam mit dem Kopf.

Am Morgen trieben die Soldaten ihre Gefangenen nach Katharinenstadt. Von dort brachte man sie per Schiff nach Saratow. Wie Goguell später erfuhr, wurden sie verurteilt: Zwei zum Tode, die übrigen zu Gefängnis. Willem teilte Marget mit, daß er beschlossen hatte; zu Pugatschow überzugehen. Er hatte erwartet, daß Marget in Tränen ausbräche. Sie aber schaute Willem gleichgültig an. Willem fühlte, daß er sie unterschätzt hatte. Er fragte:

„Was sagst du dazu?“

„Ist es nötig, daß ich deinen Willen beurteile? Ich kann dich nicht halten, darum gehe in Gottes Namen.“

„Warum sprichst du mit mir so schroff? Ich ziehe in den Krieg für die Gerechtigkeit, ich werde für euch streiten.“

Marget machte eine abwehrende Handbewegung. „Das habe ich schon von vielen gehört, und kein einziger hat die Wahrheit gesagt. Dich treibt ein anderer Grund fort von hier. Du fürchtest dich, mir die Wahrheit zu sagen. Alle Feiglinge sind Heuchler, sagte unser Pfarrer.“

Seb warnte Willem vor den Folgen, wenn er sich Pugatschow anschliesse, da er persönlich Pugatschows Sache für aussichtslos hielt.

„Wie Goguell behauptet, ist Pugatschow bereits geschlagen und befindet sich jetzt auf dem Rückzug. Er sucht krampfhaft nach frischen Kräften, die er nie finden wird. Dem Geschlagenen wird sich niemand mehr anschließen aus Angst vor den schweren Strafen der Regierung.“

Willem sagte, daß aus Seb der Vorsteher spräche und kein gerechter Mensch.

Viele Kolonisten hegten aufrührerische Gedanken. Irgendwie wollten sie ihrer Enttäuschung vom Leben am Karaman Luft machen.

Fred Goguell war jetzt Kreiskommissar, er hatte Regierungsgewalt, und Seb mußte sich ihm ohne Widerrede fügen. Jedesmal, wenn Goguell der Meinung war, daß die Kolonisten ihre Schulden an die Regierung nicht zurückzahlen könnten, versammelte er die Gemeinde und hielt lange Moralpredigten. Der Inhalt seiner Reden war fast immer derselbe: Die Kolonisten seien faul und ohne Ziel und Streben, seien verschwenderisch und unsittlich.

Die Kolonisten waren schon lange über diese entehrenden Beschuldigungen erbost. Als Goguell sich einmal wieder recht in Eifer geredet hatte, schrie einer der Versammelten: Schinder! Goguell unterbrach seine Rede und schaute erschrocken auf die Versammelten. Alle sahen ihn demütig an. Er wollte schon weitersprechen, da schrie jemand von der anderen Seite: Henkersknecht! Goguell wurde es sichtbar ängstlich. Sein Blick überflog die Männer um ihn. Hans Haal sagte in getreuestem Tone:

„Herr Kommissar, wir haben alles verstanden. Wir sind aber keine Hörigen und brauchen uns darum nicht beschimpfen zu lassen.“

Um sich vor einem eventuellen tätlichen Angriff zu schützen, ging Goguell auf ein Wortgefecht ein.

„Die Tatsachen sind so: essen und schlafen und trinken auf Staatskosten.“

Einer von den Kolonisten schrie:

„Fressen, saufen und stinken!“

Eine Lachsalve brach aus. Goguell sprach weiter.

„Die Regierung schenkt euch nichts! Alles, was ihr von ihr bekommt, müßt ihr bis auf die letzte Kopeke zurückzahlen, und das wird euch schwerfallen.“

„Pugatschow rechnet auch für uns mit ab“, sagte Martin Kanter.

„Ach so!“ ereiferte sich Goguell, „da macht ihr die Rechnung ohne den Wirt. Die Bestie kann die Quittungen vernichten, was er allerorts, wo sein böser Fuß hintritt, auch tut. Doch das hilft nichts. Die Schulden der Kolonie sind in Petersburg verbucht. Und wenn dieser Rebellenhauptmann die Dokumente wegschleppt, dann muß der Unschuldige für den Schuldigen leiden. Dann heißt es: gleiche Brüder gleiche Kappen. Die Schulden müssen dann von den Einwohnern der Kolonie in gleicher Höhe entrichtet werden.“

Mürrisches Murmeln durchlief die Versammelten.

„Ein jeder hat seine Schulden selbst zu zahlen“, schrien einige.

„Gewiß“, sagte Goguell, „so ist es richtig, aber der Unflat Pugatschow will es anders.“

Über die Frage der Schuldenbegleichung wurde noch lange und heiß geredet. Goguell war mit dem Ausgang der Versammlung zufrieden. Er hatte den Angriff auf sich abgewehrt und die Versammlung auf Pugatschow gehetzt: Besser konnte er es sich nicht wünschen. Goguell dachte: Wenn der Vorfall dem Oberbefehlshaber General Golizyn entsprechend berichtet werden wird, könnte er auch noch auf eine Belohnung hoffen.

Unter vier Augen sprach Willem mit Peter von der Lauterbach. Er versuchte, ihn zum Anschluß an Pugatschow zu bewegen. Willem malte ein interessantes Bild vom Leben bei Pugatschow, das den waghalsigen Peter verlocken sollte.

Von der Lauterbach ließ sich aber nicht verleiten.

„Ich kann so ein Leben nicht vertragen“, sagte er. „Jeder Befehl ist mir zuwider. Ich will mich nicht kommandieren lassen.“

Willem blickte mißmutig drein. Er hatte auf Peter von der Lauterbachs Beistand gerechnet.

Beim Kreiskommissar Goguell erschien ein junger Offizier aus der Armee, die gegen Pugatschow operierte. Auf den ersten Blick sah man dem breitschultrigen, blauäugigen Mann seine Gutmütigkeit an. Den Kolonisten war er gesonnen. Er hatte keine Ordonnanz bei sich und war darum selbst um seinen schlanken Schimmel besorgt. Der Mann stellte sich als Gardeoffizier Gawrila Romanowitsch Dershawin vor. Sein Diener, Jan Gomulka, ein Husar aus den polnischen Konföderierten, erklärte er, sei auf dem Wege nach Pokrowsk Pugatschowschen Banden in die Hände gefallen. Er selbst sei flank seinem Schimmel entkommen. Der Offizier sprach deutsch. Dershawin beabsichtigte, sich eine Zeitlang in der Kolonie aufzuhalten, um mit Pugatschowleuten in Berührung zu kommen, die er über die Lage bei Pugatschow auszuforschen gedachte. Goguell war beunruhigt, denn er verstand, daß es sich hier um Leben und Tod handelte. Dershawin erklärte:

„Ich rechne auf Ihre und der Kolonisten Hilfe. Die Rebellion bringt den Kolonisten viel Unglück, wo sie auch so schon viel leiden und gelitten haben. Je schneller wir den Sieg erringen, desto geringer wird der Schaden sein, den der Krieg den Kolonisten zufügt.“

Dershawin suchte Seb im Kolonieamt auf. Er verhielt sich höflich und zurückhaltend und zeigte Interesse für das Leben der Kolonisten. Seb klagte über die strenge Bevormundung:

„Wir werden wie Verbrecher bewacht. Alles in unserem Leben ist uns vorgeschrieben. So will man uns in das russische Leben hineinzwängen.“

Dershawin versprach, daß er alle Klagen, die Seb vorbrachte, dem Chef des Tutelkontors mitteilen werde.

Dershawin besuchte mehrere Kolonisten. Er sprach auch mit Willem, der natürlich nichts von seinem Entschluß, zu Pugatschow überzugehen, verlauten ließ. Er meinte nur, daß ihm Pugatschows strenges Vorgehen gegen die Regierungsbeamten und Adligen gefalle.

„Sie sind diejenigen, die uns bedrängen und uns die Freiheit nehmen“, erklärte er. Auf Dershawins Frage, ob wohl viele Kolonisten Pugatschows Taten billigten, antwortete Willem mit Stolz: „Ein Dutzend gewiß, vielleicht noch mehr. Die Zarin sollte sich ein Beispiel an Pugatschow nehmen und sich dem Volke zuwenden, dann würde niemand gegen sie vorgehen.“

Dershawin überdachte die Lage der Kolonisten. Die hier herrschende Unzufriedenheit würde seine Mission nicht gerade erleichtern.

Dershawin besprach mit Goguell Pläne, wie man Pugatschow gefangennehmen oder vernichten könnte. Sie bewahrten dabei die größte Vorsicht. Dershawin erwähnte Willem, ob der vielleicht Dienste beim Vorgehen gegen Pugatschow leisten könnte:

„Er ist ein fixer Kerl, eifrig und furchtlos.“

„O nein“, widersprach Goguell, „der Kerl ist Anhänger von Pugatschow. Ich habe ihn immer im Auge.“

Dershawin gab sich nicht zufrieden:

„Ist er nicht so einer, der für uns wie auch für Pugatschow dienlich sein kann? Es gibt solche Menschen, die streiten des Streitens wegen.“

Goguell schüttelte verneinend den Kopf.

„Nein“, sagte er, „Willem sucht seinen Vorteil. Er hofft, ihn bei Pugatschow zu finden.“

„Das ist gut für uns. Wir geben ihm Geld und versprechen ihm, wenn er unsere Aufgaben erfüllt, auch noch die Bürgerehre.“

Die erste Frage war, wie an Willem herangehen, um sein Einverständnis zu erwerben und dabei sicher zu sein, daß die ganze Geschichte verschwiegen blieb. Vor allem wollten Dershawin und Goguell ganz im Schatten, bleiben. Sollte Willem irgendwie aufbrausen und das geplante Unternehmen ausplaudern, so würde es kaum jemand glauben, wenn niemand von der Obrigkeit damit in Zusammenhang stünde. Man beschloß, daß Karl Roiletter, Goguells Diener, ein ungezwungenes Gespräch mit Willem führen sollte, um dessen Meinung zu erfahren. Auch Rol-letter weihte man nicht ganz in die Sache ein. Ihm sagte Goguell, die Regierung werbe für ihr Heer Soldaten unter den Kolonisten. Der Sold sei hoch: 2000 Rubel für ein Jahr Dienst. Rolletter sollte das Willem zu wissen geben, und dann Willems Meinung Goguell mitteilen.

Am selben Abend kam Runitsch zu Goguell. Er freute sich sehr, daß Dershawin bereits einiges unternommen hatte. Ein Kolonist, meinte Runitsch, könne sich leicht das Vertrauen Pugatschows erwerben. Er müsse nur furchtlos und kühn erscheinen. Runitsch fühlte sich in dieser ungewissen Zeit am sichersten auf der Kolonie am Karaman. Er verblieb darum ruhig bei Goguell in Erwartung, was die Zukunft bringen würde.

Rolletter hatte von Willem nichts Genaueres erfahren können. Willem hatte ihm gleichgültig zugehört und nur einmal spöttisch gefragt, ob wohl das Geld den angeworbenen Soldaten zugute geschrieben oder bar ausgezahlt werde. Als Rolletter fortging, wollte Willem wissen, ob wohl die Soldatenwerber schon in die Kolonie kämen.

Die Offiziere wollten ihre Hoffnungen noch nicht aufgeben und sprachen deshalb mit Seb. Er sollte nun Willem aushorchen. Auch ihm hatten sie ihr wahres Ziel verschwiegen.

Aber an Seb scheiterte der Plan völlig. Wie immer war Seb streng offen:

„Ich werde nicht zulassen, daß man in meiner Gemeinde Soldaten wirbt. In der augenblicklichen schlechten Lage kann es Kolonisten geben, die aus Verzweiflung an die Angel gehen und so über sich und ihre Familien Unglück bringen.“

Goguell brauste auf:

„Als Amtsperson müssen Sie die Regierung unterstützen und denen Schutz gewähren, die aus Treue unserer allerhöchsten Monarchin dienen wollen.“

Seb berichtigte ihn:

„Ich habe nicht nur Pflichten der Zarin gegenüber, sondern auch den Kolonisten, die mich als ihren Vorsteher gewählt haben und mir vertrauen.“

Nach langem Beraten bei Goguell beschlossen die Offiziere, mit Peter von der Lauterbach zu sprechen. Man wußte von Peters Scharfsinn und seinem Widerstrebengeist.

„Mit Widerspenstigen“, sagte Runitsch, „ist leichtes Umgehen. Man braucht von ihnen nur das Gegenteil von dem zu verlangen, was man erstrebt.“ Die Sache war beschlossen.

Am Nachmittag kam aus Katharinenstadt die Nachricht, daß der Hauptzug der Pugatschowschen Scharen bereits in den obersten Kolonien des Schöncher Kreises angekommen war. Kreiskommissar Johann Wilhelmi hätte die Flucht ergriffen. Sein Haus wäre von Kolonisten geplündert und sein Vieh fortgetrieben. In den Kolonien des Kreises herrsche großer Aufruhr. Scharen von aufständischen Kolonisten sprengten mit geraubten Pferden durch die Kolonien und bedrohten der Regierung treu gebliebene Kolonisten mit Raub und Mord. In Wolsk habe man Lager ausgeraubt und auch viele Läden ausgeplündert. Dasselbe

solle in Katharinenstadt passieren, wo der Kreiskommissar Iwanow bis jetzt die Ruhe in der Stadt aufrechterhalte.

Am frühen Morgen bei Tagesgrauen erschienen Willem, Martin Kanter und noch zwölf junge Burschen an der Pferdebucht. Sie hatten Zäume, Sattelwerk und Eßsäke bei sich. Es war feierlich still wie immer zu dieser frühen Stunde. Die Männer wählten lange, bis sie die ihnen am besten geeigneten Tiere gefunden hatten.

Um die Bucht versammelten sich Männer, Frauen und Kinder. Alle schauten erstaunt Willems Trupp zu. Furchtsam flüsterte einer dem anderen ins Ohr: „Die gehen zu Pugatschow über.“ Es gab unter den Zuschauern auch solche, die alle Meldungen vergrößern, so wie es ihnen einkommt. Man erzählte schon, daß Pugatschow selbst auf dem Wege an den Karaman sei und in einigen Stunden auf der Kolonie großmächtig erscheinen werde. Hans Haal bat:

„Laßt mir um Gottes willen meine Fuchsstute hier. Einen anderen Gaul kann ich mir nicht mehr kaufen.“ Der Junge, der die Stute sattelte, sagte zu ihm:

„Vetter Hans, wenn die richtigen Pugatschower kom-, men, dann seid Ihr Eure Stute auf Nimmerwiedersehen los. Ich aber bringe sie Euch zurück, wenn der Krieg zu Ende ist.“

Der Junge horchte nicht weiter auf Haals Gezeter. Er bestieg das Pferd und schaute stolz in die aufgehende Sonne.

Willem saß auf seinem Braunen, für ihn gab es kein besseres Pferd.

Viele Anwesende verabschiedeten die Freischärler. Mütter weinten besorgt um ihre Söhne. Sie wußten noch gut von Deutschland her, was ein Krieg ist. Anna Maria Kanter küßte ihren Martin und weinte laut. Auch Regine schluchzte. Marget war zum Abschied nicht erschienen. Später begab sich Regine zu Marget. Diese saß ruhig am Fenster und schaute auf die Straße. In ihrem Gesicht lag keine Spur von Trauer.

„Willem zieht ab, und du sitzt zu Hause“, sagte Regine erregt.

„Laß ihn ziehen in Gottes Namen. Er geht seinem Ziel entgegen“, sagte Marget und starrte wieder hinaus auf die helle Straße. Nach einer Weile: „Jeder Mensch muß dort sein, wohin er gehört, sonst wird er nimmer froh. Sieh da diesen Stengel“, Marget zeigte auf eine Melde am Wege. Rings um den Stengel war alles in Staub getreten, nur der eine Stengel stand noch aufrecht. „Hätte er Beine und Füße, wäre er von hier schon geflohen. So aber trifft ihn bald ein Rad oder ein Fuß und es ist aus mit ihm, weil er sich auf einem schlechten Platz befindet.“ Regine seufzte schwer.

„Ach“, sagte sie, „tut mir Vater leid, wenn er umkommt, sterbe ich vor Gram. Warum ist er nur auf Goguell so wütend?“

Die Freischärler zogen ab. Sie ritten im Haufen, Willem voran. Von einer Schlachtordnung wußte keiner etwas. Auf der Kolonie fand es niemand für nötig, die Jungen für einen Krieg vorzubereiten: die Kolonisten waren doch auf hundert Jahre vom Kriegsdienst befreit, und die Schutzwacht über sie hatte laut Manifest die Regierung übernommen.

Die Reiter schlugen den Weg nach Katharinenstadt ein.

Von der Karamanhöhe ging es hinunter in die weite Ebene der Wolga zu. Das Wolgaufer war in zartes Blau gehüllt. Dem Reitertrupp folgte in einigem Abstand auf einem Leiterwagen Peter von der Lauterbach.

Die Erregung in der Kolonie hatte jetzt den Höhepunkt erreicht. Das Dreschen auf der Tenne und die Vorbereitung zur Herbstsaat waren fast völlig eingestellt. Aus Furcht vor Pugatschows Scharen wollte niemand die Kolonie verlassen.

Dershawin und Runitsch weilten noch immer bei Goguell. Sie glaubten nicht daran, daß Pugatschow an den Karaman kommen könnte. Katharinenstadt würde ihn schon festhalten. In der Stadt gab es genug kleine Läden und verschiedene Lager, wo Pugatschow sein Recht gebrauchen konnte. Eine besondere Bedeutung hatten für ihn die Salzlager, da der Salzhandel

Monopol der Regierung war. Saratow lag in der Nähe. In zwei Tagen Marsch konnte es erreicht werden. Pugatschow bereitete sich zum Sturm auf die Stadt vor.

In der Kolonie traf man Maßnahmen zum Schutz vor den Pugatschowschen Scharen. Seb stellte auf der Karamanhöhe Wachtposten auf, die mit Rauchsignalen das Nähern von Reitern zu melden hatten. Viele Familien hielten auf ihren Höfen Wacht. Die größte Angst befiel die drei Offiziere. Für sie war Pugatschow ein Todfeind. Doch auch Kolonisten, Anhänger von Pugatschow, konnten ihnen gefährlich werden, sie überfallen und töten oder Pugatschow ausliefern. Goguell beauftragte zuverlässige Kolonisten, beständig in der Kolonie zu spähen, ob nicht irgendwo ein Überfall auf ihn vorbereitet wird. Die Offiziere hielten ihre Pferde und die nötige Ausrüstung zur Flucht immer bereit.

Einige Tage waren vergangen, Peter von der Lauterbach war aber noch nicht zurück. Regine litt. Sie glaubte, ihr Mann sei vor Pugatschow aus Angst vor dessen Rache für den Überfall an der Metschet geflohen. Müller ängstigte sich ebenfalls. Er hatte seine Geige in die Erde vergraben, damit sie ihm keiner rauben konnte. Jeden Abend veranstaltete er Bet- und Bittstunden, um das herannahende Unheil abzuwenden.

Eilig kam Karl Rolletter ins Haus von Goguell. Er meldete:

„Husar Jan Gomulka ist mit einigen Kolonisten in der Nachbarkolonie angekommen. Er hat einen Appell von Pugatschow bei sich, in dem Pugatschow die Kolonisten aufruft, sich ihm anzuschließen. Gomulka suchte auch nach dem Gardeoffizier Gawrila Dershawin, um ihn Pugatschow auszuliefern.“

Die Offiziere saßen sofort auf. Rolletter begleitete sie als Ordonnanz. Durch die Kolonie ritten sie in ruhigem Schritt, um keinen Verdacht zu erwecken. Sie unterhielten sich laut und scherzten. Am Karaman tränkten sie ihre Pferde und schlugen dann den Weg in die Steppe ein. Hinter dem Sandberg, als sie schon außer Sicht waren, trieben sie ihre Pferde an, umritten unbemerkt halb die Kolonie und von der entgegengesetzten Seite lenkten sie in das Suslytal, wo sie im Gebüsch verschwanden. In der Nacht setzten sie ihre Reise fort.

Ihr Ziel war der Irgis, wo sie sich im Rücken des Pugatschowschen Heeres glaubten. Die weite Steppe schien menschenleer. Nichts war zu hören und zu sehen. In der dritten Nacht stießen sie an einem Nebenfluß des Irgis auf einen großen Haufen bewaffneter Kirgisen. Es waren mehr als hundert Reiter, und den Kampf mit ihnen aufzunehmen, hieße in den Tod rennen. Die Offiziere ergriffen die Flucht. Dershawin trieb seinen Schimmel an, und der zeigte, was er konnte. Nicht nur die Kirgisen blieben weit hinter dem Reiter zurück, auch seine Gefährten kamen nicht nach, so daß er einhalten mußte.

Nach einigen Stunden fühlten sich die Offiziere in Sicherheit und machten Rast. Sie frühstückten und freuten sich, daß sie den Kirgisen entkommen waren. Dershawin mutmaßte daß die Kirgisen einen Überfall auf die Kolonien im Schilde führten. Was hatten sie sonst in so großer Zahl hier zu suchen?

Nach siebentägiger Reise kamen die Offiziere im Lager des Generals Mansurow an, dessen Armee gerade einen Angriff auf Pugatschow begann. Die Offiziere mußten sofort den Rückweg antreten. Jetzt aber schon in einer Armee, die stark genug war, Pugatschow zu besiegen.

In Katharinenstadt hielt Pugatschow sich nicht lange auf. Er ließ das Salzlager und noch einige Versorgungslager öffnen, nahm, was er für sein Heer nötig hatte, das übrige schleppten Diebe auseinander. Auf dem Marktplatz ließ er einige seiner Gegner erhängen. Es waren Regierungsbeamte aus der Wojewodenkanzlei, die es gewagt hatten, in Katharinenstadt zu verbleiben. Die Kolonisten wurden nicht angetastet.

In der Kolonie flaute allmählich die Aufregung ab. Seb versah ruhig sein Amt, und auch die Kolonisten gingen wieder ihrer Arbeit nach. Katrin hatte einen Sohn geboren. Sie ließ ihn zu

Ehren ihres Vaters Philipp taufen. Im Wochenbett erkrankte sie schwer. Zu ihrem Kind sagte sie:

„Du bist in einer unruhigen und schweren Zeit geboren. Ich wünsche dir ein friedliches Leben. Glück soll dir beschieden sein.“

Marget betreute Katrin und das Kind. Seb brachte Margets Ernte ein. Die alten Freundinnen, Katrin und Marget, waren jetzt wieder fast immer beisammen.

Müller begegnete Marget auf der Straße. Er war sehr gut gelaunt und sprach ihr sein Mitgefühl mit ihrem Kummer aus. Marget entgegnete kurz: „Ich habe keinen Kummer.“ Müller bot sich an:

„Wird in der Wirtschaft nicht der starke Arm eines Mannes gebraucht? Ich wüßte einen.“ Marget lehnte ab.

„Ich komme ganz gut mit allem allein zurecht.“ Es gab in der Kolonie viel Gerede um Peter von der Lauterbach. Er war spurlos verschwunden. Niemand wollte glauben, daß Peter umgekommen sei. Aber der Tod erwischt manchmal auch den Vorsichtigen und Geschickten und oft auf ganz harmlosen Wegen. Es war Krieg.

Regine glaubte fest daran, daß ihr Mann am Leben sei und heil zurückkomme. Sie wartete jeden Tag auf ihn. In der Nacht erwachte sie bei jedem Geräusch.

Einer von den vierzehn Freischärlern kam in die Kolonie zurück. Er wäre gerne zu Hause geblieben, aber dafür drohte ihm der Tod. Pugatschow ließ alle Flüchtlinge erhängen.

Als Pugatschow seinen Weg nach Alaty nach dem Süden einschlug, erwartete man ihn schon in Saratow. Erst gedachte man, sich zu wehren. Um die Stadt wurden Gräben ausgehoben, Schanzen gebaut und Kanonen aufgeföhren. Als aber auch die Stadt Pensa Pugatschow in die Hände gefallen war, gab man in Saratow den Gedanken an Widerstand auf. Niemand glaubte mehr, daß man Pugatschow aufhalten könne. Widerstand, befürchtete man, würde ihn noch mehr erzürnen, und er könnte die Stadt ausschlagen und niederbrennen.

Die Obrigkeit der Stadt ergriff die Flucht. Die Zurückgebliebenen waren bereit, sich Pugatschow zu ergeben. Mit einer großen Prozession mit Heiligenbildern, Kirchenfahnen und Psalmengesang empfing der Bischof Pugatschow vor der Stadt. Der hohe Geistliche verneigte sich vor dem Führer des Aufstandes, den er noch vor wenigen Tagen in seinen Gebeten verdammt hatte, und anerkannte ihn als obersten Machthaber der Stadt.

Pugatschow ließ sich auf kein Gerede ein und befahl kurz entschlossen, die Heuchler auseinanderzutreiben, Einige herausgefischte Adlige und Beamten ließ er sofort aufknüpfen. Die Scharen der Aufständischen stürzten sich in die Stadt, brachen Lagerräume und Läden auf, durchstöhberten die Kontore der Regierung und die Wohnungen wohlhabender Bürger. Wenn sie einen Adligen oder Beamten erwischten, schleppten sie ihn zu Pugatschow vor Gericht, der sie zum Tode verurteilte. Alle anderen wurden freigelassen.

An verschiedenen Stellen der Stadt brach Feuer aus. Saratow war ganz aus Holz gebaut. Das Feuer griff schnell um sich.

In der Stadt lebten viele Bettler, Tagelöhner, arme Handwerker und Hausdiener, die die Stadt nicht verlassen wollten. Viele traten Pugatschows Heer bei.

In Saratow erschien eine Delegation aus Pokrowsk mit Ataman Kobsar an der Spitze. Zu ihr gehörte auch der Ausländer Damke. Mit einem Boot hatten sie die Wolga überquert in der Absicht, Pugatschow die Unterwerfung von Pokrowsk zu melden.

Pugatschow ließ die Gesandten vor sich treten. Er fragte einen jeden, wer er sei. Danach befahl er, Kobsar und die drei anderen Kosaken zu erhängen und Damke freizulassen.

Auf dem Marktplatz und vor der Stadt am Wolgaufer baumelten die Leichen der Erhängten. Mit großer Mühe, allein im Boot, erreichte Damke das Ufer von Pokrowsk. Die Nachricht, die er mitbrachte, erschreckte die Pokrowsker Kosaken. Viele verließen eiligst die Stadt. Es gab verschiedene Banden, die unter dem Namen Pugatschows Freischärler in

Pokrowsk Unfug trieben. Sie raubten, wo sie nur konnten. Damke, um der Gefahr zu entgehen, rettete sich in der Nacht zu Pferd in die Kolonie am Karaman. Seine Waren hatte er versteckt und die Bude geschlossen. In dieser unruhigen Zeit wollte er in seiner Kolonie sein, bei seinen Freunden, mit denen er so lange Zeit das Schicksal geteilt hatte.

Angekommen, kehrte Damke bei seinem alten Freund Müller ein. Der hatte sich sehr verändert. Sein Amt zwang ihn, so manches an seinen Gewohnheiten zu ändern. Aus Anlaß der Rückkehr seines Freundes konnte Müller einem guten Schluck nicht entsagen. Um so mehr, da Damke eine Flasche guten Brantwein aus der Stadt mitgebracht hatte.

Sie sprachen über Pugatschow. Müller sagte: „Irgendwelche geheime Kraft mag wohl in ihm stecken, sonst würden ihm nicht so viele Menschen folgen und ihm Glauben schenken.“

„Die Menschen sind oft wie Schafe: wo eins hingeht« folgt ihm das nächste, und so gehen Hunderte in eine Richtung“, philosophierte Damke.

„Die Menschen sind keine Schafe. Wir vergleichen sie nur gern mit Schafen, wenn wir ihr Betragen und Handeln nicht verstehen können.“ Damke wollte alles wissen:

„Wie geht es jetzt in der Kolonie? Daß Willem sich Pugatschow angeschlossen hat, kann ich kaum glauben. Und Marget?“

„Ist stolz“, sagte Müller böse. „Sie versteht nicht, daß es mit ihrem Willem und ihr aus ist. Willem kehrt nie wieder zu ihr zurück, auch wenn er im Kampf am Leben bleibt. Die Freischärler werden gewiß hart bestraft.“

„Bist du wirklich überzeugt, daß Willem nicht mehr zurückkehren wird?“ fragte Damke.

„Daran ist kein Zweifel, Marget kann sich jetzt schon als Witwe betrachten.“

Damke ging auch zu Seb. Dort traf er Marget. Damke freute sich, auch Marget war froh. Sie fragte ihn, wie er in der Stadt lebe und ob er nicht bereue, die Kolonie verlassen zu haben.

Damke zögerte mit der Antwort.

„Das Leben in der Stadt ist leichter als in der Kolonie“, sagte er, „Doch zu Hause bin ich hier.“

Damke schenkte den Frauen Seidenbänder, ein seltener Schmuck, den er von einem chinesischen Kaufmann in Saratow erworben hatte.

Von jenem Tag an kam er oft zu Marget, verrichtete verschiedene Arbeiten in ihrer Wirtschaft und unterhielt sich lange mit ihr. Anna Maria Kanter hatte endlich wieder Anlaß zum Tratsch:

„Marget ist eine liederliche Dirne, sonst würde sie keinen fremden Mann bei sich im Hause dulden.“

Müller warnte Damke. Ausschweifung und Liederlichkeit wurden in der Kolonie streng geahndet und oft als Vorwand zur Verfolgung aus anderen Gründen benutzt. Pugatschow hatte eilig Saratow verlassen und zog weiter nach Süden. Die Armee Mansurows folgte ihm auf den Fersen. In der ganzen Gegend, von Kasan bis Saratow, zogen noch andere Trupps von Freischärlern umher. Diese oft nicht großen Scharen handelten völlig selbständig. Sie wußten nichts von Pugatschows Lage, und er wußte nichts von ihnen. In der Kolonie erschienen öfters solche Truppen, die sich aber um die Verwaltung der Kolonie nicht kümmerten. Sie wechselten gewöhnlich ihre Pferde, beschlagnahmten Lebensmittel und Sattelzeug, ruhten sich einige Tage aus und zogen weiter, um dasselbe in einer anderen Siedlung zu wiederholen. Wenn ihnen zufällig ein Beamter aus der Stadt oder ein Adliger in die Hände fiel, so erschlugen sie ihn und nahmen seine Wertsachen an sich. Im übrigen waren sie "nicht blutigierig, sahen müde aus und hätten wohl gerne ihr unruhiges Leben für ein friedliches Familienleben eingetauscht.

Aus Schönchen verlautete, daß der Kreiskommissar Wilhelmi zurückgekehrt war. Er verwaltete von neuem die Kolonien und hatte aus den Kolonisten Kommandos gebildet, die die

noch bestehenden Pugatschowschen Freischärlertruppen verfolgen sollten. Die Hoffnung auf Befreiung durch Pugatschow war schon fast allorts aufgegeben worden.

Der Kreiskommissar von Katharinenstadt Iwanow hielt drei Mann von den vierzehn Freischärlern vom Karaman gefangen, darunter Martin Kanter. Von Willem war nichts zu hören.

Auch von Saratow kamen Nachrichten, daß die Regierung dort wieder die Macht ausübte. Lodeschinski, der Chef der Tutelkanzlei, war auch nach Saratow und in sein Kontor zurückgekehrt. Alle Papiere des Kontors hatte Pugatschow mit sich genommen, und alles mußte von vorne angefangen werden.

In der Kolonie erschienen Goguell und Dershawin mit einem Kommando Soldaten. Die Soldaten waren gut bewaffnet und hielten straffe Ordnung. Sie führten auch eine Kanone mit sich. Goguell ließ sein Haus und seinen Hof in Ordnung bringen. Er ordnete an, daß alle Möbel, Geräte und Vieh sowie Futter und Nahrungsmittel, welche in der Zeit seiner Abwesenheit verschleppt worden waren, zurückzuerstatten seien.

Goguell brauchte nicht lange zu warten. Aller Besitz, der sich bei den Kolonisten befand, wurde bereitwillig zurückgebracht, natürlich mit der Erklärung, daß der Stuhl oder das Kanapee, Bett, Gabel, Sense und Rechen bloß aufbewahrt worden waren, weil der Besitzer abwesend war und sein Zeug ohne Aufsicht lag.

Pugatschow hatte Zarizyn verlassen und eilte weiter nach Süden. Nach einigen Tagen Marsch hatte ihn General Michelsohn mit seiner Armee unweit der Stadt erreicht. Pugatschow floh mit einem Trupp ihm ergebener Anhänger in der Richtung nach dem Jaik, wo der Aufstand seinen Anfang genommen hatte. Dort wurde er gefangengenommen. Von der Festnahme informierte Goguell auf der Gemeindeversammlung. Er sprach stolz, gebieterisch und auch drohend.

Die Kolonisten verstanden den Kreiskommissar nur zu gut. Jetzt blieb für sie nur eins: sich am Karaman zu behaupten. Groß war der Schaden, den sie erlitten hatten. Der Viehbestand hatte sich verkleinert, die Felder waren vernachlässigt, die Vorräte aufgezehrt.

Dershawin begab sich mit dem Kommando Soldaten nach dem Schöncher Kreis, wo immer noch einzelne Abteilungen von Pugatschows Heer herumstreiften. Goguell fuhr nach Saratow, um Hilfe für die notleidenden Kolonisten zu erbitten.

Danke hatte die ganze Nacht bei Marget verbracht. Am Morgen bestieg er sein Pferd und ritt eiligst nach Pokrowsk. In einer Woche wollte er zurückkehren und Marget nach Pokrowsk holen, damit sie näher beieinander wären.

Ganz unerwartet kam Peter von der Lauterbach in die Kolonie zurück. Er hatte seinen Leiterwagen mit Heu beladen und war ganz wohlauf. Er sagte, er hätte die ganze Zeit auf der Wolgawiese gelebt. Es sei ihm sehr wohl gewesen, bei dem Gedanken, sich in Gefahr zu befinden.

Lange Zeit nach Pugatschows Niederlage brachte man sieben Mann von den ehemals vierzehn Freischärlern als Gefangene in die Kolonie. Einer von ihnen erzählte, daß Willem in der letzten Schlacht gefallen war.

„Wir waren umzingelt, es wurde immer enger für uns. Ich stand an Willems Seite. Er sah ruhig zu, wie man uns einpferchte. An einer Stelle war noch eine kleine Lücke. Ich zeigte hin und sagte: hier können wir durchsprengen. Willem schaute mich mit starrem Blick an. Dann schlug er auf sein Pferd ein und stürzte sich auf die Feinde. Da knallten einige Schüsse, und er fiel vom Pferd. Die Reiter jagten über seinen Körper hinweg und nahmen uns gefangen. Man hielt uns lange auf diesem Platz fest, und ich suchte Willem unter den Gefallenen. Er war tot. Er hatte eine große Wunde in der Brust. Die Augen standen ihm offen und waren schauderlich leblos.“

Müller schrieb Schneiders Erzählung auf und ließ sie von ihm unterzeichnen. Er sagte, die Aussage würde als Todesschein dienen.

Drittes Kapitel SCHRECKEN UND NOT

Satylgan war mit seiner Bande an der Metschet am großen Tümpel angekommen. Die Bande zählte fast dreihundert Mann und noch mehr Pferde. Es war an einem Freitag im August des Jahres 1774. Die alte Moschee an dem Tümpel kannte ein jeder Moslem bis weit hinter dem Jaik. Hier verrichteten alle Hirten der Umgebung ihre Gebete zu Allah. Auch Satylgan hoffte, mit inbrünstigem Gebet den Schutz und die Hilfe Allahs zu erlangen. Schon viele Jahre betrieb er seine Raubgeschäfte, und nicht ein einziges Mal hatte man ihn gefaßt. Allah mußte ihm geholfen haben. Wie konnte es auch anders sein – führte er doch Krieg gegen Ungläubige, was seine heilige Pflicht war.

Und so hatte es begonnen: Satylgan war mit seinem Sohn Mukan auf der Suche nach Weideland am Tobol angekommen. Da stießen die zwei in der Steppe auf einen Mann mit zwei halbwüchsigen Kindern, einem Knaben und einem Mädchen. Die drei hatten sich verirrt. Satylgan versprach, ihnen den Weg zu ihrem Dorf zu zeigen, tat aber das Gegenteil mit der Absicht, sie zu berauben. Als der Mann sich weigerte, noch weiter Satylgan zu folgen, erschlug er ihn. Die zwei Kinder nahm er mit nach Tulgai. Beinahe ein Jahr hielt er sie bei sich gefangen. Da kam ein Moslem weit vom Süden zu ihm ins Haus. Der Mann war Viehhändler und kaufte bei Satylgan die zwei Kinder und zahlte ihm dafür soviel Geld wie für ein Dutzend Pferde. Satylgan gefiel das sehr, und er sagte zu dem Händler, er solle bald wiederkommen. Der Händler versprach es und gab Satylgan Handgeld unter der Bedingung, daß Satylgan Menschen nur an ihn verkauft.

Von jener Zeit an durchstriefte Satylgan mit seinem Sohn Mukan Gegenden, wo russische Bevölkerung wohnte. Sie überfielen Menschen, die sich von ihren Siedlungen entfernt hatten, und schleppten sie zum Verkauf. Mit der Zeit schlossen sich Satylgan Tair, Dschussupp, Elebai und andere an. Nun waren sogar kleine Dörfer von ihnen bedroht. Wenn es ihnen mit Russen nicht glücken wollte und die Gelegenheit ihnen einen Baschkiren oder Bolgaren zuführte, raubten sie auch diese mit der Rechtfertigung, ihre Opfer seien vom Islam abtrünnig geworden.

Satylgan dehnte sein Jagdgebiet immer weiter aus. Er bediente sich seiner Kundschafter, die bis an die Wolga vordrangen und die Gegend erforschten.

Vom Karaman zurückgekehrt, brachte ihm der Kundschafter Walichan die Nachricht, daß an dem Fluß Dörfer angelegt seien. Die Einwohner seien Christen aus einem fernen Land im Westen. Sie seien unbewaffnet und lebten friedlich. Auch hätten sie eine fremde Sprache und seien kaum von der russischen Regierung geschützt. Satylgan bereitete sofort den Raubzug zum Karaman vor. Er tat alles in höchster Eile, weil er befürchtete, daß die Ibrai-Bande ihm zuvor kommen könnte.

Die Räuber ritten einzeln und somit unauffällig vom Tulgai ab. Am Usen sammelte sich die Bande wieder, um ihren Plan auszuführen.

Die Roggenaussaat war in vollem Gange. Der Roggen gab am Karaman von allen Getreidearten die beste Ernte. Außerdem überstand er viel leichter Trockenzeiten im Juni als Weizen, Gerste und Hafer. Die Kolonisten säten darum also sehr viel Roggen.

Das Roggenfeld der Kolonie lag am Wolfsgraben. Der Graben war lang und tief und ganz mit Bäumen und dichtem Buschwerk bedeckt. In seiner Nähe war es gefährlich, hier

hausten Wölfe und verbargen sich Räuber, die die Kolonisten auf den Feldern überfielen. Die Kolonisten verrichteten daher ihre Feldarbeiten alle zu gleicher Zeit.

Auf der Sohle des Wolfsgrabens sprudelten Quellen mit kaltem Wasser. In der Hitze der Mittagszeit begaben sich Philipp Schreiner und noch einige Männer zum Graben, um Wasser zu schöpfen. Sie trugen als einzige Waffe Keulen. An einer Stelle blieben sie erschrocken stehen. Vor ihnen lagen die Leichen erschlagener Menschen. Sie waren nackt, und das Blut an ihnen war noch nicht getrocknet.

Die Kolonisten wollten die Stelle schnellstens verlassen, um Hilfe zu rufen, denn die Mörder konnten noch nicht weit sein. Da hörten sie etwas weiter im Gebüsch schweres Stöhnen. Vorsichtig gingen sie darauf zu. Ein Mann mit kleinen schiefen Augen starrte sie flehend an und zeigte mühsam auf seine Wunde am Bauch. „Walichan“, röchelte er.

Schreiner brachte Wasser von der Quelle. Der Sterbende trank gierig. Nach einer Zeit stieß er aus: „Ibrai, Ibrai“, und zeigte mit dem Finger auf seine Brust. Er war angekleidet, hatte einen Dolch und einen Strick bei sich. Alle drei Erschlagenen waren Kirgisen. Den Kolonisten schien der Vorfall sonderbar. Sie fragten sich, warum diese Unglücklichen hierher in das Feld der Kolonie kamen und wer sie ermordet hat? An einer hohen Stelle am Rande des Grabens hoben die Kolonisten eine Grube aus.

Am Samstag nach dem Morgengebet berichtete der Schnüffler Walichan seinem Hauptmann von den Geschehnissen während seines „Ausflugs“ in die Nähe der Kolonien am Karaman. Satylgan ahnte nichts Gutes. Aber Walichans Bericht munterte ihn auf. Stolz erzählte Walichan von seiner Begegnung mit Ibrais Kundschaftern:

„Ich habe mich in der Nacht, als sie schliefen, an sie angeschlichen. Zwei starben von meiner Hand im Schlafe. Hier als Beweis ihre Dolche. Einer aber, Ibrai, der Jüngere, war aufgesprungen und hatte mich erkannt. Er rief meinen Namen. Ich habe ihm den Dolch in den Bauch gestoßen, und er rannte in Schrecken davon.“

„Entkommen?“ fragte Satylgan erregt. „Nicht weit! Ich konnte ihn nur nicht finden, weil es dunkel war. Allah ist mein Zeuge, daß er tot ist.“ Satylgan war immer noch erregt.

„Ich will seine Leiche sehen“, sagte er. „Wenn Ibrai lebend zu seinem Hauptmann zurückkommt, wird dieser sich an mir rächen.“ Satylgan fragte auch nach den Kolonisten, nach ihrer Stimmung, ihrer Ahnungslosigkeit seinen geplanten Überfall betreffend.

Dann verfiel er in tiefes Nachdenken. In solchen Stunden hörte man ihn nicht, weil alle glaubten, daß der Hauptmann sich mit Allah über sein Vorhaben beratschlage. Andächtig auf der Erde sitzend, erwarteten die Räuber den Entschluß ihres Hauptmanns.

Walichan und auch die anderen spürten Satylgans plötzliche Unentschlossenheit, die Kolonie anzugreifen. Sie waren mit seinem Zögern unzufrieden, denn sie erhofften reiche Beute und einen guten Fang. Sklaven wurden jetzt nicht nur von Moslems aus Buchara gekauft, sondern auch für viel Geld von reichen Beis am Tulgai, Akmola und Uil. Der Besitz von Sklaven war ein Zeichen von Reichtum und Macht.

Nach langem Nachdenken wandte sich Satylgan an seine Bande:

„Meine Kraft hat mich verlassen. Meine Arme sind nicht schnell genug für sichere Dolchhiebe. Mein Kopf schmerzt, und die Augen sind trübe. Geduldet euch!“

Die Räuber sahen erstaunt einander an. Ihr Hauptmann verläßt sie in einer entscheidenden Stunde!

Walichan erhob sich. Seine Stimme klang drohend.

„Ich bin von nun an der Führer der Bande und daß keiner muckst. Meine Kraft ist groß und mein Dolch spitz.“

Auch Satylgan erhob sich in seiner ganzen Größe. Er überragte alle anderen Räuber. Mit festen Schritten ging er auf Walichan zu. Dieser wollte zurückweichen, Satylgan hatte ihn aber erreicht. Mit einem wuchtigen Hieb stieß er Walichan den Dolch in die Brust. Der Getroffene

sank langsam zu Boden. Blut quoll ihm aus der Wunde. Er war tot, ehe die Anwesenden verstehen konnten, was vorgefallen war.

Voll Schrecken starrten jetzt alle auf Satylgan. Mit schweren Schritten ging der Hauptmann zum Tümpel, wusch seine Hände im stillen Wasser, kniete an Walichans Leiche nieder und betete zu Allah. Die Räuber machten es ihm nach. Im Kreise gekauert, beteten sie lange und inbrünstig.

Die Sonne sank im Karamantal. Einige zerfetzte Wolken in ihrer Nähe brannten in heller Glut. Nach dem schwülen Tag brachte die frische Abendluft Erquickung. Kühe brüllten und Schafe blökten: das Vieh kehrte von der Weide heim. Damke war auf dem Weg in die Kolonie. Er ritt auf einem stolzen Pferd, ihm folgten einige von ihm gemietete Wagen. Die Fuhrmänner schauten sich neugierig um. Sie staunten über das neue Dorf, das am Karaman entstanden war. Besonders fielen ihnen die geradlinigen Straßen und die rechteckigen Hofplätze auf. Einer der Fuhrmänner meinte:

„Die Ausländer sind in allem sauber und pünktlich. Das ist Geiz und Prahlerei bei ihnen. Ich verstehe nicht, was sie davon haben, diese Kauderwelschen. Welchen Nutzen kann eine gerade Straße haben? Schön ist es auch nicht. Krumme Straßen sind schöner.“

Ein anderer widersprach:

„So sieht die Straße aufgeräumt aus. Vater-Pope Grigori sagt, wir Rechtgläubigen sollen das Wirtschaften bei den Kolonisten lernen.“

Damke ritt geradewegs zu Marget, die schon ungeduldig auf ihn wartete. Ihre Wirtschaft hielt sie in schönster Ordnung.

Am selben Abend noch besuchte Damke Seb und Katrin. Die beiden waren sehr froh, ihn zu sehen. Sie wollten viel über das Leben in Pokrowsk wissen, welche Veränderungen der Krieg gebracht hatte: spurlos konnte so ein hartes und blutiges Ringen nicht vorübergehen.

Damke berichtete, daß Poroschenko, der Schenkwirt, tot sei. Ein Auswärtiger hätte ihn meuchlings ermordet. Der Mörder sei geflohen, aber niemand suche ihn, weil Poroschenkos Tod auch niemand betrauert. Marfa, die Atamanstochter, sei noch am Leben und beweine den Tod ihres Vaters. Auch Willems Tod habe sie schwer getroffen.

Sie hatte die Hoffnung nicht aufgegeben. „Zygmunt Klitzky“, erzählte Damke, „hat seine Schmiede vergrößert und sich Gesellen genommen. Es fehlt ihm nur an Eisen, obwohl der Krieg ihm nicht wenig Bruch zugeschwemmt hat. Seine Schmiede ist in vollem Gang...“

Seb fragte nach Chmara, der die Kolonisten so unfreundlich bei der Abfahrt von Pokrowsk begleitet hatte.

„Der ist verschollen. Als ein Trupp Pugatschowmänner sich seinem Hause näherte, ging er eilig auf den Hof, und seitdem hat ihn niemand gesehen. Auch nichts von ihm gehört. Man mutmaßt, er sei auf der Flucht in der Wolga ertrunken.“

Die Freunde sprachen auch von Willem. Sie bedauerten zutiefst seinen Tod.

„Er mußte als erster sterben, wo er doch gesund war und soviel Lebensfreude in sich trug“, grübelte Seb laut. Damke sagte darauf:

„Wer weiß, was in seinem Gemüt lag, als er sich der Kugel entgegenstürzte.“

Bis spät in die Nacht zog sich die Unterhaltung hin. Man sprach auch von der Regierung in Petersburg und ob sie noch nicht überzeugt wäre, daß das Leben am Karaman für die Kolonisten sehr schwer sei, und daß es nötig wäre, in andere Gegenden zu ziehen. Damke lachte laut auf:

„Die Regierung braucht uns hier am Karaman, um ihre Macht in der Gegend zu stützen. Ob es sich hier leicht oder schwer leben läßt, kümmert sie nicht. Eine Regierung hat keine Gefühle, sie hat nur Berechnungen.“

Damke schickte sich an fortzugehen, da kam Salomon Klein ins Haus gestürzt. Vor Erregung stotternd, berichtete er, was ihm ein eben bei ihm eingekehrter Kalmücke erzählt

hatte. Am großen Metschettümpel hätten sich Hunderte Kirgisen versammelt. Sie kämen von weither und führten Böses im Schilde.

Die Nachricht beunruhigte Seb. So viele Kirgisen, das konnte gefährlich werden. Aber er zweifelte noch. Woher sollten so viele Kirgisen plötzlich gekommen sein? Die ganze Gegend war voll von Regierungstruppen, die alle verdächtigen Reiterhaufen abfingen. Seb bat Salomon, die Nachricht im Dorf zu verbreiten, damit die Leute ihr Vieh bewachen.

Damke ging diese Meldung wenig an. Was konnte ein Kirgisenhaufen einer Kolonie antun? Soweit, glaubte er, wagen sich die verhärmten Nomaden nicht. Aus Erfahrung war er zu der Überzeugung gekommen, daß nicht die hungrigen und gepeinigten Menschen, sondern die satten und lüsternen andere anfallen. Er suchte Müller auf. Der einstige frohe Musikant hatte sich in einen Gottesschwärmer verwandelt. Von sich sagte er:

„Hier an diesem Ort habe ich wahre Erkenntnis gefunden. Das verlassene und karge Leben am Karaman tut mir wohler als jeder frühere Prunk und lose Üppigkeit. In Qual und Elend müssen wir den Sinn unseres Lebens suchen. So ist der Wille unseres allmächtigen Schöpfers.“

Damke konnte sich dieser Auffassung nicht anschließen. Er widersprach aber auch seinem Freund nicht. Müller hatte sich nunmal als Schulmeister zu tief in sein Amt vergraben. Damke stellte sich sein Wohl anders vor. Warum sollte er sich auch um seiner selbst nach dem Tode kümmern, wo doch sein Leben so kurz ist? Die Ewigkeit war für ihn unbegreiflich, er verstand nur das, was einen Anfang und ein Ende hatte. Damke war es, als hätte sein Leben erst jetzt einen richtigen Anfang genommen: Marget hatte ihn ganz behext. Zeitweise kam ihm das komisch vor. Ein Bauernweib aus Hessen sollte sein Glück auf Erden sein. Auch war ihm der Karaman gar nicht so fremd wie früher. Das Runde Eck im Tal, der Gerdhügel und der Eichenwald — alles schien ihm nahe und vertraut.

Es war bereits dunkel geworden. Hinter der Karaman-höhe stiegen schwarze Wolken auf. In der Ferne grollte Donner. Regen war zu erwarten. Im Graben über dem Fluß schrie ein Uhu. Es war schauerlich. Damke schritt durch eine stille einsame Gasse der Kolonie. Ein bedrückendes Gefühl bemächtigte sich seiner. Verse aus seiner Jugendzeit bei Hofe kamen ihm in Erinnerung.

Die Ruhe schauert mich im Herz.
Sie reißt in Fetzen mir den Leib.
Und ich fliehe von dem Schmerz
und laß die Ruhe im Verbleib.

Das Grab sei ihre gute Hütt',
dort kann sie ewig wohnen.
Der Ausgang sei der Erd verschütt',
auf ihrem Sarg da soll sie thronen.

Marget erwartete ihn. Die Fuhrleute hatten sich schon zur Ruhe gelegt. Am nächsten Tag war Sonntag, und da sollte Pfarrer Johannes das Paar Damke und Marget Wulf vermählen. Die Wolken am Himmel hatten sich verzogen, und unzählig viele Sterne funkelten in weiter Höhe am Himmelsbogen.

Alle Menschen in der Kolonie schliefen einen festen Schlaf, nur Salomon Klein wachte. Er ahnte eine ungeheure Gefahr. Selbst der Kalmücke war voll Angst und Furcht.

Jeder Sonntag war in der Kolonie ein Feiertag. Am Sonntag ruhten die Menschen von der Arbeit aus, belustigten sich und gingen ihren Vergnügen nach. Es gab selten einen Sonntag, wo nicht ein Ereignis geschah. An einem Sonntag 1767 wurde Seb zum Vorsteher gewählt, an einem Sonntag 1768 heirateten Marget und Willem, an einem Sonntag im August desselben Jahres verließ Damke die Kolonie. Und noch an vielen anderen Sonntagen fiel in der Kolonie

etwas vor, was den Tag zum Gedenktag machte. An einem Sonntag 1774 sollten Daniel Damke und Marget kopuliert werden, und davon wußte die ganze Kolonie.

Vom frühen Morgen war Katrin bei der Arbeit. Sie wusch die Schuhe, bürstete die Feiertagskleider und wusch und putzte die Kinder. Aus der Vorratskammer im Flur holte sie Mehl und Butter für süße Nudeln, Sebs Lieblingsspeise. Die Kammer schien ihr zu eng, und sie bat Seb, er solle die Wand des Verstecks abreißen, damit die Kammer größer wird.

„Der Krieg ist doch vorbei und die Verstecke brauchen wir nicht mehr.“

Seb nickte bedächtig dazu und sagte:

„Wir wollen nichts überstürzen.“

Hinter dem Sandberg stieg die Sonne auf. Ihre Strahlen waren goldweiß und angenehm warm. Auf der Straße erschienen in Sonntagskleidern Kolonisten mit ihren Kindern. Der Gottesdienst nahte. Die Leute strömten der Kirche zu, die sich in einem Holzhaus am Karamanufer befand.

Müller zog an einem Stock die Kirchenfahne hoch, das Zeichen, daß in Kürze der Gottesdienst beginnt. Seb betrat die Kirche. Unruhe quälte ihn. Kirgisen an der Metschet — das war gefährlich. Am frühen Morgen hatte er Peter von der Lauterbach ausgeschiedt, in der Richtung der Metschet Ausschau zu halten. Er war noch nicht zurückgekehrt. Warum bleibt der so lange aus, fragte sich Seb.

Die Kirche war schon lange nicht so voll wie an diesem Sonntag. Ein jeder wollte dabei sein, wenn die Ehe zwischen dem ewigen Junggesellen, Offizier und Pokrowsker Händler Damke, mit der reizend schönen Witwe Marget geschlossen wird. Hier war es nicht so wie bei jungen Brautleuten, wo man sich über die blühende Schönheit freute, und die schon Bejahrten sich nach ihren jungen Jahren sehnten. Hier war alles viel tiefer und ernster.

„Endlich macht Damke den letzten Schritt zum ehrwürdigen Mann“, sagte Philipp Schreiner.

Unter den Kirchenbesuchern erzählte man, daß die Hochzeit großartig gefeiert werden soll. Damke hätte fünf Eimer Schnaps aus der Stadt mitgebracht. Auch Honig und Lebkuchen und Dörrfische. Von Marget wußte man, daß sie ein fettes Rind hatte schlachten lassen. Auch an Bier und Met war eine Unmenge besorgt. Nur der Kreiskommissar durfte davon nichts wissen, da kostspielige Hochzeiten verboten waren.

Hans Haal spuckte böse aus.

„Wann nimmt das ein Ende, daß man fragen muß, was man essen und trinken darf?“

Keiner konnte verstehen, warum das Leben hier auf so einem ungerechten Grundstein aufgebaut war.

Philipp Schreiner deklamierte:

Hasse nicht,
wenn man dir die Knochen bricht.
Hasse nicht,-
wenn man dich mit Messern sticht.
Mach immer nur ein froh' Gesicht,
armer, trauriger Wicht.

„Ja, das dürfen wir: Unseren Kopf ruhig hinhalten“, sagte Schreiner zum Schluß.

Die Luft war schwül geworden. Vielleicht gab es noch Regen, ehe der Gottesdienst zu Ende ist. In der Kirche wurde es still. Alle horchten nach den Fenstern hin. Jeden Augenblick konnten von dort die Worte des Geistlichen erklingen und darauf die Antworten der Brautleute. Ein jeder der erwachsenen Kolonisten kannte das Zeremoniell der Kopulation und hätte ohne Fehler selbst kopulieren können.

Die Stille in der Kirche wurde vom Dröhnen vieler Hufschläge unterbrochen. Vom Sandberg kamen unzählig viele Reiter angesprengt. Einige hundert Schritte vor ihnen jagte Peter von der Lauterbach. Die Menschen eilten von der Kirche weg und sahen bestürzt, wie der Reiterhaufen rasch immer näher kam. Von der Lauterbach hatte schon die Kolonie erreicht. Seb trat ihm entgegen. In kurzen Worten erklärte von der Lauterbach, daß die Kolonie überfallen wird. Seb befahl sofort Peter von der Lauterbach: „Eile nach Katharinenstadt und rufe Hilfe, schnell!“ Peter galoppierte aus der Kolonie, während die Räuber die ersten Häuser der Siedlung erreichten. Die Männer rannten in die nächstliegenden Höfe nach Waffen. Die Weiber mit den Kindern liefen auseinander, in den Häusern Rettung suchend. In der Kirche wurden die feierlichen Worte der Kopulation vor dem Altar gesprochen. Schreiner schrie durchs Fenster in den kleinen Gottesraum: „Schnell heraus, die Kolonie wird überfallen!“ Pfarrer Johannes hatte die letzten Worte gesprochen, das Brautpaar hatte noch „Gott sei mit Euch“ vernommen und stürzte als letztes aus der Kirche.

Satyrgan hatte seine Bande in Zehnergruppen eingeteilt. Jeder Zehner hatte seinen Anführer. Beim Anfallen von Menschen durften sich die Zehner nicht trennen und nicht mehr als drei, vier Menschen einriegeln, die Übermacht mußte auf jeden Fall gewahrt bleiben. Schwer verwundete Banditen wurden in Sicherheit gebracht. Furchtsame oder Mitleidige konnten von dem Anführer als Feiglinge getötet werden, wenn mehr als die Hälfte des Zehners zustimmte. Wer den Gefangenen gefesselt hatte, dem gehörte die Hälfte dessen Werts. Die andere Hälfte gehörte allen anderen Teilnehmern zu gleichen Teilen.

Die Banditen hatten Seb umringt. Mit einer Sense schlug er um sich. Die Banditen hielten sich schlagweit von ihm und in einem fort warfen die Angreifer Schlingen nach ihm. Es gelang aber nicht, ihn zu fangen. Langsam verließen Seb die Kräfte. Darauf rechneten die anderen. Als Seb sah, daß keine Hilfe kam, stürzte er sich auf den Räuberhaufen und schlug einem die Sense in die Rippen. Der Getroffene schrie auf. Da hatten die Räuber Seb schon gepackt und fesselten ihn mit Stricken an den Händen. Dann umringten sie ihren Verwundeten und schrien flehend: „Allah, Allah“, ließen sich auf die Erde nieder, was bedeuten sollte, daß der Getroffene im Sterben lag. Die Fesseln lockerten sich, und Seb warf sie ab. Er schaute sich blitzschnell um und gewahrte nicht weit von sich eine Gruppe, die Schreiner umringt hatte, der sich mit einem Beil in der Hand wehrte. Seb eilte ihm zu Hilfe. Aber die Übermacht war groß. Einer sprengte auf Schreiner los und versetzte ihm einen mächtigen Hieb. Schreiner stürzte ohnmächtig zu Boden. Auch den ermatteten Seb hatte man bald wieder gefesselt.

An mehreren Stellen tobte immer noch der Kampf zwischen Kolonisten und Räufern, aber viele waren schon gefangen und lagen gefesselt. Unter ihnen Pfarrer Johannes, Damke, Marget, Regine. Manch einem Kolonisten war es gelungen, sich mit den Kindern in Kellern, Gebäuden, hinter Gärten oder im Stroh zu verstecken. Katrin saß mit ihren Kindern in der Vorratskammer im Versteck, das sie bei den Pugatschowschen Unruhen errichtet hatten. Wie gut war es doch, daß Seb das Versteck nicht vernichtet hatte! Ein Zehner hatte ihr Haus und auch die Kammer durchsucht, hatte alle Eßwaren mit fortgenommen, doch Katrin mit den Kindern im Versteck hatten sie nicht entdeckt.

Einige Kolonisten waren am Karaman ins Gebüsch geflüchtet.

Niemand widersetzte sich mehr dem Überfall. Die Kolonisten wußten jetzt, daß es nicht nur um den Raub von Lebensmitteln und Waren ging, sondern vor allem um den Raub von Menschen.

Die Gefangenen waren gefesselt und wurden an der Kirche zusammengetrieben. Die Weiber weinten, die Kinder schrien, die Männer stöhnten. Unglaublich: Menschenräuber!

„Für diesen Kraftkerl da gibt es ein hübsches Sümmchen.“

Damke stieß dem Banditen, der ihn grinsend ansah, mit dem Kopf so an das Kinn, daß dieser wie geschleudert rückwärts umfiel. Er sprang auf und stürzte sich mit dem Dolch auf

Danke. Zwei andere hielten ihn an den Armen fest und stießen ihn zurück. Toir, der Damke bei der Gefangennahme gefesselt hatte, schrie drohend:

„Du willst mein Geld erschlagen, aber ehemals erschlage ich dich.“

Die Räuber trieben die geraubten Kolonisten aus der Kolonie desselben Weges, wie sie gekommen waren. Mit den Menschen trieben sie auch Pferde, Kühe und Schafe fort. Die Räuber zu Pferd hielten ihre Beute fest umschlossen. Ein jeder von ihnen hatte auf dem Rücken seines Pferdes noch ein Bündel geraubter Sachen. Seb befahl den Leuten so langsam wie möglich zu gehen. Die Räuber aber hieben mit Peitschen auf die Gefangenen ein und trieben sie an. Im Haufen entstand ein Durcheinander. Die Bedrohten stießen an ihren Nachbarn, die Schwachen fielen zu Boden, schrien und stöhnten, und die Räuber verloren die Übersicht über ihre Opfer.

Regine ging hinter Schreiner. Den Frauen und Kindern hatten die Räuber die Fesseln abgenommen. Sie begann unbemerkt Schreiners Fessel zu entknoten. Die Gefangenen in der Nähe schlossen einen festen Ring um Schreiner und Regine, damit die Räuber nichts merken konnten. Die Strik-ke waren schon lose, und Schreiner hielt sie nun selbst fest. Der Zug hatte das Karamantal passiert, und es ging jetzt hinauf auf den hohen Sandberg. Der Weg führte nahe am steilen Karamanufer entlang. Die Kolonisten hatten ihn so angelegt, um das karge Feld nicht unnötig zu verkleinern. Sie kannten den Weg gut, auch das Ufer und das Tal, das mit dichtem Wald bewachsen war.

Die von dem Überfall verschont gebliebenen Kolonisten schlichen vorsichtig aus ihren Verstecken hervor. Zu ihrem Schrecken sahen manche, daß sie allein zurückgeblieben waren. Ihre Familien waren fort. Auch Katrin trat aus ihrem Hause. Das Dorf war leer, und Seb nicht mehr da. Ihre Nachbarin, Wes Eva, hatte durch das Dachfenster gesehen, wie Seb gefesselt und fortgeführt worden war. Katrin hörte ruhig zu. Der Schrecken war so groß, daß sie ihn nicht fühlen konnte.

Immer mehr Kolonisten versammelten sich bei Katrin. Ein jeder teilte mit, wen er bei den Gefangenen gesehen hatte. Aller Blicke waren auf den Sandberg gerichtet. Plötzlich sah man, daß in dem Zug alles durcheinanderging. Die Räuber sprengten hin und her. Am steilen Ufer hielten sie an, sprangen ab und schauten ins Tal. Es war zu weit, und man konnte nicht genau sehen, was vorgefallen war. In der Kolonie war kaum ein Dutzend Männer zurückgeblieben. Den Räubern nachzusetzen war sinnlos. Darum wurde beschlossen, die Hilfe aus Katharinenstadt abzuwarten und dann gemeinsam die Verfolgung aufzunehmen.

Nach einer Weile bewegte sich der Gefangenenzug in der Ferne weiter und verschwand hinter dem Sandberg. Einige der Räuber ritten zurück ins Flußtal. In der Kolonie befürchtete man ihre Rückkehr. Weiber und Kinder begaben sich in ihre Verstecke, die Männer bewaffneten sich mit Sensen und Beilen und legten sich in den Hinterhalt. Die Räuber verweilten aber am Waldesrand nahe am Fluß. Erst bei Anbruch der Nacht erfuhren die Kolonisten das Vorgefallene. Philipp Schreiner erzählte es ihnen.

„Der Strick an meinen Armen war entknebelt. Als wir nahe an das steile Ufer kamen, war ich mit einem Sprunge am Rande des Ufers und stürzte mich hinunter. Es war hoch, aber wenn es gilt, ist man federleicht. Ich hörte, wie die Schlinge durch die Luft sauste, doch sie traf nicht. Schnell lief ich weiter. Der Wald ist an dieser Stelle licht, und von der Höhe konnte man mich wahrscheinlich gut sehen. Ich tauchte darum im Unterholz unter und wartete, daß die Räuber die Verfolgung aufgaben. Doch sie ritten im Tal, wo das Ufer niedrig und schräg war, zum Fluß und an ihm entlang, bis zur Stelle, wo ich mich befand. In den Wald trauten sie sich nicht. Einer nur stieg ab und ging auf mich zu. Er mag mich nicht gesehen haben. Als er nur noch einen Schritt weit von mir war, sprang ich auf, und ein Schlag mit einem Holzstück streckte den Schinder zu Boden. Ich nahm seinen Dolch und schlüpfte in einen Busch in der Erwartung, einem anderen Räuber zu begegnen. Bis zum Abend wachten die Bestien am Waldrand, aber keiner kam mehr zu mir. Ich hörte sie nach ihrem Gesellen rufen. Nach

Stunden, der Räuber hatte sich etwas erholt, taumelte er zum Fluß und trank gierig. Danach ging er zu seinen Kumpanen, sprach lange mit ihnen und zeigte immer wieder mit der Hand nach der Stelle, wo ich mich befand. Dann entfernten sich die Räuber." Die Nacht nach dem Überfall war für die meisten übriggebliebenen Kolonisten schlaflos. Auf der Höhe an der Kolonie hatte man Wachen aufgestellt, die Alarm schlagen sollten, wenn die Räuber wieder kommen sollten.

Am Morgen kam in die Kolonie Kreiskommissar Goguell. Ein Bote hatte ihm den Überfall auf die Kolonie gemeldet. Goguell begab sich sofort in die Nachbarkolonie, um Männer zur Verfolgung der Räuber zusammenzurufen.

Um die Mittagszeit des nächsten Tages erschien aus Katharinenstadt Pfarrer Balthasar Wernborner mit einem Trupp Kolonisten zu Pferde. Das war die erste Hilfe. Der Haufen war nicht groß und nur mit Schlagwaffen und Speißen ausgerüstet. Wernborner klagte, daß die Katharinenstädter von der Nachricht des Überfalls auf die Kolonie in Furcht geraten waren und sich zur Verteidigung der Stadt vorbereiten. Nur wenige hatten sich entschlossen, den Geraubten zu Hilfe zu eilen. Die Besitzer von Feuerwaffen hielten diese für den Schutz der Stadt zurück.

Wernborner war fest entschlossen, die Bande zu verfolgen. In der Kolonie riet man ihm ab. Philipp Schreiner, der die Lage gut kannte, bewies, daß die Verfolgung der Räuber mit so schwachen Kräften nur neue Opfer kosten wird. Wernborner ließ sich nicht überreden. Er sagte, jede Stunde in der schrecklichen Gefangenschaft von Antichristen sei für das Leben der Unglücklichen gefährlich, und man müsse sich beeilen, sie zu befreien.

Nach langem Hin und Her wurde man sich einig, daß Wernborner mit seinem Trupp die Räuber nicht angreifen, sondern nur von weitem verfolgen soll, bis Goguell mit seinen Leuten ankommt. Auch versprach man sich Hilfe von Schönchen, wohin von der Lauterbach zu Kreiskommissar Wilhelmi beordert war. Wernborner mit seinem Trupp zog ab, Philipp Schreiner und Katrin sahen ihm nach. Katrin sagte:

„Da muß ein Wunder geschehen, wenn die paar Männer die Räuber besiegen.“

Schreiner seufzte schwer.

„Die reiten dem Teufel geradewegs in den Rachen.“

Die Kolonie war zerstört. Die Leute weinten und stöhnten. Besonders niedergeschlagen waren die Weiber, deren Männer geraubt worden waren. Katrin tröstete sie. Sie bemühte sich Trost zu geben und meinte, sie wäre dessen völlig sicher, daß ihre Männer bald heil zurückkehren.

„Die Regierung ist stark, sie wird Soldaten schicken und die Bande unschädlich machen. Sie hat Pugatschows Scharen besiegt und soll mit einem Trupp Räuber nicht fertig werden?“

Ums Herz aber war es Katrin sehr schwer. Sie fühlte, daß sie nicht mehr die Kraft und den Geist in sich trug, den sie anfangs ihres Lebens in der Kolonie hatte. Damals hatte sie den festen Glauben, mit den schwersten Schicksalsschlägen fertig werden zu können. Mit tiefem Schmerz schaute sie jetzt dem Wernborner Trupp nach. Nichts als Krieg, dachte sie. In Deutschland Krieg, in Rußland Krieg. Immer mehr Elend. Warum bekriegen sich die Menschen immer aufs neue? fragte sich Katrin, und sie fand keine Antwort.

Wes Eva kam zu Katrin. Sie war voller Hoffnung auf Wernborners Verfolgung der Räuber.

„Er wird sie bestimmt befreien“, sagte sie. „Die Anzahl der Krieger macht die Stärke nicht. Im Sagenbuch habe ich gelesen, wie ein Recke hundert Mann besiegte.“

„Unser Leben ist keine Sage“, antwortete Katrin ernst.

Die Nacht verging wieder in schwerer Wehmut. Niemand in der Kolonie konnte fest schlafen. Jedes Geräusch erschreckte. Die Männer trugen beständig Waffen. Die Wächter lauschten auf jeden Laut.

In der Nacht kehrte von der Lauterbach zurück. Die Kolonisten versammelten sich bei ihm. Er mußte ausführlich berichten, welche Hilfe von anderen Kreisen zu erwarten war. Von der Lauterbach sah übernächtigt aus. Die Nachricht, daß Regine gefangen war, traf ihn schwer. Er sagte:

„Ich werde sie befreien, und wenn sie dem Teufel im Leibe steckt.“ Dabei erhob er seine Faust zum Schwur.

Die Zuhörer glaubten ihm. Von der Lauterbach war kein Feigling.

Die Nachricht von Schreiners Flucht brachte Satylgan in wilden Zorn. Er rief Dschussupp zu sich und fragte, wo der Gefangene sei, dem er nachgesetzt hätte. Dschussupp, der von dem Schlag auf den Kopf immer noch nicht bei klaren Sinnen war, sagte, er wisse von nichts. Darauf schlug Satylgan mit der Peitsche Dschussupp so hart über den Rücken, daß dieser sich vor Schmerzen krümmte.

Die Gefangenen schlepten sich mühevoll weiter. Seb ging voran. Er war auch der mutigste. Pfarrer Johannes betete. Müller ließ nur selten seine Stimme hören, und wenn er sprach — immer nur ein und dasselbe, Phrasen von der übergroßen Macht des Leids, welches erbaulicher und stärker als alle Freude sei.

„In der Nacht entwische ich denen“, sagte Damke.

„Nein, nein“, ängstigte sich Marget, „ich will hier nicht allein bleiben!“

„Ich nehme dich mit, wir fliehen zusammen.“

„Nein, auch das nicht“, sagte Marget. „Wenn sie uns dann einfangen, erschlagen sie uns. Sie sind jetzt besonders wütend, weil ihnen Schreiner entkommen ist. Sie werden uns totmartern, um den anderen Gefangenen Furcht vor der Flucht einzujagen. Besser noch, sich hier entlangzuschleppen, bis man uns befreit.“

„Und wenn keiner kommt? Ich habe den Verdacht, daß das Räubergesindel mit unseren Vorgesetzten im Bunde steht. Die russischen Beamten und die Geistlichkeit sind noch viel mehr dafür, daß wir Kolonisten von der Wolga verschwinden. Sie werden sich schwerlich aufrichtig Mühe geben, uns zu befreien.“

Marget hatten diese Worte tief entsetzt. Sie hatte bis jetzt fest daran geglaubt, daß die russische Regierung alles daran setzen würde, die geraubten Kolonisten zu befreien. Müller mischte sich in das Gespräch ein.

„Der Herr Offizier hat die Wahrheit gesagt. Den Russen sind wir ein großer Dorn im Auge. Dazu haben sie zwei Gründe: Erstens weil wir deutsch sprechen, und zweitens weil wir nicht zu der russischen Kirche übergegangen sind.“

Damke ergänzte:

„Das ist noch nicht alles. Die Russen möchten uns als unterworfenen Volk behandeln, was ihnen aber bis jetzt die Zarin nicht erlaubt. Das ist der Russen großer Ärger und ihr Haß auf uns.“

Pfarrer Johannes versuchte zu beschwichtigen: „Wir stehen unter dem Schutz der großen Zarin Katharina II. Sie besitzt die Macht im Reich und mit ihr ist Gott. Die mächtige Herrscherin wird uns helfen. Ihre Beamten müssen ihren Willen erfüllen, widrigenfalls wird sie die Zarin züchtigen. Unser Glauben ist unsere Burg, die Feste, wo wir geschützt und bewahrt sind.“ Damke wiegte zweifelnd den Kopf. „Es ist aber verflucht schwer zu ertragen, von diesen Hunden fortgetrieben zu werden. Wenn es noch Krieger wären, aber so — stinkige Räuber, die weder Ehre noch Gewissen im Leibe haben.“ Seb warnte:

„Redet nicht solches Zeug zusammen. Die Leute sind ohnedies entmutigt. Die russischen Beamten werden ihre Pflicht erfüllen, daran kann kein Zweifel sein. Jetzt müssen wir dafür sorgen, daß wir heil und am Leben bleiben. Der Weg bis hinter den Jaik ist noch weit, und man wird uns finden und retten.“

Am dritten Tag nach dem Überfall erschien in der Kolonie ein großer Trupp Kolonisten aus den benachbarten Kolonien. Es waren alles kräftige Männer, bewaffnet und zu Pferd. Den Trupp befehligte Offizier Goguell. Die Reiter bemühten sich um militärische Ordnung. Zum Trupp gehörten außerdem Fuhrer mit Proviant, Koch- und Eßgeschirr, Zelten, Brettern, Schaufeln und anderem Gerät. Die Kolonisten atmeten bei diesem Anblick erleichtert auf. Auf diese Kräfte konnte man hoffen.

Der Trupp hielt sich einige Stunden in der Kolonie auf, Goguell unterwies seine Leute im Fechten und machte Manöver zum Überfall auf die Räuber. Die Männer der Kolonie schlossen sich Goguells Trupp an.

Am Abend kam Lauterbach von seinem Kundschafterritt zurück. Er meldete, daß sich die Räuber mit den Gefangenen am großen Metschettümpel befänden. Sie hatten dem Späher weit nachgesetzt, konnten ihn aber nicht einholen und kehrten zurück. In der Steppe, nicht weit von der Metschet, fand Lauterbach erschlagene Leichen. Die Toten waren so verstümmelt, daß er sie nicht erkennen konnte.

Spät am Abend kam noch ein großer Trupp Reiter aus dem Katharinenstädter und Schöncher Kreis in die Kolonie. Es waren fast vierhundert Mann, alle gut ausgerüstet. Der Trupp wurde von Gardeoffizier Gawrila Dershawin angeführt. Goguell sprach mit Dershawin, und es wurde beschlossen, alle Männer unter Dershawins Befehl zu stellen.

Jetzt zweifelte schon niemand mehr an der Befreiung der Gefangenen. Dershawins Kämpfer waren zahlenmäßig der Räuberbande überlegen und hatten die bessere Bewaffnung.

In der Nacht noch zog man ab. Eine Vorhut mit Lauterbach an der Spitze war bereits losgeritten. Der Zug bewegte sich vorsichtig und stets nach sicherer Deckung suchend. Gesprochen wurde nur im Flüsterton. Dershawin hatte beschlossen, den Zug am Morgen gegen die Räuber in den Kampf zu führen, um somit die Tageszeit für die Verfolgung zur Verfügung zu haben. Goguell ritt neben Dershawin. Beide besprachen noch einmal den Angriffsplan. Dershawin behauptete, daß die Räuber sich nicht wehren würden, weil sie wie alle Räuber Feiglinge seien.

„Sie haben ein Gemüt wie Schakale: mordgierig und unbarmherzig, aber nur dann, wenn sie sich außer Gefahr fühlen.“

Dershawin wollte die Bande umzingeln, um jedwede Flucht auszuschließen. Er erklärte weiter:

„Wenn sie uns entkommen, kehren sie später wieder, nur geschickter, weil sie die ganze Ursache ihres Mißgeschicks in ihrer Unvorsichtigkeit suchen werden.“

„Vielleicht sind die Räuber Soldaten des Chanats“, zweifelte Goguell. „Die Kirgisen haben sich noch nicht ergeben, sie versuchen immer noch ihre Herrschaft in der Gegend wiederherzustellen, und das darum, weil die Regierung nicht entschieden genug gegen sie vorgeht.“

Dershawin widersprach:

„Das sind Menschen, die allein Habsucht hierher getrieben hat. Um aber die volle Wahrheit zu erfahren, ist es nötig, die Räuber einem gründlichen Verhör zu unterziehen, um somit weiteren Überfällen vorzubeugen.“

Ein Melder von der Vorhut sprengte heran:

„Das Lager der Banditen kann in einer Stunde Marsch erreicht werden. Die Räuber lagern im Tal der Metschet. In einer halben Stunde sieht man schon ihre Feuer.“

Dershawin gab der Vorhut den Befehl, einen nahe am Lager der Räuber gelegenen sicheren Platz für die Schar auszusuchen.

Im Osten graute der Morgen, der Tag nahte. Kühler Wind strich über die Steppe. Dershawins Männer quälte die Müdigkeit, manche schlummerten in ihren Sätteln.

Der kühle Morgen schläfernte auch die Räuber ein. Weit im Tal zerstreut, dösten sie auf der Erde sitzend vor sich hin. Ihre Pferde, die sie an Stricken hielten, weideten im Gras.

Damke hatte in der Nacht Marget einigemal zu überreden versucht, mit ihm zu fliehen. Doch jedesmal, wenn er sich nur rührte, sah er Dschussupps Katzenblick auf sich gerichtet. Der Kirgise ließ ihn keinen Augenblick aus den Augen. Er wußte gut, daß er selbst von Satylgan getötet wird, wenn Damke in der Nacht entlief.

Müller, erklärte seinen Nachbarn, daß heller Sonnenaufgang Glück bedeutet. Steckt die Sonne aber hinter Wolken und ihre Strahlen sind nicht sichtbar, bringt das für den kommenden Tag nichts Erfreuliches.

„Das habe ich in Kassel von einer alten Amme gehört und mich später überzeugt, daß es öfter zutrifft. In Hessen gibt es wenig helle Morgen, und darum auch wenig freudige Tage.“

Die Gefangenen hatten kaum geschlafen, denn die Nacht unter freiem Himmel war kalt. Der Gedanke an ein Leben in der Sklaverei war fast unerträglich. Aber die Hoffnung auf Befreiung hielt alle aufrecht.

Damke überschlug in Gedanken, wieviel Männer die benachbarten Kolonien und Katharinenstadt aufbringen könnten für einen Kampf gegen die Räuber. Denn daß es viele und gut bewaffnete Männer sein mußten, stand nach dem gestrigen Niedermetzeln des Wernborners Trupps außer Zweifel.

Müller fragte:

„Wird die Regierung Soldaten schicken, uns zu befreien?“

„Ganz bestimmt“, antwortete Damke. „Ihre Majestät, unsere allernädigste Monarchin, wird es nicht dulden, daß solch Gesindel wie diese Räuber hier in der Gegend Unfug treiben. Die Kolonien sind der Zarin Werk, und sie wird sie nicht zerstören lassen.“

Alle gaben sich bereitwillig der Hoffnung auf Rettung hin. Aber wann kommt sie, die Rettung, dachte ein jeder.

Gestern waren einige Zehnergruppen mit Elebai an der Spitze ausgezogen. Sie sollten die Kolonie an der Mündung der Metschet überfallen und ausrauben. Der Weg war nicht weit und Elebai hätte am Abend zurück sein müssen. Vielleicht hat Elebai einen anderen Weg eingeschlagen und sich von ihm, Satylgan, losgesagt? Bei diesem Gedanken stieg dem Räuberhauptmann alles Blut zu Kopf. Wenn das so ist, wird der Schurke erfahren, was es bedeutet, Satylgan zu hintergehen.

Es war schon hell geworden. Der Himmel war rein, und das Morgenrot stieg im Osten auf. Marget hob den Kopf und lauschte aufmerksam.

„Ich höre das Gedröhn von Pferdehufen“, sagte sie. „Ganz genau höre ich es.“

Die Gefangenen um sie bestätigten ihre Worte. Auch die Räuber hatten die Hufschläge vernommen, denn sie schauten in die Richtung, woher der Lärm kam. Satylgan sagte zu seinem Vertrauten:

„Elebai kommt. Es ist sein Glück.“

Auch die anderen Räuber glaubten, daß Elebai vom Überfall zurückkehre. Es bemächtigte sich ihrer eine schwerbezügliche Vorfreude auf die Beute. Satylgan unterdessen dachte bereits an den nächsten Überfall auf eine Kolonie. Er würde dann in der ganzen Kirgisensteppe und auch in Chiwa als großer Sklavenhändler bekannt werden. Chane würden ihn grüßen und ihm Ehre erweisen.

Auf der Höhe zeigten sich Reiter. Es war Dershawins Schar. Sie sprengten in scharfem Galopp auf das Lager zu. In der Mitte ritt ihr Kommandeur, an den Flanken die Offiziere Goguell und Subrytzki. Die Räuber saßen blitzschnell auf und ritten zum Haufen an. Die Gefangenen erhoben sich und schauten erstaunt nach dem Reiter-schwarm, der immer näher kam. Die Wache um die Gefangenen schloß den Ring fester und drohte mit Peitschen.

Satylgan erhob gebieterisch seine Knute — das Zeichen zum Angriff. Der Räuberhaufen sprengte Dershawins Schar entgegen. Hinter der Höhe kamen immer mehr Reiter hervor. Es schien, als wollte ihre Zahl kein Ende nehmen. Satylgan stutzte. Einen Augenblick schaute er erschrocken auf seine Gegner. Fassungslos kehrten die Räuber um und ergriffen die Flucht. Es fielen einige Gewehrschüsse. Im Haufen der Räuber stürzten einige vom Pferd. Voller Schrecken jagten die anderen weiter.

Die Gefangenen jubelten vor Freude. Seb hatte seine Hände schon befreit, warf den Strick von sich und stürzte sich auf den Räuber mit dem Kamelgesicht, der die Gefangenen auf dem Wege und auch bei der Rast schonungslos peitschte und immer drohte, sie zu erschlagen. Der Räuber wollte davonreiten, doch Seb hatte ihn so schnell aus dem Sattel gerissen, daß er nicht mal seinen Dolch ziehen konnte. Die anderen Wachen wollten ihrem Kumpan zu Hilfe kommen. Doch als sie sahen, wie Satylgan mit seinem Haufen die Flucht ergriff, wendeten sie eiligst ihre Pferde.

Die befreiten Kolonisten fielen über den gefangenen Räuber her, besonders die Weiber. Sie watschten ihn, daß es weithin knallte. Marget entriß ihm die Peitsche und schlug ihm damit heftig über den Rücken.

Damke hatte ein freies Pferd erwischt und nahm die Verfolgung auf.

Bei jedem Schuß duckten sich die Banditen in ihren Sätteln tiefer an den Rist ihrer Pferde und schrien nach Allah.

Der so heiß ersehnte Augenblick war gekommen, Pfarrer Johannes kniete nieder und betete zu Gott so laut und inbrünstig wie er nur konnte. Dershawins Reiter setzten den Flüchtenden nach. Besonders geschwind stürmten die Flanken, die den Kreis um die Räuber schließen sollten. Von der Lauterbach galoppierte ah die befreiten Kolonisten heran:

„Regine, lebst du noch?“ Regine lachte vor Freude und rief ihm zu: „Ja, Peter, bin auch noch gesund.“ Dann sprengte Lauterbach den Räubern nach. Ein Teil der Räuber war schon umzingelt, aber Satylgan, der das schnellste Pferd besaß, schien mit einer kleinen Gruppe zu entkommen. Die Erde dröhnte unter dem heftigen Hufschlag der dahinzufliegenden scheinenden Pferde.

Satylgan spürte, welche Gefahr ihm drohte. Er gab den Räubern, die ihm folgten, ein Zeichen anzuhalten und den Kampf mit den Verfolgern aufzunehmen. Er selbst gedachte, dabei zu entkommen. Niemand von den Räubern befolgte seinen Befehl.

Unter den Befreiten war jetzt reges Leben. Sie umarmten und küßten sich gegenseitig. Viele verspürten das erste Mal seit ihrer Gefangenschaft Hunger. Es wurden Kessel aufgestellt und Essen gekocht und rasch Zelte aufgeschlagen, damit sich die Schwachen etwas erholen konnten. Einige der Befreiten badeten im Tümpel. Müller erklärte, die Zeit der Gefangenschaft sei viel zu kurz gewesen. Zu kurz, um das Gewissen zu reinigen.

„Elend und Not schickt Gott, damit sich die Menschen bessern, damit sie ihr Leben verstehen und schätzen lernen.“ Müller ließ seinen Blick über die Zuhörer schweifen und erkannte Damkes Fuhrleute Safron und Michail. Er runzelte die Stirn und sagte: „Glaubt ihr, der reiche Damke wird den Fuhrleuten für die Zeit, wo sie in Gefangenschaft waren, Tagelohn zahlen? Nein. Er wird sagen, die haben für mich nicht gearbeitet, also brauche ich auch keinen Lohn zu zahlen. Er müßte aber denken: die Leute habe ich in die Kolonie gebracht, sie gerieten in Gefangenschaft, also muß ich ihnen für diese Zeit Lohn zahlen. Die Leute brauchen das Geld.“

Marget schaute Müller an, als wollte sie ihn mit ihren Blicken durchbohren. Daß Müller über Damke so abwertend sprach, hatte sie aufs ärgste erregt.

„Herr Schulmeister“, sagte sie scharf, „Sie sollten Ihren bisherigen Freund nicht plötzlich schlecht machen. Und das in aller Öffentlichkeit. Damke ist mutig und stark, er kann sich durchaus verteidigen.“

Müllers Gesicht verfärbte sich. Es war wohl nicht die rechte Zeit, Damke zu beurteilen. Aber er konnte es nicht verwinden, daß der Offizier sich von ihm so weit entfernt hatte. Und nun hatte er auch noch Marget geheiratet. So eine quälende Verlassenheit wie an diesem Tag fühlte Müller zum ersten Mal. Er starrte verlegen vor sich hin.

„Rührt niemand an, und Ihr seid selbst am sichersten“, sagte Marget und wandte sich von Müller verachtend ab. Es war schon Mittag, und die Verfolgung der Räuber dauerte immer noch an. Im Lager waren nur die befreiten Kolonisten und die Fuhrleute zurückgeblieben. Waffen hatten sie keine und wenn jetzt Räuber kämen, könnten sie sich kaum wehren. Die Befreiten wußten, daß Elebai mit seinem Bandenteil das Metschettal entlang gezogen war. Er mußte von dort denselben Weg zurückkommen. Das konnte jede Stunde geschehen. Von Dershawins Reitern sah man nur noch kleine Trupps von der Nachhut am Horizont Aussicht halten.

Für alle Fälle bereiteten sich die Leute im Lager zur Abwehr vor. Jeder Erwachsene legte sich eine Schlagwaffe zurecht: Prügel, Bretter, Stangen, Schaufeln und Beile. Für die Kinder und Schwachen wurden Verstecke im Schilfrohr ausgesucht. Ein jeder war bereit, lieber zu sterben als noch einmal den Räubern in die Hände zu fallen. Die Kolonisten hatten jetzt verstanden, daß sie sich vor allem selbst schützen mußten.

Am Nachmittag kehrten Dershawins Reiter zurück. Ein großer Teil der Räuber war gefangengenommen. Die noch vor wenigen Stunden so grausamen Räuber hatten sich völlig verändert. Vor Angst flogen ihre Augen in den Höhlen hin und her. Sie waren bereit, jeden Wink der Wache demütig zu erfüllen. Wenn sie von jemandem angesprochen wurden, knieten sie untertänigst nieder und drückten ihr Gesicht an die Erde.

Satylgan war entkommen. Die vom weiten Weg ermüdeten Pferde der Kolonisten hatten ihn nicht einholen können. Auf seinem Fluchtritt war Satylgan in einer tiefen, mit Schilfrohr bewachsenen Senke verschwunden.

Am großen Tümpel machte die Reiterschar Rast. Menschen und Tiere waren nach der langen Jagd müde und hungrig. Alle freuten sich des Sieges über' die Banditen.

Goguell begab sich mit einigen Männern zu der Stelle, wo Pfarrer Wernborner und seine Getreuen zu Tode gequält worden waren. Die Mörder hatten ihre ganze Mordlust an ihnen ausgelassen. Wernborners Leiche trug sieben Dolchstiche und viele Schlagwunden. Auch die anderen erschlagenen Kolonisten waren schrecklich zugerichtet. Tiefe Trauer ergriff die Kolonisten. Sie hoben ein großes Grab aus und betteten die Leichen der Ermordeten hinein. Johann Hof, einer aus Wernborners Trupp, stieß gramerfüllt hervor:

„Man müßte die Räuber alle hierher bringen und sie auf diesem Grabe töten.“

Goguell erwiderte:

„Dann wären wir nicht besser als sie. Nur ein Gericht darf ihnen die verdiente Strafe auferlegen.“

Ober die Leichen im Grab baute man aus Brettern eine feste Decke. Pfarrer Johannes vollführte das Bestattungsritual. Seb hielt eine Grabrede.

„Sie haben ihr Leben hingegeben, um unser Leben zu retten. Wir, die Geretteten, werden»ihnen ewig dafür dankbar sein und ihr Andenken hoch in Ehren halten. Auch unseren Kindern werden wir eingeben, ihrer in Liebe und Achtung zu gedenken.“

Auf den Hügel steckte man ein Holzkreuz mit den Worten:

„Wanderer, bete für uns!“

Am Morgen begab sich der Zug auf den Rückweg in die Kolonie. Alle Menschen außer den gefangenen Räubern waren-jetzt zu Pferd. Der Weg war weit und bei Hitze beschwerlich.

Die Steppe lag fast leblos. Nur selten pfiff eine Zieselmaus, oder ein Habicht kreiste hoch in der Luft. Manchmal schoß auch ein grauer Hase über den Weg. Der Himmel war wolkenleer. Die Luft trocken und heiß.

Seb und Müller ritten nebeneinander. Der Reiterhaufen konnte kaum mit einem Blick umfaßt werden. Inmitten solcher Stärke fühlte sich ein jeder sicher. Kein Feind würde es wagen, so eine Macht anzugreifen. Müller sagte zu Seb, daß er sehr zufrieden sei. Ihm bekäme der ganze Überfall wie ein Bad im kälten Wasser, wo man vor Kälte zittert, danach sich aber recht wohl fühlt. So ein Bad kann alle Gebrechen heilen.

Seb schaute Müller streng an.

„Herr Schulmeister, was Sie da sprechen, ist Unsinn, und es ist besser, wenn Sie es nicht wiederholen, da kein Mensch diese Abgeschmacktheit von Ihnen annehmen wird.“

Müller setzte eine unzufriedene Miene auf und schwieg. Nach einer Weile aber sagte er:

„Was ich vorhin von unserer Gefangenschaft sagte, sind nicht allein Gefühle, sondern auch Gedankenschlüsse, die Sie als gebildeter Mann ernster aufnehmen müßten.“

Die Offiziere Dershawin, Goguell und Subrytzki ritten dem Zug voran. Dershawin war der Auffassung, daß nur die Saumseligkeit die Ursache der Menschenopfer sei.

„Der ehrenwerte Wernborner hatte keine Geduld abzuwarten, bis sich alle aufgerüttelt, gereckt und gestreckt hatten. Sein Tod liegt uns auf dem Gewissen.“ Goguell nickte zustimmend.

Die Ankunft der befreiten Kolonisten mit ihren Befreiern löste eine so unbeschreibliche Freude aus, wie sie die Kolonie noch nie erlebt hatte. Umarmungen, Küsse, Freudenschreie, Lachen und Weinen, alles in hastigem Durcheinander. Auch die Katharinenstädter und Schöncher Reiter erhielten so manchen Kuß. Vor der Kirche hatten sich alle Einwohner der Kolonie und ihre Retter versammelt. Seb hielt eine Ansprache, wo er all denen, die an der Vernichtung der Räuberbande Anteil hatten, innigsten Dank aussprach und ihnen Heil und Glück im Leben wünschte. Mit großer Ehrerbietung wandte sich Seb an Gardeoffizier Gawrila Dershawin und sprach seine Anerkennung für dessen Großmut und edles Herz aus. Der Jubel in der Kolonie wollte kein Ende nehmen.

Seb und Katrin fühlten sich grenzenlos glücklich. „Mich quälte das schwere Schicksal, das dich und die Kinder mit meiner Gefangennahme getroffen hatte“, sagte Seb.

„Ich habe nicht einmal darüber nachgedacht, weil ich nicht glauben konnte, daß du lange fortbleiben wirst“, entgegnete Katrin.

„Da tatest du recht. Wenn man nicht an das Unglück glaubt, wird es auch nicht kommen.“

Danke lud seine Freunde doch noch zur Hochzeitsfeier ein. Essen und Trinken konnten zwar nur zum Teil vor den Räubern gerettet werden, aber das tat der Freude und Heiterkeit keinen Abbruch. Die Gäste aßen und tranken, sangen und tanzten nach Herzenslust. Müller war zur Hochzeit nicht erschienen. Er sagte, er wäre vom Weg müde. Keiner glaubte es ihm, da es an diesem Tage in der Kolonie keine müden Menschen gab.

Am 5. September 1774 berichtete Gardeoffizier Dershawin dem Oberbefehlshaber General Golizyn, daß er mit einer Schar Freiwilliger eine Räuberbande überwältigt und mehr als achthundert geraubte Kolonisten befreit habe.

Viertes Kapitel ÜBERSIEDLUNG AN DIE LINIE

Mit dem Drang Rußlands, seine Macht zu verstärken, reiften auch die Pläne zur Unterwerfung des Kaukasus. Katharina II. machte ihren Günstling Grigori Potemkin zum Generalgouverneur vom Nordkaukasus. Das russische Reich sollte festen Fuß in den Nordkaukasischen Steppen fassen. Dazu mußten die fruchtbaren Ebenen besiedelt und entwickelt werden. Potemkin verlangte von der Zarin, daß sie nicht die weniger wichtigen Wolgasteppen, sondern den Nordkaukasus mit Kolonisten besiedeln sollte. Die Zarin erließ ein Reskript, mit dem sie den Kolonisten an der Unteren Wolga erlaubte, sich im Nordkaukasus anzusiedeln.

Zur Besiedlung wurde in der Hauptsache ein Landstreifen, der durch Mosdok führte, die sogenannte Mosdoklinie, angewiesen. Die Kolonisten am Karaman nannten den Ort kurz Linie.

1782 übergab die Zarin die Kolonien an der Unteren Wolga der Verwaltung der Saratower Wojewodenkanzlei. Der Saratower Kameralhof und das Landgericht, denen die Kolonien von nun an unterstellt waren, nahmen diese Angelegenheit nicht ernst und überließen die Kolonien sich selbst.

Jeden Sonntag fanden in der Kolonie am Karaman im Schulhaus Gemeindeversammlungen statt. In demselben Haus wurde auch Gottesdienst abgehalten. Das Haus bestand ganz aus Holz und war erst wenige Jahre zuvor gebaut worden. Im Innenraum standen Bänke, und für alle gab es genügend Platz. Trotzdem hielten sich die Männer bei Versammlungen mehr auf dem Hof auf. Der Wortwechsel war oft so heiß und die gebrauchten Worte so grob und unziemlich, daß dafür das Schulhaus, wo der Altar stand, nicht der richtige Platz war. Während einer Unterhaltung auf dem Schulhof sagte Heinrich Schulz zu Karl Frank:

„Pachte mein Land!“

Frank schüttelte verneinend den Kopf.

„Dein Land kriege ich umsonst, warum soll ich es pachten?“

„Warum umsonst?“ fragte Schulz bestürzt.

„Du ziehst doch an die Linie, ich und dein Land bleiben hier“, erwiderte Frank völlig ruhig.

„Freue dich nicht zu früh. Ich bleibe eben daheim, und mein Land kriegst du nicht. Dir zum Schur mache ich das.“

„Bleib“, sagte Frank in gemütlichem Tone, „du hast zu entscheiden.“ Nach einer kurzen Weile sprach er weiter: „Du machst aber einen Fehler, wenn du bleibst. Hier am Karaman kommst du nie auf einen grünen Zweig. Du bist schon zu weit zurückgeblieben, um uns einzuholen.“

Schulz schaute Frank böse an.

„Du willst, daß ich an die Linie ziehe?“

„Ich will das nicht, ich rate es dir nur.“

„Warum soll ich fort von hier, von meiner Kolonie, und du darfst bleiben? Weil du mein Land willst?“

„Warum gerätst du so außer dir? Ich rate dir im guten, daß es so besser für dich ist.“

Die Gemeindeversammlung beriet über die Verteilung des Heuschlags. Feld und Heuschlag wurden schon seit vielen Jahren auf die männlichen Personen der Gemeinde verteilt. Bei der Ernennung der Vermessungskommission hatte die Gemeinde immer Schwierigkeiten, da beim Vermessen der Grasstand in Betracht gezogen werden mußte. Die Männer der Kommission mußten ehrliche und kundige Männer sein. Da sich aber die

Vermessungskommission immer Beschuldigungen wegen ungerechter Verteilung anhören mußte und sich sogar Feinde zuzog, fanden sich gewöhnlich keine ehrenhaften Männer mehr zur Wahl.

Als die Versammlung mit dem Aufteilen der Wiese nicht vom Fleck kam, nahm Karl Frank das Wort. Er erklärte es für ungerecht, die Wiese auf die männlichen Einwohner statt nach der Anzahl der Tiere zu verteilen, denn:

„Das Heu wird doch vom Vieh und nicht von den männlichen Personen gefressen.“ Die Gemeinde horchte auf. So etwas hatten sie noch nie gehört. Frank merkte das und sprach weiter. „Wir haben das Recht, diese Frage zu entscheiden. Seitdem das Tutelkontor auseinandergejagt ist, sind wir unsere eigenen Herren.“

Von allen Seiten schrien die Männer auf Frank ein.

„Du willst die armen Leute ausziehen. Der Heuschlag gehört uns allen zu gleichen Teilen. Ein jeder muß sein Teil haben, ob er Vieh besitzt oder nicht“, rief Schulz.

Frank ließ nicht locker.

„Wir müssen alles richtig und gerecht machen. Das Gras, das ihr nicht gesät und auch nicht gemäht habt, verkauft ihr uns. Das ist nicht gerecht. Ihr nehmt von uns Geld und macht keinen Finger krumm dafür.“

Aus der aufgebrachten Versammlung schrie man:

„Richtig. Wir füttern das Vieh und myssen dazu das Gras, das auf unserer Wiese wächst, kaufen.“

Die Männer schrien wütend durcheinander. Allerlei Vorwürfe wurden laut. Die viehlosen Kolonisten und diejenigen, die wenig Vieh besaßen, nannten Franks Vorschlag eine himmelschreiende Ungerechtigkeit und Frank selbst bezeichneten sie als Spitzbuben. Die reichen Bauern anerkannten die Verteilung der Wiese auf die Anzahl der Tiere als einzig richtigen und vernünftigen Weg.

„Wem gehört die Wiese?“ fragte Frank. „Der Krone. Von wem hat die Krone den größten Nutzen? Von uns, die wir Vieh züchten, was die Zarin braucht.“

„Die Zarin pfeift auf dein Vieh... Du schenkst es ihr doch nicht, und für Geld kann sie überall und immer Vieh kaufen. Die gnädige Zarin braucht Männer, die Lasten tragen, ackern und Ähren gabeln können, deshalb gehört ihnen auch der Heuschlag und nicht deinen dummen Viehköpfen“, parierte Heinrich Schulz.

Auf die zwei Streitenden trat David Puhl zu. Auch er war erregt und gegen Franks Vorschlag.

„Ihr wollt uns kleine Bauern ausschalten. Wie können wir Vieh züchten, wenn wir kein Futter beschaffen können?“

„Schafft euch Vieh an, dann habt ihr auch Recht auf Futter“, entgegnete Frank.

„Willst du mich für dumm verkaufen? Beim Viehaufziehen muß man füttern, und nicht erst züchten und dann füttern.“ Puhl stieg die Zornesröte ins Gesicht.

„Was du da vorschlägst, ist nichts anderes als Gemeinheit und Dieberei, du solltest dich schämen, hier so einen ungerechten Vorschlag zu machen. Und wenn du mit deinem Willen durchkommst, dann zünden wir euch das bei uns gestohlene Heu an, daß es abbrennt wie eine Wachskerze in der Osternacht.“

Frank schaute Puhl drohend an.

„Gut, daß du es ausgesprochen hast, ich werde es mir merken. Oder nimmst du deine Worte zurück?“

Puhl schwieg. Er war verlegen und bereute seine Worte.

Zu Hause erzählte Puhl seiner Frau Pauline von dem Zusammenstoß mit Frank. Pauline war bestürzt.

„Da hast du einen Fehler begangen, der uns schwer treffen wird. Du hast wohl vergessen, daß unsere Anna und Franks Sohn August sich lieben. Im Herbst wollen sie heiraten. Und jetzt hast du alles zunichte gemacht. Frank ist nachtragend, wenn man ihn beleidigt hat.“

„Hols der Teufel. Es ist nun mal so gekommen. Wenn Frank sich aber an unserer Tochter rächen will, so soll er merken, daß er mich nicht in die Knie zwingen kann. Unsere Tochter ist ein hübsches und kluges Ding und wird nicht ohne Mann bleiben.“

Er suchte in Gedanken bereits nach einem anderen Bräutigam. Am geeignetsten schien ihm des Vorstehers Sohn Philipp. Seine Eltern, Seb und Katrin Bauer, waren angesehene Leute. David Puhl zweifelte nicht daran, daß Philipp Anna heiraten würde. Man mußte Philipp bloß wissen lassen, daß Anna auf ihn wartet. Dabei tat Eile not, um den Eindruck zu erwecken, als hätte Anna August verlassen und nicht umgekehrt.

Noch ein anderer Umstand bereitete Puhl viele Gedanken. Er hatte fest beschlossen, an die Linie zu ziehen. Die Gegend dort ähnelte einem Paradies im Vergleich zu der Gegend am Karaman. So erzählten die Leute, die dort waren. Der Winter sei nur kurz und leicht erträglich. Übermäßige Hitze und Trockenzeiten gäbe es überhaupt nicht, und an kühlem Wasser fehle es auch nirgends. Der Boden sei fruchtbar, so daß Obst und Gemüse ohne Mühe gediehen. Nichts konnte Puhls Vorstellungen vom Nordkaukasus durcheinanderbringen.

Warum sollte er also noch länger am Karaman bleiben? Wie er hatten viele Kolonisten beschlossen, vom Karaman an die Linie zu ziehen und dort eine neue Kolonie zu gründen.

Karl Frank hatte die ganze Kolonie in Aufruhr versetzt. Überall sprach man von seinem Vorschlag zur Verteilung der Wiesen.

Am Sonntag nach der Gemeindeversammlung hatte Frank seinen Sohn August und Peter, den Knecht, in aller Heimlichkeit schon zeitig auf die Wiese geschickt. Die Bauern in der Kolonie wetteiferten ständig miteinander: wer wen in der Arbeit überholte. Jeder wollte als erster sein Heu in Haufen setzen. August Frank und der Knecht Peter waren mit allem Gerät am Ort. Sobald Karl Frank sein Los gezogen haben würde, wollte er auf seinem schnellen Pferd zur Wiese jagen und mit der Mahd beginnen. Er rechnete sich den anderen gegenüber einen Vorsprung von vielen Stunden aus. Es blieben auch jedes Jahr kleine, nicht aufgeteilte Flecke Wiese, die frei gemäht werden konnten. Wer eben als erster auf der Wiese war, konnte das meiste Heu einfahren.

Am Mittag kam die Vermessungskommission von der Wiese unverrichteter Dinge zurück. Sie brachte eine empörende Nachricht. Mehr als die Hälfte des Wiesenlandes hatten Pokrowsker Kosaken abgemäht. Der Kommission erklärten sie, sie hätten das Wiesenland von der Krone gepachtet. Der Pachtvertrag sei im Saratower Kameralhof abgeschlossen worden, wo sich die Kolonisten auch zu beschweren hätten, wenn sie nicht einverstanden seien.

Die Leute auf der Kolonie fluchten, wüteten und drohten, doch Rat wußte niemand. Der einzige Ausweg schien, sich zu beschweren. Aber wo und bei wem? Viele Klagen waren schon gegen das ungerechte Vorgehen der Saratower Regierung erhoben worden. Alle blieben sie unbeachtet. Im besten Falle wurden sie abgelehnt. In der letzten Zeit waren den Kolonisten Beschwerden bei der Obrigkeit so gut wie untersagt. Diese Umstände schürten die Umsiedlungslust immer stärker.

Gleich nach der Rückkehr der Kommission von der Wiese versammelten sich die künftigen Übersiedler, um sich zu beraten. Wenn bis dahin manche in ihrem Entschluß noch schwankten, so hatte die Empörung über den Heuschlagraub allen Wankelmut vertrieben. Heinrich Schulz sprach als erster.

„Heute haben wir es erfahren müssen, daß wir recht tun mit einer Umsiedlung. Hier ist kein Bleiben mehr für uns. Ich rate allen, so schnell wie möglich Saratow den Rücken zu kehren, solange das Tor noch offen ist.“

Von allen Seiten stimmte man ihm zu. Hans Haal, der sich bis jetzt von den Umsiedlern ferngehalten hatte, war heute auch erschienen, was viele erstaunte. Als er sich erhob und zu sprechen begann, hörten alle aufmerksam zu.

„Ich, ihr Leute, bin auch der Meinung, daß wir umsiedeln sollten. Die Regierung in Saratow, der wir jetzt unterstellt sind, wird uns so lange berauben, bis wir mit leeren Händen und zu Fuß von hier fortgehen müssen.“

„Richtig, richtig!“ ertönten beifällige Rufe.

David Puhl nahm das Wort:

„Saratow ist ein Spitzbubennest. Heute haben sie unsere Wiese verkauft, morgen nehmen sie sich den Wald, dann das Feld, und am Ende sitzen wir hier wie ein Vogel auf dem Ast und können uns nicht mehr ernähren.“

Bis spät in die Nacht zog sich die Versammlung. Ein jeder wollte sprechen, um seine Unzufriedenheit auszudrücken. Niemand trat gegen die Umsiedlung an die Linie auf.

Seb riet allen, die ihn um Rat fragten, die Kolonie nicht zu verlassen. Er erinnerte sie daran, mit wieviel Mühe und Leid die Kolonisten den Karaman erobert hatten. Man soll doch sein Werk nicht so leichter Hand zurücklassen. Seb warrte vor den Bergbewohnern, die sehr mordgierig seien.

Seine Worte fanden aber wenig Anklang. Einige Kolonisten behaupteten sogar, Seb stecke mit der Saratower Regierung unter einer Decke. Mit großem Eifer und eilig bereiteten sich die Leute zur Umsiedlung vor. Besonders wichtig waren die Wagen. Der bevorstehende Weg war weit und führte durch unbekannte Gegenden. Die Wagenkästen wurden mit Planen abgedeckt, um die mitgeführte Habe und auch die Menschen vor Unwetter zu schützen. Überall waren die Umsiedler rege bei der Arbeit. Man half sich gegenseitig mit Ratschlägen für die Reiseausrüstung.

Die Kolonie hatte sich entschieden in zwei Parteien geteilt: Kolonisten, die an der Umsiedlung festhielten, und Kolonisten, die am Karaman verbleiben wollten. Die Übersiedler mußten vieles von ihrer Habe verkaufen, da sie nicht alles mit sich führen konnten.

Bei Heinrich Schulz fand die Versteigerung statt. Josef Rolletter führte sie. Es ging um Haus, Nebengebäude, Umzäunung des Hofplatzes. Alle schwiegen. Josef schaute sich um.

„Wer bietet etwas?“

Keine Antwort. Josef schaute Schulz fragend an. Ein solcher Fall war noch nie vorgekommen. Niemand wollte kaufen. Quälende Stille herrschte. Viele der Anwesenden standen mit gesenkten Köpfen. Endlich sagte ein Bursche lächelnd:

„Zehn Rubel.“

„Zehn Rubel zum ersten!“ Josef machte eine lange Pause. „Zehn Rubel zum zweiten!“ In Erwartung des weiteren schaute der Ausrufer sich fragend um. Die Umstehenden schwiegen.

„Zehn Rubel zum zweiten!“ Jetzt mußte er rufen zum dritten, und der Hof im Werte von dreihundert Rubel wäre für zehn Rubel feil gegangen.

Schulz wurde bleich im Gesicht und zitterte vor Erregung.

„Halt“, schrie er. „Ich verkaufe den Hof nicht.“

Alle schauten erstaunt auf Schulz. Niemand sagte ein Wort. Nach einer ganzen Weile Ruhe brach einer in lautes Gelächter aus. Es war der Bursche, der zehn Rubel geboten hatte. Immer mehr Anwesende stimmten in das Gelächter ein.

Schulz war tief verletzt. Er ging in seine Kammer und blieb dort bis zum nächsten Morgen. Die Nachricht von dem mißlungenen Verkauf bei Schulz verbreitete sich schnell in der Kolonie. Einige lachten, andere wurden von schwerer Wehmut ergriffen. Die Umsiedler behaupteten, es sei eine Verschwörung seitens der zurückbleibenden Kolonisten im Gange. Doch diese Hinterlist werde weichen, sobald ein Bauer den feilgebotenen Hof kaufe. Und einer werde sich bestimmt finden, der seine Ehre höher als seinen Vorteil schätzt.

Dem Umsiedlungsrausch war ein gewaltiger Schlag versetzt worden. Hof, Geräte, Möbel und andere Wertsachen in den Wind jagen, hielt man für unsinnig, sogar für verschwenderisch. Letzteres zählten die Kolonisten zu den schweren Verbrechen.

Inzwischen gingen Gerüchte um, daß zwei Burschen Puhls Anna den Hof machen: Franks August und des Vorstehers Philipp. Die Eltern wollten sie aber nur demjenigen Freier geben, der bereit wäre, mit an die Linie zu ziehen. Das war eine schwere Bedingung, da gerade beide Väter der Burschen große Gegner der Umsiedlung an die Linie waren. Frank verbot seinem August jedwede Verbindung mit Anna.

„Puhl ist ein niederträchtiger Mensch, und ich will ihn nicht als Verwandten haben. Auch Anna will ich nicht in meiner Familie sehen“, sagte er. August schwieg zu den Worten seines Vaters. „Was sagst du dazu?“

„Nichts“, antwortete August endlich. „Es ist ohnedies alles klar. Ich werde nicht heiraten.“

„Anna?“

„Überhaupt nie im Leben.“

„Drohst du mir, deinem Vater?“

„Das ist mein Entschluß, und ich werde ihn nicht ändern.“

Franks Blut geriet in Wallung.

„Du bist mein Sohn“, sagte er streng, „und zwar mein einziger, und bist verpflichtet, unser Geschlecht fortzupflanzen. Ich werde dich zwingen, das zu tun.“ Vater und Sohn saßen eine Weile still nebeneinander. „Nun“, fragte der Vater, „was sagst du dazu?“ August schwieg. „Ich lasse dir Zeit zum Überlegen. Verliere nicht den Kopf und begehe keine Dummheit. Du bist jetzt erwachsen und darfst dich nicht von einem dummen Mädel verführen lassen.“

„Wenn ich sie liebe, warum soll ich sie nicht heiraten?“ beehrte August auf.

„Liebe“, spottete Karl Frank, „das sind Schwärmereien in jungen Jahren. Sie verlieren sich mit der Zeit wie das Steckenpferdreiten der Kindheit. Das Leben stellt viel ernstere Fragen als die Liebe. Mit Liebe hat man noch keinen ernährt, doch viele sind daran schon zugrunde gegangen.“ August machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung. Karl Frank brauste auf.

„Du hast mir zu gehorchen, wenn du keine Sünde auf dich laden willst!“

Es gingen Gespräche um, mit der Umsiedlung bis zum nächsten Jahr zu warten. Die Ernteaussichten waren gut. Ein Teil der Kolonisten war aber dafür, die Umsiedlung so schnell wie möglich zu vollziehen. Philipp Schreiner und Seb unterhielten sich über diese Frage. Schreiner vertrat die Ansicht der Umsiedler.

„Beide Parteien haben ihren Vorteil. Die einen erhalten für sich und ihre Nachkommen mehr Land, die anderen kommen in eine bessere Gegend und werden auch die Kronschulden los.“

Seb sagte:

„Am besten wäre es, wenn wir alle zusammen blieben, so wie wir es bis jetzt waren. Je mehr Menschen in der Kolonie leben, desto sicherer und geselliger ist es für alle. Land haben wir hier genug. Zivei Drittel unserer Aussaaten machen wir heute auf Kronland, von dem es ringsherum genug gibt. Wir zahlen dafür keine Steuer und auch keinen Pachtzins. Und sollte es einmal an Land mangeln, so werden wir für die Landlosen unter uns Gewerbemöglichkeiten schaffen.“

Schreiner dachte nach.

„Du hast recht“, pflichtete er Seb bei. „Viele Menschen sind eine Macht. Aber aus Not, wenn Nahrung und alles andere nicht ausreichen, kann sie zugrunde gehen.“ Seb schaute betrübt vor sich hin.

„Einige werden bestimmt zurückkehren“, bemerkte Schreiner. „Das Heimweh wird sie hertreiben.“

„Wenn sie können und dürfen. Die Regierung wird es nicht zulassen, daß die Kolonisten viel umherziehen. Das macht jeden arm. Nicht umsonst sagt man: Dreimal umgezogen ist soviel wie einmal abgebrannt. In der Bauernwirtschaft gibt es Dutzende Geräte und Werkzeuge, die beim Übersiedeln nicht mitgenommen werden können. Sie werden gewöhnlich verschenkt oder für einen Spottpreis abgegeben. Am Ansiedlungsort werden sie aber wieder gebraucht und müssen aufs neue gekauft oder hergestellt werden. Außerdem verliert der Umsiedler unnötig viel Zeit.“

Hans Haal ging zu Seb ins Kolonieamt.

„Herr Vorsteher, ich nehme meine Abmeldung zurück. Ich bleibe in der Kolonie.“

Seb schaute Haal erfreut an.

„Besonnen?“ fragte er. Haal nickte bejahend. „Das ist ein guter Entschluß.“

Der Weg von Saratow nach Orenburg führte durch die Kolonie am Karaman. In den letzten Jahren hatte Saratow mit der Stadt am Jaik den Viehhandel entwickelt. Von den ersten Sommertagen an bis spät in den Herbst hinein trieben Händler und Kolonisten Vieh von Orenburg nach Saratow, wo sie ihre Rinder absetzten und sich an den Jaik zurückbegaben. So machten sie bis zu dreimal in einem Sommer Gewinn und vergrößerten mit jedem Jahr ihr Geschäft. Haal schaute Seb vertrauensvoll an und sagte:

„Ich gedenke, mich mit Viehhandel zu beschäftigen. Das ist ein einträgliches Geschäft, und ich mache mich nach und nach vom Bauernstande los.“ Haal merkte, daß sein Entschluß Seb nicht gut einleuchtete, und sprach weiter: „Am Ende kann ich Händler und Bauer sein. Land habe ich, und das übrige findet sich beim Bauern immer.“ Seb nickte. Haal wollte Sebs Meinung hören. „Ich möchte gerne einen Rat hören, darum kam ich hierher.“

„Wie ich den Handel verstehe, ist er unsicher und kann fehlschlagen, und du bist mit einem Schlage ruiniert. Ursachen dafür gibt es genug: Räuber, Seuchen, Preisschwankungen. Mit einem Wort, du schwimmst in einem Kahn auf dem Strom, schnell und auch vergnüglich, doch wenn der Kahn kentert, kannst du ertrinken.“

Haal lächelte heiter.

„Mir tut es um alle leid, die uns verlassen werden. Lange Zeit haben wir zusammen gearbeitet, gedarbt und uns gfireut, und jetzt sollen wir uns trennen, und das gewiß auf immer und ewig.“

„Das will ich nicht hoffen. Zwar ist es nicht ausgeschlossen. Überall im Leben ist Gefahr. Auch der Bauer kann mit seiner Wirtschaft umgestülpt werden. Hier am Karaman sogar sehr leicht, hier wühlt und reißt die Dürre gefährlicher als das Wasser der Wolga.“

Schulmeister Müller war gestorben. Der Tod hatte ihn schnell und unerwartet erreicht, daß es kaum zu glauben war: Müller hatte niemals über größere Gebrechen geklagt, war aber mutlos, und gleichgültig zu allem geworden. Anna Maria Kanter meinte, das wäre vom zwecklosen Leben gekommen, das er unverheiratet verlebt hatte. Er sei wie eine taube Blüte, die unbefruchtet schnell vertrocknen muß.

Die Freunde versammelten sich am Totenbett. Seb, Katrin, Hans Haal und Karoline, seine Frau, Peter von der Lauterbach, Regin und einige andere Kolonisten. In tiefer Trauer umstanden sie den Toten und gaben ihrem Leid mit lautem Beten Ausdruck.

Auf der Kolonie sprachen die Leute viel von dem Tode des alten Schulmeisters. Am meisten zerbrach man sich den Kopf über den möglichen Erben. Müller war ununterbrochen, angefangen vom Tage der Gründung der Kolonie Schulmeister. Er besaß Haus, Hof, Vieh und auch Gerätschaften, Verwandte hatte er keine. Manche Kolonisten nannten Müllers Hausmagd Susanna als Erbin, sie habe ihn bis zu seinem Tode gepflegt, und habe es darum verdient, Erbin zu sein. Die meisten aber sprachen sich dafür aus, daß der Besitz des Verstorbenen voll und ganz der Gemeinde zufallen müsse. Seb wollte darüber aber erst nach der Beerdigung entscheiden.

Einen solchen Leichenzug hatten die Kolonisten schon lange nicht gesehen. Der alte Pfarrer Johannes folgte in tiefer Trauer und mit gesenktem Haupte der schwarzen Bahre, auf der der Leichnam des Freundes lag, mit dem er so viele Erlebnisse in der Kolonie am Karaman geteilt hatte. Hinter dem Pfarrer schritt Müllers Hausmagd Susanna im schwarzen Trauerkleid. Die Kirchenglocke läutete. Es war ein stiller heißer Tag. Der Zug erreichte die Höhe am Friedhof. Dem Blick bot sich das tiefe und breite mit Wald bedeckte Karamantal. Der Fluß wand sich darin mit vielen großen Krümmungen. Pfarrer Johannes sprach:

„Von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du wieder werden.“ Der Chor sang einige Psalmen. Einige Anwesende weinten. Langsam füllte sich das Grab mit Erde. Obendrauf wurde ein Hügel angehäuft und ein Kreuz gesteckt.

Am selben Tage erschienen Seb, Philipp Schreiner und David Puhl im Hause des verstorbenen Müller und verlasen Susanna das Testament. Es lautete: „Allen lebenden und toten Besitz hinterlasse ich der Erbin Susanna Götz, meiner Wirtin und treuen Freundin. Die Hälfte meines Bargeldes verweise ich zum Unterhalt verlassener Waisen und hilfloser Greise. Die Geige soll Seb Bauer dem talentiertesten jungen Geigenspieler der Kolonie übergeben.“

Die Gemeinde hatte jetzt eine neue große Sorge. Einen Schulmeister für die Kolonie zu finden, war eine schwere Aufgabe. Die Kolonien in der Umgegend von Saratow hatten keine Schulen, die Schulmeister heranbilden konnten. Einen geschulten Mann aus Deutschland kommen zu lassen, war fast unmöglich: Die Lage in der alten Heimat hatte sich dank langen Jahren friedlichen Lebens bedeutend gebessert, und es hätten sich dort schwerlich Bereitwillige gefunden, um sich als Präzeptor an den Karaman zubegeben.

Nach langem Suchen und Wählen entschloß sich die Gemeinde für einen jungen Mann namens Konrad Kuhn, der bei Müller in der Gemeindeschule lesen und schreiben gelernt hatte und auch über ein gutes musikalisches Empfinden verfügte. Nach Müller schien ja Kuhn in allem unkundig, doch die Gemeinde hatte keinen anderen Ausweg.

Kuhn war eifrig und fleißig und bemühte sich, seine Amtspflicht zu erfüllen, was ihm bald Vertrauen und Ehre bei den Kolonisten einbrachte.

Auf den Feldern gedieh alles prächtig. Die Getreideähren waren groß und prall, voll Körner. Wenn das Wetter sich auch bei der Ernte gut hielt, könnten die Kolonisten ihre Speicher randvoll mit Korn füllen und noch eine beträchtliche Menge verkaufen. So ohne weiteres auf die Ernte verzichten, wollten auch jene Kolonisten nicht, die sich anschickten an die Linie überzusiedeln. Heinrich Schulz hatte seine Plane vom Wagen abgebaut. Die Umsiedler glaubten ihm aber nicht. Das sei nur ein Manöver, meinten die Leute.

David Puhl konnte sich mit Frau und Tochter nicht einigen. Frau Pauline hielt zu ihrer Tochter, und diese wollte auf jeden Fall in der Kolonie bleiben. Sie liebte August Frank und hatte die Hoffnung auf ihn nicht aufgegeben.

Spät am Abend klopfte es leicht bei Puhls am Backhausfenster, wo Anna schlief. Sie erkannte August sofort.

Er war sehr erregt, und seine Stimme bebte. Mühsam brachte er hervor:

„Ich muß mich von dir verabschieden. Ich kann dich nicht heiraten. Vater erlaubt es nicht.“

Anna schmiegte sich an August.

„Das ist ja nichts Neues. Ich weiß es schon lange. Schon von dem Tage, als auf der Gemeindeversammlung die Wiesenfrage behandelt wurde.“

„Und was soll ich machen?“ fragte August hilflos.

„Nichts, nur warten. Mit Warten erreicht man oft mehr als mit Gewalt. Dein Vater besteht auf seinem Entschluß und wird jetzt nicht ablassen. Aber mit der Zeit wird er müde werden, gegen deinen Willen zu handeln, und er wird nachgeben. Du darfst nur nicht klein begeben.“

Viel Zeit, um miteinander das Zukünftige zu bereden, blieb den beiden nicht. Schon bald graute der Morgen.

Karl Frank hatte sich dem Viehhandel von Hans Haal angeschlossen. Er versprach sich von jedem angelegten Rubel den doppelten Gewinn. Er machte auch August mit dem Ankauf und dem Umtrieb des Viehs vertraut. Dabei sollte August die Anna aufgeben. August hatte die Absichten seines Vaters wohl durchschaut und nahm sich fest vor, Anna nicht zu verlassen.

David Puhl hatte für den Sonntag nach Pfingsten die Versteigerung seines Hofes angekündigt. Frau Pauline und Anna baten ihn inständig, davon abzulassen.

„Hier sind wir zu Hause. Jeder Weg, jeder Pfad, auch die Höhen und Täler, die Gräben und das Wasser im Karaman, alle sind uns Freunde“, beschwor Pauline ihren Mann.

„Was du sprichst, ist weibisch“, sagte er. „Ich bin der Mann und muß allein entscheiden. Wer nichts wagt, nichts gewinnt. Der Karaman ist mir nicht ans Herz gewachsen. Ich bin hier nicht geboren und habe hier nichts verloren.“

„Aber unsere Anna, hast du kein Herz für sie? Sie ist voll Leid und Schmerz.“ Pauline seufzte schwer.

„Das vergeht auch wieder. Irgendeiner wird sie heiraten. Am Ende ist es ganz gleich, wer, wenn er nur gesunde Glieder hat und kein Narr ist“, schnitt ihr Puhl das Wort ab. „Was versteht so ein dummes Mädchen von seinem Glück?“

Von Müllers Tod erfuhr Damke in Pokrowsk erst nach der Beerdigung des Verstorbenen. Er war tief betrübt. Auch er fühlte sein Alter. Die Furcht vor dem Tode überkam ihn öfters. Er wollte noch lange nicht sterben, da er glaubte, noch vieles auf der Welt verrichten zu müssen. Seine Kinder standen noch nicht fest auf eigenen Füßen. Und auch an seinen Enkeln wollte er sich noch erfreuen. Immer öfter bedauerte er, daß ihm so wenig Zeit zum Leben blieb.

Er kam mit seiner Tochter Hermine in die Kolonie. Gleich nach seiner Ankunft suchte er Müllers Grab auf. Lange stand er vor dem frischen Grabhügel mit dem weißen Kreuz. Langsam wich das schmerzliche Gefühl von ihm, er hatte den Eindruck, sein verstorbener Freund sei hier im Grabe gut geborgen und außer Gefahr. An das Kreuz band Damke ein langes schwarzumsäumtes weißes Band mit der Aufschrift: Ewige Ruhe und das Himmelreich sei mit Dir. Auf das Grab legte er einen Blumenstrauß aus weißen Margeriten.

Zu Seb, bei dem Damke eingekehrt war, sagte er:

„Einer ist fort, und jetzt ist die Reihe an uns“, und lächelte dabei. Damke sprach mit Seb auch über die Urnsiedlung an die Linie. Er sagte, daß ihn dieses traurig stimmt, und wenn er die Umsiedlung verhindern könnte, würde er es tun.

Damke ließ Hermine bei Seb zurück. Sie sollte auf der Kolonie deutsche Sitten und Tugenden lernen. Sie war siebzehn Jahre alt, hübsch und reizend, und die Weiber sagten, der Offizier, so nannte man Damke, habe eine Braut auf die Kolonie gebracht. Sie waren stolz darauf, daß Damke die Kolonisten so hoch schätzte und seine Tochter an einen Bauernsohn zu verheiraten gedachte.

Im Frühling ist die Steppe herrlich. In kurzer Zeit sind die weiten Ebenen mit Gras bedeckt. Das Vieh der Nomaden, das den Winter über obdachlos bei Frost und Kälte gehungert hat und äußerst abgemagert ist, frißt sich bis Anfang Juni fett. In dieser Zeit treiben die Hirten aus der Steppe am Unteren Ural große Herden auf die Märkte zum Verkauf. Das Angebot ist viel größer als die Nachfrage und das Vieh darum sehr billig.

Hans Haal, August Frank, Peter und Karl Weber und der alte Michael Dinkel rüsteten zur Reise an den Jaik. Die Vorbereitungen dauerten beinahe eine Woche. Ein zweispänniger Wagen mit Kleidung, Eßwaren und Kochgeschirr, scharfen Messern, Sensen, Beilen und zwei Flinten, fünf gesattelten Pferden, Haals Packan, ein großer schwarzer Hofhund — gehörten zur Ausrüstung. Für alle erdenkbaren Zwischenfälle war vorgesorgt. Die Landstraße Saratow — Orenburg war sehr unsicher. Während des Pugatschowaufstandes durchzogen ziemlich dicht

Militärtruppen die Gegend, und auch jetzt noch standen an verschiedenen Orten Wachtruppen. Trotzdem hätte man die Räuberei in der Steppe nicht ausrotten können. Besonders gefährlich war es auf den Landstraßen, wo Räuber die Viehhändler überfielen, töteten und sich ihres Besitzes bemächtigten.

Die Nacht vor der Abfahrt verbrachten August und Anna beieinander. Ihnen blieben nur wenige Stunden.

Am frühen Morgen machten sich Hans Haal und die anderen zur Abfahrt bereit. Ihre Angehörigen hatten sich zum Abschied auf dem Hofe bei Hans Haal versammelt. Es war still und kühl am Karaman. Über dem Sandberg schillerte das Morgenrot." Im ruhigen Wasser platschten laut Fische.

Als sich die Männer anschickten, den Wagen zu besteigen, betrat Anna den Hof. Jeder der Anwesenden wußte den Grund, doch niemand ließ es sich anmerken. Die Leute taten, als bemerkten sie Anna nicht. Karl Frank legte seinem Sohn die Hand auf die Schulter und sagte:

„Sei vorsichtig und tapfer. Du fährst in die Fremde und überall lauern Gefahren.“

August nickte gehorsam. Ehe er auf den Wagen stieg, trat er entschlossen auf Anna zu, umfaßte und küßte sie. Karl Frank sah erregt zu. Alle warteten gespannt, was er tun würde. Der Wagen fuhr los und nahm die Richtung ins Karamantal nach dem Sandberg, wo die ersten Sonnenstrahlen leuchteten. Karl Frank sah ihm nach.

„Gott sei mit ihnen“, sagte er laut und gottesfürchtig. Danach wandte er sich an Anna: „Wollen wir gehen“, und die beiden verließen zusammen den Hof.

Die Leute auf der Kolonie sprachen über Annas Benehmen. So erfuhren es auch ihre Eltern. Die Mutter lobte die Tochter, der Vater jedoch war entrüstet. Er hielt Annas Auftreten für entehrend.

David Puhl beeilte sich mit der Übersiedlung an die" Linie. Er suchte alle seine Schicksalsgenossen auf, um auch sie zur Eile anzutreiben. Er warnte vor der Willkür der Regierung, die die Kolonisten wegen der Kronschulden am Karaman festhalten konnte. Auch das Sudelwetter im Herbst könnte die ohnehin schwere Fahrt sogar undurchführbar machen. Viele Umsiedler erklärten sich mit Puhl einverstanden, einige aber zögerten noch. Den einen hielt die Liebe zur Heimat fest, den anderen sein Besitz, den dritten die Furcht vor der Fremde.

Den weiten Weg nach Orenburg gedachten die Karamaner Viehhändler in zehn Tagen zurückzulegen. Das Wetter war trocken und der Weg gut befahrbar. Nur einmal begegneten sie einer herrschaftlichen Kutsche mit einer starken Eskorte.

Am Irgis trafen die Karamaner auf Viehhändler aus Wolsk. Diese betrieben ihr Geschäft schon jahrelang und hatten Erfahrung. Sie wollten mit den Karamanern zusammen weiterfahren, weil das nicht so gefährlich war. Die Karamaner Händler willigten ein.

Je näher sie der Stadt kamen, um so lebhafter wurde es in der Steppe. Von allen Seiten bis weit vom Horizont näherten sich Viehherden dem Marktplatz. Die Treiber, Kirgisen, saßen wie Mumien plump und steif in große Kaftane gehüllt und mit schweren Malachais auf den Köpfen, auf kleinen beweglichen Pferdchen, die nur Paßgang liefen. Vor den Festungsschanzen der Stadt trieben sie ihr Vieh zum Verkauf an. Es war so viel, daß man die Herden kaum übersehen konnte. Wo Herden aneinander stießen, mischte sich das Vieh, was jedoch den Besitzern keine Sorgen bereitete. Sie teilten dann das Vieh aufs Geratewohl.

Gekauft und verkauft wurde herdenweise. Es war fast unmöglich, das Vieh zu zählen, ebenso auch einzelne Tiere anzusehen. Nur nach Augenmaß wurden die Herden abgeschätzt und als Einheit verkauft und gekauft.

Die Karamaner Viehhändler feilschten um eine Herde, die sie auf etwa hundert Stück Vieh abschätzten. Das Vieh war sehr verschieden: von Kälbern bis zu alten Kühen und Ochsen, die ihrem Ende schon nahe waren. Auch gehörten noch ein Dutzend Schafe und einige Pferde dazu. Der Verkäufer wollte für die Herde 800 Rubel, gab sie aber für 650, Rubel ab. Die Kirgisen

trieben die verkaufte Herde vom Marktplatz weg in die Steppe. Fern vom Markt tranken die Verkäufer mit den Käufern ein viertel Eimer Schnaps als Magarytsch aus und verabschiedeten sich danach zufrieden. Das Vieh lechzte nach Wasser. Die Karamaner trieben ihre Herde an den Jaik zur Tränke. Hier wollten sie Rast machen, bis die Hitze ein wenig nachgelassen hatte.

Am Abend der Abfahrt der Viehhändler vom Karaman nach Orenburg erschien Karl Frank bei David Puhl. Frank hatte sich herausgeputzt und war freundlich gestimmt. Er sagte, daß er schon lange mal Puhl besuchen wollte, aber es sei beständig etwas dazwischengekommen. Puhl nickte dazu und sagte:

„Unsereiner ist oft nicht Herr über sich. Wir müssen ein manches Mal tun, was das Geschäft von uns verlangt.“

Frank sah sich suchend nach Anna um, und als er sie zu Gesicht bekam, nickte er ihr verlegen zu: Anna lächelte freundlich zur Antwort. Mit größtem Eifer bemühte sich Frank, Puhl zu beweisen, daß die Übersiedlung an die Linie nicht von Vorteil wäre. Er führte alles an, was er nur erdenken konnte, um seine Behauptung zu begründen.

„An dem fremden Ort mußt du von vorn anfangen. Die Verhältnisse erkunden, Freunde suchen, die Gesetze des Landes kennenlernen. Da gehen Jahre drauf, und Zeit ist das Teuerste.“ Er seufzte schwer und fuhr fort: „Wenn ich mich um zwanzig Jahre jünger machen könnte, würde ich viel dafür geben. Die Lebenserfahrung, die ich jetzt habe, und die Kraft und der Sinn, die ich vor zwanzig Jahren hatte, das wäre was Unübertreffliches.“

Puhl gab Frank in allem recht, doch sein Einverständnis, in der Kolonie zu bleiben, gab er nicht.

„Ich“, sagte er, „schaue weit in die Zukunft. Mag ich jetzt auch verspielen, dafür gewinnen meine Kinder und Enkel Sie kommen aus der trockenen Hitze und dem kalten Winter in ein feuchtes und warmes Land.“ Puhl schwärmte von der Schönheit der Natur an der Linie.

„Das kann schon sein“, sagte Frank, „daß für Auge und Ohr an der Linie mehr ist als hier am Karaman. Aber für den Magen und den Geldsack, wie steht es damit? Satt gucken und satt hören kann man sich das Maul nicht. Und dann muß auch noch Geld für Kleidung, Bett, Haus und Wirtschaftsgeräte da sein.“

Noch lange sprachen die zwei Männer von der Linie, dem verführerischen Ort, und wurden sich doch nicht einig: sie hatten zu verschiedene Ziele.

Immer weiter entfernten sich die Karamaner Viehhändler vom Jaik in die unbewohnte Steppe. Selten sahen sie Hirten mit ihren Herden nordwärts auf die Sommerweide ziehen. Tagsüber fühlten sich die Händler noch einigermaßen sicher, aber die Nächte vergingen immer in Sorgen. Sie verstanden gut, daß es für sie in dieser menschenleeren Gegend keinen Schutz gab. Sie fühlten sich ganz auf sich selbst gestellt. Es verging ein Tag um den anderen, und nichts bedrohte sie. Sie glaubten sich schon außer Gefahr.

Nach einer Woche Reise, am Morgen, stürzte aus dem Schilf an einem Teich ein Trupp kirgisischer Reiter auf sie los. Die Karamaner versammelten sich sogleich beim Wagen. Zum Entkommen war es zu spät. Die Kirgisen waren sehr nahe. Hans Haal befahl seinen Männern, sich im Schutz des Wagens zur Wehr bereit zu machen. Haal und Dinkel ergriffen die Flinten, die Jungen Sensen und Beile. Die Kirgisen kamen herangeritten. In den Händen hielten sie schußbereit Flinten. Es schien, als sei der Tod für die Viehhändler gewiß. Hans Haal rief seinen Leuten zu:

„Männer, tut alles, was ihr könnt. Wenn schon sterben, dann nicht umsonst.“

Michael Dinkel zielte und schoß. Der vorderste Kirgise griff nach seiner Brust, lehnte sich langsam zur Seite und fiel aus dem Sattel. Die anderen kehrten plötzlich um und ergriffen die Flucht. An einem der Räuber hatte sich Packan, der Hund, im Sprunge am Arm festgebissen. Der Räuber wollte den Hund abschütteln, sein Pferd aber sprang zur Seite und

warf den Reiter ab. Packan ließ los. Der Räuber lag gekrümmt, mit dem Gesicht zur Erde" gekehrt, und rührte sich nicht. Packan stand bei ihm und knurrte drohend. Die Kirgisen verschwanden wieder im Schilf.

Die Karamaner begaben sich zu dem vom Schuß getroffenen Räuber. Er war bewußtlos und lag im Sterben. Der Mann hatte das Gesicht eines Europäers. Die Karamaner schauten sich fragend an. Sie gingen zu dem zweiten Räuber, den Packan gefangenhielt. Auch dieser war kein Kirgise. Er trug sogar an einer Schnur ein Kreuz auf der Brust. Die Karamaner versuchten, mit ihm zu sprechen. Der Mann verstand sie aber nicht. Er schaute nur ängstlich und schüttelte auf alle Fragen den Kopf. Die Kolonisten verbanden seine Wunden und gaben ihm Wasser. Nach einer Weile begann der Bandit zu sprechen.

Er sagte, daß er ein Russe, der Gefallene ein Zigeuner sei. Die Entkommenen seien Russen, Zigeuner und "Kirgisen, und sie betrieben in dieser Gegend schon einige Jahre ihren Raub. Ihr Geschäft, sagte er, ginge aber schlecht, da die Reisenden meist in großer Anzahl und bewaffnet die Gegend durchzogen. Auf die Frage, warum die Räuber ihre Flinten nicht gebrauchten, antwortete er kurz: sie hätten schon lange kein Pulver mehr.

Der Räuber wollte mit den Karamaner Viehhändlern nach Saratow ziehen und dort bleiben. Die Männer hatten aber durchaus nicht den Wunsch, in Gesellschaft eines Räubers ihren Weg zurückzulegen, so daß er am Ende allein mit dem Toten zurückblieb.

Endlich war der den Karamanern schon bekannte Irgis erreicht. In der heißen Zeit war es eine Freude, sich hier aufzuhalten.

Irgis bedeutet auf kirgisisch schlanke Jungfrau. Das Wasser ist größtenteils Schmelzwasser und daher weich und kristallklar. Im Sommer liegt der Fluß still in seinen Ufern. Ein jeder Wanderer, der an ihm vorbeikommt, badet in ihm. So hielten es auch die Karamaner.

Am zweiten Rasttag am Irgis kamen auch die Wolsker Viehhändler mit ihrer Herde dort an. Die alten Bekannten freuten sich über ihre Begegnung. Für die Wolsker bedeutete der Irgis noch viel mehr als für die Karamaner. Der Fluß mündete in der Nähe ihrer Heimat in die Wolga, und sie brauchten somit den Fluß nicht mehr zu verlassen bis zur Mündung, dem Umschlagplatz für ihren Viehhandel, wo sie ihr Vieh an Zwischenhändler verkauften.

Die Männer beschlossen, zusammen ein Abendmahl vorzubereiten. Ein fetter Hammel wurde geschlachtet. Zum Abendessen hatten sich alle festlich am „Tisch" versammelt. Den Tisch stellte ein auf der Erde nahe am Flußufer ausgebreitetes Zelttuch dar. Der Hammelbraten und die Fleischbrühe schmeckten vortrefflich. Gesättigt, erzählten die Männer in gemütlicher Runde von ihrer Reise.

Die Wolsker berichteten von einem Räuberüberfall an der Landstraße, nicht lange bevor sie den Weg passierten. Ein Beamter war von Räubern mit einem Schuß getötet worden. Sein Diener hatte sich retten können.

„Die Bestien beraubten ihr Opfer bis auf die Knochen. Sogar die Kleider nahmen sie den Unglücklichen und ließen ihre Lumpen zurück. Der Leichnam des getöteten Beamten war in der Sonne schon fast verweset und unkenntlich. Wir haben den Leichnam beerdigt."

„Und wo ist der am Leben gebliebene Diener?" fragte Hans Haal.

„Mischa ist bei uns. Er will den Vorfall in Saratow melden." Die Wolsker schauten sich suchend um, konnten aber Mischa nirgends entdecken. Einer der Wolsker rief: „Mischa, Mischa!" Keine Antwort.

Haal machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung. . „Ihr werdet den Gauner nicht finden. Er weiß gut, was ihm droht, und sitzt jetzt gut geborgen im Schilf, bis wir alle fort sind, dann kriecht er hervor und wartet auf die nächste Herde, um dort dieselbe Mär, die er euch erzählt hat, aufzutischen."

Haal erzählte von dem Überfall auf ihre Gesellschaft. Die Wolsker waren entrüstet. Einige sprangen auf und begannen sofort, den Betrüger und Räuber zu suchen, um ihm den Köpf abzuhaue. Aber alles Suchen blieb vergebens. Mischa war nicht zu finden.

Einer der Wolsker Männer fragte nach dem Hund, der den Räuber vom Pferde gerissen hatte. Die Karamaner suchten auch ihn vergeblich. Haal ging ein Stück am Fluß entlang und rief immer wieder nach seinem Hund. Da hörte er ihn weit im Schilf bellen. Die Männer liefen hin. Packan versuchte, in dem Schilf vorwärts zu kommen, doch umsonst: die Stengel standen dicht, und das Wasser war tief.

Haal zeigte mit der Hand nach vorne und rief:

„Dort ist der Bandit!“

Auch die anderen Männer hatten ihn inzwischen entdeckt.

„Gebt mir die Flinte her“, forderte Haal laut, „gleich mach ich ihm den Garaus.“

Im Wasser platschte es, und an einer Stelle bewegte sich das Schilfrohr.

„Ich komme schon“, rief ängstlich Mischa aus dem Schilf, „haltet aber den Hund fest.“

Die Viehhändler berieten lange, was sie mit dem gefangenen Räuber machen sollten. Verschiedene Strafen wurden vorgeschlagen, dabei auch die Todesstrafe. Haal als Anführer der Karamaner Gruppe war entschieden dagegen.

„Wir haben kein Recht, einen Gefangenen zu bestrafen. Unsere Pflicht ist es, den Verbrecher dem gesetzlichen Gericht zu übergeben.“

Die Wolsker Viehhändler wollten den Räuber dem Wolsker Gericht ausliefern. Von so einer gefährvollen Reise heil heimkehren und dazu noch einen gefangenen Räuber mitbringen, das konnte hoch geschätzt werden.

Peter von der Lauterbach, der den Sommer über sein Vieh an der Metschet weidete, brachte der Kolonie die Nachricht, daß die Viehhändler mit einer Herde Vieh an der Metschet angekommen seien. Die Freude war groß. Karl Frank spannte seinen Hengst vor die Kutsche, nahm gutes Essen und auch Schnaps mit und fuhr den Händlern entgegen. Am Hause von David Puhl hielt er an und rief Anna zu sich.

„Was soll ich überbringen?“ fragte er freundlich.

„Einen Gruß und einen Kuß“, antwortete sie freudig.

„Gut, ich werde es ausrichten.“

Am nächsten Tag schon trafen die Viehhändler mit ihrer Herde an der Tränke am Karaman ein. Mit sachkundigen Blicken besahen sich die Männer das Vieh. Sie lobten die Händler und prophezeiten ihnen in Saratow beinahe den dreifachen Gewinn.

Kreiskommissar Goguell führte mit Seb eine lange und vertrauliche Unterredung. Er teilte ihm die Auffassung der Saratower Obrigkeit zur Übersiedlung der Kolonisten nach dem Kaukasus mit.

„Seine Hoheit, der Wojewodenchef, warnt die Übersiedler vor einem großen Fehler, den sie später sehr bereuen werden. An der Linie werden sie über viel weniger Land verfügen als an der Wolga.“ Seb hörte aufmerksam zu. Goguell fuhr fort: „Die Kolonisten dürfen sich nur mit Landwirtschaft beschäftigen, wozu sie berufen sind, Gewerbe und Handel überlaßt den Städtern.“ Goguell forderte von Seb die Überredung der vom Umsiedeln angesteckten Kolonisten. Gegebenenfalls sogar mit Gewaltmaßnahmen.

„Von dem Stand der Kolonien hängt zum größten Teil das Aufblühen der Stadt Saratow und auch der ganzen Wojewodenschaft ab“, schloß Goguell.

Um den Auftrag des Kreiskommissars Goguell zu erfüllen, nahm sich Seb David Puhl vor. Er war der aktivste und hartnäckigste Umsiedler. Seb mutmaßte, daß der Weizenpreis an der Saratower Börse von Jahr zu Jahr steigen würde. Weizen aus der Steppe an der Unteren Wolga sei überall gefragt. Saratow sende schon Weizen nach Petersburg und auch nach England.

„Erinnere dich“, sagte Seb, „haben wir in Deutschland jemals soviel und so gute Kuchen gegessen wie hier am Karaman? Niemals.“

„Da haben Sie recht, Herr Vorsteher. Aber ich glaube nicht, daß wir mehr Geld für unseren Weizen erhalten werden. Die Aufkäufer sind sich einig. Sie wissen sehr gut, daß wir unseren Weizen verkaufen müssen, und zwar für einen beliebigen Preis, weil wir unumgänglich Geld nötig haben“, erklärte Puhl.

Seb sprach weiter:

„Die Hoffnung, daß die Kronschulden von den Umsiedlern nicht getilgt zu werden brauchen, ist nicht begründet. Warum soll die Regierung Geld verschenken?“

Puhl nickte zustimmend.

„Ich rate dir, zu Hause zu bleiben und dich nicht ins Unbekannte zu begeben“, sagte Seb.

„Danke, Vorsteher, für Ihren Rat“, erwiderte darauf Puhl. „Ich hatte schon vorher beschlossen, in der Kolonie zu bleiben. Heute morgen habe ich die Plane vom Wagen abgerissen und Geräte und Werkzeuge wieder auf ihren alten Platz gebracht.“

Seb war erst erstaunt, dann lachte er zufrieden. Er wollte nicht fragen, warum Puhl so plötzlich und unerwartet seinen Entschluß geändert hatte. Er hatte die Ursache ohnedies sofort erraten.

Karl Frank besuchte Puhl beinahe jeden Tag, und die gestrigen Feinde waren jetzt Freunde geworden. Oft sagt man: Ein jeder schafft sich seine Freunde und Feinde selbst. Es ist aber nicht immer so. Auch andere können Freunde zu Feinden und umgekehrt Feinde zu Freunden machen. In allen Sachen ist der Mensch nicht allein auf der Welt.

Bei den Karamaner Viehhändlern ging alles glatt vonstatten. Das Vieh hatten sie in Saratow abgesetzt und einen guten Gewinn gemacht. Ihre Mühe und das Wagnis war ihnen reichlich vergolten worden. Die Leute glaubten, daß die Händler, gelockt von der ersten glücklichen Reise, sich sogleich auf die zweite begeben würden. Es kam aber nicht so. Die Kumpanei fiel auseinander. Hans Haal sagte sich von dem Geschäft im weiteren entschieden los. Die Ursache nannte er nicht. Einmal nur sagte er, daß er nicht gerne dort sei, wo Leben und Tod beieinander saßen.

Es bildete sich eine neue Gruppe. Doch als sie bei Seb um Pässe bäten, lehnte Seb ab. Er verlangte, die Männer sollten erst ihre Feldarbeiten verrichten und dann sich mit Nebensachen beschäftigen. Solcherart Befugnisse waren dem Vorsteher laut Instruktion, bestätigt von der Petersburger Vormundskanzlei im Jahre 1769, erteilt worden. Goguell verlangte, die alte Instruktion zu benutzen, um dem Willen der Saratower Obrigkeit, die Kolonisten als nur Bauern zu erhalten, nachzukommen. Die Händler fügten sich den Anordnungen ihres Vorstehers. Es ging zwar wider ihren Willen, doch konnten sie sich nicht zum Widerspruch entscheiden, weil in diesem Zwang ein Schein von Sorgen um sie stand. Das war ein alter und erprobter Schachzug der Regierung. Im Lichte der Sorgen um die Untertanen zwingt man diese im Interesse der Machthaber zu handeln.

Hans Haal verbreitete, daß er an die Linie umsiedeln werde. Damit rief er großes Aufsehen hervor. Die Übersiedlungslust wurde von neuem angestachelt. Wieder kündigten viele Kolonisten den Verkauf ihrer Wirtschaften an. Die Kolonie war in Aufruhr.

Seb sprach mit Haal, der jetzt Führer der Umsiedler war. Er hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, den Übersiedlungsdrang einzudämmen.

„Die Übersiedlung stürzt die Leute ins Unglück“, mahnte Seb zum wiederholten Male.

„In Gemütsruhe wird schwerlich einer seinen Heimatort verlassen“, versetzte Haal.

„Es kommt soweit, daß ich gewaltsam dem schädlichen Treiben ein Ende setzen muß“, sagte Seb betrübt.

„Darf ich gehen?“ wollte darauf Haal wissen. Seb nickte.

Am Morgen fuhren mit weißen Planen versehene Wagen auf die Straße. Auch Hans Haal erschien mit seinem Fuhrwerk. Vor seinem Tore hielt er an und schaute schweren Herzens zurück. Etwas stak ihm würgend in der Kehle. Schnell bestieg er sein Gefährt und fuhr weit bis ans Ende der Straße, dort hielt er noch einmal, und erst nach einer Weile fühlte er sich freier. Er fragte sich: Ich fahre doch aus eigenem Willen fort, warum gräme ich mich?

Viele Kolonisten waren zur Verabschiedung der Umsiedler erschienen. An beiden Seiten der Straße standen sie, alt und jung, Freunde und auch Feinde. Der lange Zug der Wagen fuhr aus der Kolonie auf die Höhe am Karaman in Richtung Saratow. Die Kolonie blieb tief im Tai zurück. Still saßen die Leute in ihren Wagen. Nur die Pferde hörte man ab und zu prusten. Hans Haal führte den Zug an. Ihm folgte Heinrich Schulz. Auf der Höhe hielten sie. Manche schauten mit gemischten Gefühlen zurück nach ihrem Heimatdorf.

Die Männer versammelten sich, um noch einmal einige Fragen der Reise zu besprechen. Heinrich Schulz rollten ein paar Tränen über die Wangen. Er schrie Haal böse an:

„Fahr weiter, ehe ich umdrehe!“

„Ja“, sagte noch einer, „macht jetzt schnell, daß wir hier wegkommen.“

Weit in der Ferne lag Saratow, die Stadt, auf die die Kolonisten so große und schöne Hoffnungen gesetzt hatten, die aber tief und schmerzlich verweht wurden. Nun verließen die Kolonisten ihren ersten Heimatort in Rußland in der Hoffnung, eine neue und bessere Heimat zu finden.

Fünftes Kapitel IM HERBST DES LEBENS

Katharina II. war gestorben.

Seb ließ in der Kolonie schwarze Trauerfahnen setzen. Der alte Pfarrer Johannes betete in der Kirche für die Seele der verstorbenen Herrscherin." Die Kolonisten beteten demütig mit, dachten aber nicht daran, bei Gott um Gnade für die Zarin zu bitten, denn sie waren überzeugt, daß Gott im Himmel sich nicht unterstehen wird, der Seele der Zarin etwas zuleide zu tun.

Im Kolonieamt hatten sich Seb, Philipp Schreiner und Karl Frank versammelt. Ein jeder der Männer fragte sich, ob mit einem neuen Zaren auch eine Änderung im Leben der Kolonisten eintritt.

„Ein Zar bleibt ein Zar, wie er auch heißen wird. Und für uns Kolonisten sorgt er ganz bestimmt nicht. Für den Zaren sind wir, was unsere Pferde für uns sind — Arbeitstiere“, erklärte Philipp Schreiner.

„Kronprinz Paul soll den Kolonisten wohlgesonnen sein“, beschwichtigte ihn Seb. Lange unterhielten sich die Männer und kamen zu keiner einheitlichen Meinung.

Später, kurz vor der Krönung Pauls I., kam Seb in einem Gespräch mit Goguell noch einmal auf diese Frage zurück. Goguell lächelte erheitert dazu und sagte:

„Ihr habt beim Zaren bedeutend mehr Rechte als eure Pferde bei euch. Die Fische im Karaman und die Hasen im Felde haben aber mehr Freiheit als ihr.“

Goguell fragte Seb nach Kolonisten, die einen nachlässigen Lebenswandel führen, was nach seiner Ansicht der Hauptgrund der Verarmung wäre. Seb suchte dem Kreiskommissar zu beweisen, daß es in der Kolonie keine Müßiggänger und keine Verschwender gäbe. Die Verarmung einiger Familien rühre von Krankheiten und anderen Unglücksfällen her.

„Nicht alle Menschen sind zur Arbeit und Wirtschaftsführung gleichermaßen fähig. Die Schwächeren müssen da den Stärkeren unterliegen“, erklärte Seb.

Von schwachen und starken Menschen wollte Goguell nichts hören. Nach seiner Meinung gab es nur ordentliche und strebsame Menschen und Verschwender und

Müßiggänger. Damit erklärte der Offizier auch die Unterschiede in den Besitzständen der Menschen.

Seb ließ sich aber durch Goguell nicht vom Nachdenken abschrecken. Er ahnte eine Veränderung in der Lage der Kolonisten. Wenn auch kein großer Umschwung zu erwarten war, doch manches, glaubte er, wird in neue Bahnen geleitet werden. Ganz gleiche Menschen gibt es nicht. Auch keine ganz gleichen Zaren.

Goguell gefiel auch die heranwachsende Jugend nicht. Er sagte:

„Das junge Volk ist über alle Maßen ausgelassen, und von ihm ist nichts Gutes zu erhoffen. Von Enthaltbarkeit und friedlichem Zusammenleben hat es keine Ahnung. Daran tragen die älteren Kolonisten die Schuld, weil sie die jungen Leute zu wenig zu guten Sitten if*hd zur Arbeit anhalten,“

Auch Seb hatte schon so manches Mal über die heranwachsende Generation nachgegrübelt und war nicht frei von Besorgnis. Er versuchte einzulenken:

„Wir waren in unserer Jugendzeit ebenso leichtsinnig und unerfahren, wie es unsere Kinder heute sind.“

„Unsere Eltern haben uns fester im Zaum gehalten“, widersprach Goguell. „In der Jugend zeigt sich der künftige Mann. Leicht biegt sich nur ein junges Holz, ein alter Stamm bricht.“ Der Kreiskommissar beschuldigte Seb, daß dieser sich nicht tief genug in das Familienleben der Kolonisten einmischte. „Wo sind Ehre und Gehorsam den Bejahrten gegenüber geblieben?“ fragte Goguell. „Die Alten“, so Goguell, „sind unsere Gesetze, Ehre und Ergebenheit der Obrigkeit gegenüber, unsere Sitten und Gebräuche, die Sorge für das ewige Leben.“

Seb nickte. Auch ihm gefiel manches an der Jugend nicht. Ihm war unverständlich, warum sich die Kinder weigerten, in den Spuren ihrer Eltern zu gehen. Ob sie dazu nicht fähig sind, oder die Lebensweise der Alten fehlerhaft ist und die jungen Leute das sehen und nicht auch Fehler begehen wollen, konnte er nicht herausfinden. Seb fühlte seit langem diese Unklarheit, aber nur wenige wollten sich darüber Gedanken machen. Jeder Erwachsene pochte erst einmal auf sein Recht in der Familie. Die Eltern verlangten unbedingten Gehorsam und viel Arbeit – genau nach demselben Muster, wie der Staat aufgebaut war.

Goguell verabschiedete sich von Seb mit den Worten: „Der Staat wird dem Leben der Kolonisten nie freien Lauf lassen, das ist nur den Hasen im Feld und den Fischen im Karaman gestattet.“

Seb geriet bei diesen Worten in Zorn, aber bald beschlich ihn Zweifel: Vielleicht ist es richtiger, wenn strengste Ordnung statt freier Entfaltung im Leben waltet.

Bei Seb zu Hause war Hochzeit. Sein Sohn Philipp heiratete Hermine. Als Damke seine Tochter zu Seb in die Kolonie gebracht hatte, munkelten viele Kolonisten von einem solchen Ausgang. Darum wunderte sich jetzt niemand.

Gefreit hatte Philipp Hermine bei ihren Eltern in Pokrowsk. Seb hatte keinen Augenblick an Damkes und Margets Einwilligung gezweifelt. Auch Hermine hatte schon lange kein Hehl mehr daraus gemacht, daß sie sich mit Philipp fest verbunden fühlte.

Katrin, die seit mehr als dreißig Jahren nicht mehr in Pokrowsk gewesen war, halte sich über die großen Veränderungen, die seitdem hier vor sich gegangen waren, gewundert. Die Stadt war um das Doppelte größer geworden. Die Siedlung der Auswärtigen war mit der Kosakenstadt verschmolzen. Viele Teiche und Gräben fehlten einfach. Es gab jetzt mehrere lange Straßen mit geraden Häuserreihen. Groß und lebhaft lag der Marktplatz am Ufer der Wolga. Mehrstöckige Häuser mit Läden waren in der Nähe entstanden. Auf dem Markt traf man nicht wenige Kolonisten-Handwerker in ihren Werkstätten. Besonders zahlreich vertreten waren Schneider und Schuster. Es fehlte nicht an Sattlern, Gerbern, Schmieden und Tischlern.

Katrin fragte nach Marfa, Kobsars Tochter. Sie erfuhr, daß Marfa an Schwindsucht gestorben war.

Daniel und Marget Damke hatten Seb und Katrin, deren Sohn und den Heiratsvermittler Philipp Schreiner sehr gastfreundlich empfangen. Sie hatten sich gefreut, war es doch ihr Wunsch, Hermine an Philipp zu verheiraten.

In der geräumigen und mit Zierat geschmückten Wohnung Damkes fühlten sich die Bauers gut aufgenommen. Nachdem das gegenseitige Fragen und Antworten aufgehört hatte, hatte Philipp Schreiner begonnen, seinen Auftrag vorzubringen. Er sagte, daß die Eheleute Bauer einen tüchtigen Sohn großgezogen hätten. Schreiner zählte viele gute Eigenschaften des jungen Mannes auf. Besonders lobte er den Freier für dessen Fleiß, Enthaltbarkeit und den Gehorsam seinen Eltern gegenüber. Damke und Marget hatten aufmerksam zugehört, als Schreiner sagte:

„Philipp hat beschlossen, seine eigene Familie zu gründen. Die Frau, die er sich erwählt hat, ist ebenso tüchtig wie er.“ Damke nickte. Schreiner fuhr fort: „Ihre Tochter Hermine könnte Philipp und auch seinen Eltern gefallen.“ Stolz schauten die Damkes auf Hermine. Schreiner bemerkte ihren Blick und fuhr fort: „Nun Ihr Wort, werthe Freunde und Eltern der Braut.“

Damke hatte verneinend den Kopf geschüttelt.

„Eine Tochter verheiraten ist nicht leicht. Ein solcher Schritt muß tief bedacht werden.“

„Wir kennen uns ja schon lange und gut“, wandte Marget ein.

Seb und Katrin nickten bejahend zu Margets Worten.

„Vielleicht nicht gut genug, um so einer ernsten Prüfung wie die Verheiratung unseres Kindes standzuhalten“, begann wieder Damke.

Marget versuchte erneut, die harten Worte ihres Mannes abzuschwächen.

„Alles von einem Menschen zu erfahren, ist noch niemandem gelungen. Es reicht, wenn man seinen Charakter kennt. Ein jeder weiß, daß Vorsteher Bauer und auch Frau Katrin gute Leute sind.“

Noch eine Weile hatte sich das Gespräch zwischen den Werbern und den Eltern der Braut, das, wie es Philipp und Hermine schien, völlig unnötig war, hingezogen. Endlich war Hermine nach ihrem Wunsch gefragt worden, den sie mit einem freudigen „Ja“ kundtat.

Am reichlich gedeckten Tisch hatte man noch lange gegessen und alles Notwendige besprochen.

Auf der Hochzeit ging es lustig zu. Es wurde gezecht, getanzt und gesungen. Die Musikanten ließen es an Spiel nicht fehlen: Geige, Flöte, Zither und auch das Horn, alles war im Gange. Von Zeit zu Zeit griff auch Seb zur Geige, und es wurde besonders schön.

Seb und Damke saßen in der kleinen Stube am Tisch beim Wein. Ein Kolonist von der Bergseite hatte ihn gekeltert. Er stand gutem Rheinwein nicht nach. Seb schaute Damke eine kurze Weile forschend an. Damke war alt geworden: Unzählige Falten im Gesicht, das Haar grau und dünn und die Augen blaß. Damke saß still am Tisch und war in Nachdenken versunken.

„Es vergehen noch einige Jahre, und wir Alten stehen ganz im Hintergrund, dürfen nur noch zusehen, wie das junge Volk schaltet und waltet“, sagte Seb. „Ach, wie schnell ist das Leben vorbeigeflogen! Die Jahre waren kurz wie Tage und viel zu kurz war die Zeit zum Wirken.“

Auch Damke war traurig. Er tröstete sich aber damit, daß die Jahre, die er noch leben konnte, ihm ausreichen würden, alles zu vollbringen, was ihm noch bevorstand, und ihm auch noch Zeit zur gemüthlichen Altersruhe bleiben würde.

Nach dem Hochzeitsfest führte Seb Schwiegervater Damke in die Werkstube seines Sohnes. Der baute gerade einen zweispännigen Wagen. Philipp hatte sich eine Ecke für Sattler-,

für Tischler- und auch eine für Schlosserarbeiten eingerichtet. Die Räder des Wagens waren schon fertig, und Damke mußte sich über die saubere Arbeit wundern.

„Die jungen Burschen hier am Karaman“, bemerkte er, „bringen es einmal weiter als wir. Sie haben uns jetzt schon einiges voraus.“

„Ja“, bestätigte Seb, „wir können auf unsere Kinder stolz sein. Unser Werk kommt in zuverlässige Hände.“

„Das ist tröstend für uns, und wir können leichter den Tod erwarten“, ergänzte Damke. „Schade nur, daß gerade jetzt, wo das Leben auf der Welt immer schöner und besser wird, wir schon alt und schwach sind.“

Um Seb zu verwundern, sagte er noch:

„Es gibt jetzt schon Schiffe, die mit Dampf getrieben werden, bald werden solche auch auf der Wolga fahren.“

Kurz vor Weihnachten erhielt Katrin einen Brief von ihrer Mutter aus Koblenz. Der Brief war vor einem Jahr und zwei Monaten geschrieben worden. Katrin weinte vor Freude. Ihre liebe Mutter lebte noch. Sie hat ihre Tochter nicht vergessen und wartet auf sie. In ihrem langen Brief, den sie unter Tränen abgefaßt hatte, erzählte Marget Linneberger von den großen Veränderungen, die während Katrins Abwesenheit vorgegangen waren. In Koblenz stünden jetzt Manufakturen, wo hablose Menschen ihr Brot verdienen. Auch seien in der Stadt viele Häuser gebaut worden, und es wäre jetzt leichter, eine Wohnung zu mieten. Veronika, Katrins Schwester, habe sich verheiratet und sei mit ihrem Mann, einem Hutmacher, nach Mainz gezogen. Ihr Geschäft dort gehe gut. Katrins Bruder Stephan habe sich eine tüchtige Frau genommen. Er wirke in der Werkstatt des Vaters und habe sich ein neues Haus gebaut. Das Vaterhaus sei für Katrin bestimmt, wenn sie aus Rußland zurückkehre, schrieb Katrins Mutter.

„Die Bürger von Koblenz leiden jetzt keine so große Not mehr, als in der Zeit, wo Du uns verlassen hast. Das einzige, was uns stark bedroht, ist der Krieg mit den Franzosen.“

Katrin weinte. Sie konnte den Brief nicht in einem weg lesen. Es verging fast ein ganzer Tag, bis sie am Ende angelangt war. Am zweiten Tag las sie ihn noch einmal durch. Am dritten Tag sagt« sie zu Seb:

„Mein Wunsch wäre, mich in die Heimat zu begeben. Ich sehne mich nach einer ruhigen trauten Stätte. Das Alter wünscht Ruhe, wo weder Kälte noch Hitze quälen.“

Seb schwieg eine Weile. Auch ihn hatte der Brief gerührt. Er dachte an das Neckartal und die milde Witterung in Langenreuth. Wenn er dort seine alten Tage verbringen könnte...

Seb fragte Katrin:

„Aber unsere Kinder, werden sie uns folgen?“

Katrin seufzte schwer.

„Wir werden sie überzeugen, daß es für sie in Deutschland besser ist als am Karaman.“

„Ist es das wirklich?“ fragte Seb. „Ich glaube nur schwerlich daran. Unsere Kinder sind am Karaman geboren, und die Kolonie ist ihre Heimat.“

Von dem Brief aus Koblenz erfuhr die ganze Kolonie. In allen Familien wurde darüber gesprochen. Die Alten erinnerten sich noch gut an Deutschland, das Land ihrer Kindheit. Die Erstansiedler waren aber jetzt in der Minderheit. Eine neue Generation lebte am Karaman. Für sie war Deutschland ein fernes unbekanntes Land, mit fremden Leuten und anderem Leben. Die alten Kolonisten erinnerten sich auch an die großen Nöte, die sie in Deutschland durchlebt hatten, und sie glaubten nicht alles, was Marget Linneberger aus Koblenz berichtete. Sie waren durch ihre Lebenserfahrungen gut belehrt worden und zweifelten an allen Nachrichten, wenn es auch die reinste Wahrheit war.

Einige Familien beschlossen, in die alte Heimat zurückzukehren. An ihrer Spitze stand Philipp Schreiner. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend sprach er von nichts anderem als seinem Thüringer Land. Seb hatte sich noch nicht zur Rückwanderung geäußert.

Bei Gelegenheit sprach er mit seinem Sohn Philipp.

„Wie ist deine Meinung zur Rückwanderung nach Deutschland?“

Philipp war verlegen und überrascht, mit welchen Gedanken sich sein Vater trug. Zur Zeit der Übersiedlungswelle an die Linie war Seb sehr dagegen, daß die Kolonisten den Karaman verließen. Hatte er sich früher auch nach Deutschland geseht?

„Ist das Leben in Deutschland wie hier bei uns, besser oder schlechter?“ wollte Philipp wissen.

„Ganz anders als am Karaman“, antwortete Seb. „Und warum wollen wir da von hier fortziehen, Freunde und Bekannte verlassen?“

Seb schwieg. Er selbst hatte ja nicht die Absicht zurückzugehen, doch Katrin ließ ihm keine Ruhe, deshalb wollte er erfahren, was Philipp darüber dachte. Jetzt lebte auch Hermine bei ihnen, und diese hing sehr an ihren Eltern und Geschwistern in Pokrowsk. Was das Trennen von Angehörigen anging, hatte Seb seine festen Grundsätze: die Kinder dürfen die Eltern verlassen, doch die Eltern die Kinder nicht. Seb hatte dafür seine Beweise: die Kinder stehen am Anfang, die Eltern am Ende ihres Lebens; erstere können eine neue Lebensbahn betreten, die Eltern aber müssen nach alter Weise ihr Leben zu Ende führen. Die Rückwanderer nach Deutschland hatten sich bei Philipp Schreiner versammelt. Es wurde viel und ernst von Deutschland gesprochen, von Landmangel, der Willkür der adligen Gutsherren, ihrem Vorrecht in der Landnutznießung, dem Flurrecht. Philipp Schreiner sagte:

„Soweit ich weiß, sind diese üblen Zustände in Deutschland alle abgeschafft worden und entscheidend für uns ist; daß wir uns am Karaman Fertigkeiten im selbständigen Wirtschaftsführen angeeignet haben. Auch Mut haben wir, um mit den verknöcherten Gutsherren fertig zu werden.“

Salomon Klein redete immer wieder vom Weggehen:

„Wir sind hier auf einer kleinen Insel in einem großen fremden Meer, und wenn es auf diesem Meer Sturm gibt und die Wellen hoch schlagen, werden sie unsere Insel überschwemmen und wir ertrinken.“

„So schlimm ist es nicht“, entgegnete Karl Frank. „So gefährlich ist das Meer nicht, das uns umgibt. Wir werden immer unser Recht suchen können und uns zu verteidigen verstehen.“

Die Buben sangen abends ein Lied auf den Straßen.

Der Philipp aus dem Thüringer Wald,
der lockt nach Deutschland mit Gewalt.
Alle Karamaner Bauern
sollen dort hungern und versauern.

Darum folgt ihm nicht.
dem alten Bösewicht.
Und bleibt am Karaman wohnen,
anstatt in Deutschland fronen.

Kreiskommissar Goguell brachte Seb die Nachricht, daß in Saratow das Kontor der Verwaltung für Ausländer neu eröffnet wurde. Für Seb war das eine überraschende, aber nicht unangenehme Nachricht.

Goguell maß dem Geschehen auch große Bedeutung bei. Er konnte es nicht unterlassen, seine Ansicht darüber auszusprechen.

„Zar Paul I. hat hiermit den Kolonisten einen harten Fußtritt versetzt.“

Seb konnte Goguell nicht verstehen.

„Wieso?“ fragte er.

„Die Gründung einer Sonderverwaltung für die Kolonisten gefällt den Russen nicht. Die Kolonisten werden damit von dem russischen Volk abgetrennt, was für ihr Gedeihen von Schaden sein wird.“

Seb widersprach aus dem Versehen, daß es besser sein müsse, wenn die Behörden in einer den Kolonisten verständlichen Sprache verwalten. Die Kolonisten kämen dadurch der Regierung näher und könnten sich leichter anpassen. Doch Goguell erklärte, daß man in Saratow diese Sache ganz anders betrachte. Iwan Ryschow, ein Beamter des Kameralhofes, hatte folgende Auffassung:

„Es ist unerhört, daß Untertanen des Russischen Reiches mit Hilfe der Sprache eines fremden Landes regiert werden sollen. Solch ein Umstand lockert das Reich, anstatt es zu festigen.“

„Daraus folgt“, schloß Seb, „daß man in Rußland nur russisch sprechen darf?“

„Ganz richtig. Fremde Sprachen bedeuten fremde Menschen, und fremde Menschen sind innere Feinde des Reiches. So urteilt man in höheren Kreisen.“

„Das sind falsche Schlüsse. Wenn Zar Paul I. auch dieser Meinung wäre, hätte er das Tutelkontor nicht restauriert.“

„Was von Zar Paul I. in Zukunft zu erwarten ist, wagt niemand vorherzusagen. Iwan Ryschow hält den Zaren für einen Deutschfreund wie seinen Vater Peter III. und befürchtet, daß Paul I. dem Russischen Reich großen Schaden bringt.“

Goguell bat Seb über ihre Unterhaltung Stillschweigen zu bewahren.

„Meinungsäußerungen über die Regierung können bei uns sehr gefährlich werden. Es wird hier als schweres Verbrechen geahndet.“

Goguell und Seb sprachen auch über das Rückwanderungsstreben, das zahlreiche Kolonisten ergriffen hatte. Der Kreiskommissar hielt es für äußerst einfältig zu glauben, daß die Regierung die Auswanderung erlaubt. Umgekehrt, Rußland wird die Einwanderung aus Westeuropa auch weiterhin fördern, um seine Grenzgebiete zu festigen.

Die vom Heimkehrdrang erfaßten Kolonisten glaubten Goguells Worten nicht. Sie beriefen sich auf das Manifest der Zarin Katharina II., das ihnen die Rückkehr nach Deutschland erlaubte. Um ihr Recht zu beweisen, entsandten sie Philipp Schreiner und Karl Frank in das deutsche Kontor zum Oberrichter. Diese sollten von dort die Bestätigung bringen, daß den Kolonisten das Recht zustehe, Rußland zu verlassen.

Es war bereits Herbst geworden. Im zeitigen Frühjahr wollten die Heimkehrer aufbrechen und bis zum nächsten Herbst die deutsche Grenze erreichen. Die Reise nach Deutschland gedachten sie auf ihren Fuhrwerken zu machen.

Seb fuhr mit Philipp auf einem leichten Wagen ins Feld. Der braune Hengst trabte seines Weges. Seb besah sich das Roggenfeld, das Philipp eingesät hatte. Die Saat stand gleichmäßig, üppig und saftig grün. Kein Saatfehler oder Pflugschuler — alles war gut gemacht. Seb mußte sich eingestehen, daß er die Arbeit nicht besser fertiggebracht hätte.

Am Abend sagte Seb zu Katrin:

„Es ist Zeit, daß wir uns zurückziehen, sonst werden wir unseren Kindern im Leben hinderlich.“

„Glaubst du, wir sollten verschiedene Wege gehen?“

„Nicht unbedingt, aber die Kinder sind soweit, daß sie jetzt besser als wir vorangehen können. Das Leben ist nun mal so: die Alten müssen den Jungen den Platz räumen.“

„Fühlst du dich schwach?“ wollte Katrin wissen.

„Nein, nicht schwach, aber Philipp ist stärker als ich, und wenn wir das nicht zur rechten Zeit verstehen, machen wir einen großen Fehler, der uns und auch den Kindern schaden kann.“

Der Winter stand vor der Tür. über die Steppe wehte kalter Wind. Die Blätter waren von den Bäumen gefallen, der Wald stand kahl. Nur kurze Zeit am Tage weidete das Vieh auf den abgeernteten Feldern; das übrige Futter erhielt es im Stall. Die Pferde waren kräftig, und Seb sah sie mit Wohlgefallen. Wenn er ans Auswandern dachte, konnte er sich nicht vorstellen, daß er sich von ihnen trennen sollte. Seb liebte die Tiere, oft ging er in den Stall, sah zu, wie sie fraßen, sich ausruhten. Im Verlaufe von vielen Jahren hatte er sie gut verstehen gelernt. Sie hatten sehr verschiedene Charaktere: ruhige verträgliche Naturen, und auch hitzige und zänkische waren unter ihnen.

Der Gedanke an Rückwanderung setzte sich bei Seb nicht fest, viel zu stark fühlte er sein Leben an den Karaman gebunden. Hier stand das Werk der besten Zeiten seines Lebens.

Philipp Schreiner und Karl Frank waren in Pokrowsk bei Damke eingekehrt. Damkes Gasthaus war kurz zuvor umgebaut worden und konnte sich wirklich sehen lassen. Die Zimmer blitzten vor Reinheit. Hölzerne Bettgestelle versprachen eine angenehme Nacht.

Daniel Damke hatte sich aus Altersschwäche vom Geschäft fast völlig zurückgezogen. Nur hie und da, gab er Anweisungen oder half bei leichten Arbeiten. An seiner Statt wirtschafteten sein Sohn Karl und Marget, die ja viel jünger als ihr Mann war und noch keine Schwäche spürte.

Als die Gesandten vom Karaman Damke von ihrem Vorhaben, nach Deutschland zurückzugehen, erzählten, wiegte Damke bedenklich den Kopf. Er wollte sich nicht dazu äußern, denn aus Erfahrung wußte er, daß alte Leute nicht gern Rat annehmen. Doch in Gedanken sagte er sich, daß Schreiner und auch die anderen Alten, die heimkehren wollten, viel zu alt waren für ein neues Leben in Deutschland.

Frau Marget hörte dem Gespräch von der Heimkehr mit Tränen in den Augen zu, aber ein Fortziehen lehnte sie entschieden ab. Ihr Sohn Karl lächelte dazu. Für ihn war das Gerede von der Rückwanderung nur eine harmlose Unterhaltung der Alten.

Philipp Schreiner sagte betrübt:

„Unsere Kinder verstehen uns nicht. Sie haben nie das Land gesehen, wo unsere Wiege stand, und können es darum nicht lieben und schätzen. Wir müssen hier, wenn es nicht anders geht, unser Vaterrecht gebrauchen. Es gibt Fälle, wo man den Menschen mit Gewalt zu ihrem Glück verhelfen muß.“

Damke schüttelte den Kopf.

„Mit Gewalt machst du niemand glücklich, weil Gewaltverspüren ein großes Unglück ist, das das größte Glück nicht ausgleichen kann.“

Damke erzählte, wie Unholde* ihn in seiner Jugend zum Offizier gemacht und ihn zu Gewalttaten verleitet hatten.

„Die Jugendverführer müßten von Rechts wegen gesetzlich verfolgt werden. Aber anstatt dessen werden sie gelobt und dürfen ungehindert viele Tausende junge Menschen aus Eigennutz-ins Unglück stürzen.“

Die Fahrt über die Wolga war gefahrvoll. Reißender, kalter Wind wühlte das Wasser des Flusses auL-Das Boot wirbelte auf dem tobenden Wasser und drohte jeden Augenblick umzukippen. Nach einigen Stunden müheyoHen Ringens erreichten sie das Saratower Ufer. Schreiner und Frank wurden sofort im Saratower Kontor der Vormundschaft vorstellig. Man teilte ihnen mit, daß sie erst nach einigen Tagen vorgeladen würden. Die Karamaner Bittsteller hatten somit Zeit genug, bekannte deutsche Bürger in Saratow aufzusuchen.

Bei Schneidermeister Johann Beyer führten sie eine lange Unterhaltung. Hauptsächlich ging es um die Auswanderung nach Deutschland. Beyer und seine Familienangehörigen und einige seiner Freunde, die zugegen waren, lauschten gerührt der Erzählung von der alten Heimat. Sie fragten die Karamaner nach vielen Einzelheiten von Deutschland, doch zur

Auswanderung verhielten sie sich gleichgültig. Das betrückte Schreiner und Frank, die gehofft hatten, bei den Deutschen in Saratow großen Anhang zu finden.

Am vierten Tag nach der Ankunft durften die Bevollmächtigten der Karamaner Auswanderer bei Oberrichter Jeremejew vortreten. Streng maß der seine Besucher erst eine Weile von Kopf bis Fuß. Danach teilte er ihnen in harten eintönigen Worten die Neueröffnung des Kontors der Vormundschaft für Ausländer und dessen Aufgaben mit. Er machte eine Pause, um seinen Worten den richtigen Nachdruck zu verleihen, und fuhr fort:

„Ihnen wird zusätzlich genügend Land zugemessen werden. Die Kolonisten sollen mit nichts belastet werden. Die Saratower Gouvernementsverwaltung hat den Kolonisten ausreichend Bauholz zuzustellen, damit sie Häuser und andere Gebäude errichten können. Sittlichkeit und Fleiß bei der Arbeit sollen noch stärker gepflegt werden.“

Jeremejew brach abrupt ab und nickte verabschiedend mit dem Kopf.

Philipp Schreiner erkühnte sich und brachte ihr Anliegen vor. Das Gesicht des Oberrichters verfinsterte sich. Er schaute Schreiner eine Weile schweigend an. Dann sagte er:

„Mit Ihrer Angelegenheit müssen Sie bei Ihrem Vorsteher vorstellig werden. Dieser kann die Frage der Gemeindeversammlung zur Behandlung vortragen. Wenn die Gemeindeversammlung Ihrem Anliegen zustimmt, dann ist der Gemeindebeschluß dem Obervorsteher zur Bestätigung vorzulegen. Wird der Beschluß bestätigt, sind Bevollmächtigte mit dem Beschluß an uns zu beordern. Wir werden das Schreiben an den Senat weiterleiten.“

Somit mußten Schreiner und Frank unverrichteter Dinge Saratow verlassen. Als sie das Pokrowsker Ufer erreicht hatten, klagte Schreiner über Schwäche in den Beinen und Schwindelgefühl. Auch im Gasthaus bei Damke wurde ihm nicht besser. Frau Marget kümmerte sich rührend um ihn, sie meinte, er sei stark erkältet.

Frank erzählte von dem Empfang bei Oberrichter Jere-mejew. Damke nickte schweigend dazu und sagte dann: „Sei nicht betrückt. Wer weiß, was da gut und was schlecht ist. Die Russen sagen, es scheint immer dort besser zu sein, wo man nicht ist...“

Um Schreiners Gesundheit war es auch am Morgen nicht besser bestellt. Frank und Damke legten den fast bewußtlosen Kranken auf den Wagen, und die Pferde zogen in Richtung Karaman. Der Himmel war trübe, rauher kalter Wind blies heftig. Zeitweise regnete oder schneite es. Frank trieb die Pferde an. Er mußte Schreiner so schnell wie möglich in die Kolonie bringen. Gegen Abend erreichte das Gefährt die Karamanhöhe. Bis zur Kolonie war es nicht mehr weit. Frank sah besorgt auf Schreiner. Dessen Gesicht war völlig entstellt. Erschrocken rief Frank: „Philipp! Philipp!“, dann rüttelte er ihn. Schreiner war tot.

Ein kalter Schauer überlief Frank. Anstatt einer frohen Nachricht bringt er einen Toten nach Hause. Er saß wie gelähmt in der Droschke. Langsam fuhr er der Kolonie zu. Die Dunkelheit ließ sich auf die grauen Häuser herab.

Freunde und Bekannte erschienen in Schreiners Haus, ihr Beileid auszudrücken. Peter von der Lauterbach wollte von Frank wissen, was sie in Saratow ausgerichtet hatten. Frank antwortete nicht darauf. Er winkte nur verzweifelt ab. Von der Lauterbach sah ihm voll ins Gesicht und sagte: „Das war vorauszusehen. So verschwenderisch ist die Regierung nicht.“

Philipp Bauer und August Frank standen auf dem Hofe und sprachen miteinander.

„Die Erstkolonisten werden immer weniger“, sagte Philipp.

„Von der Lauterbach ist auch vom Alter nicht unterzukriegen. Ehe er nicht alle Hasen im Feld gejagt hat, stirbt dieser alte Draufgänger nicht“, witzelte August.

Die Leute kamen und gingen. Anna Maria Kanter trat auf die jungen Leute im Hofe zu und schimpfte:

„Was steht ihr da fröhlich beisammen? Geht ans Totenbett und klagt und betet, denn auch an euch kommt einmal die Reihe zu sterben.“

Das junge Volk kehrte sich wenig darum, für sie waren solche Worte bedeutungsloses Geschwätz.

Die Tage des Winters vergingen gerade so wie in jedem Jahr. Die Kolonisten betreuten ihr Vieh, misteten die Ställe aus, fegten Höfe und Gassen und besserten Geräte und Werkzeuge aus. Die Weiber verrichteten die Hausarbeiten: kochten das Essen für die Familien, strickten und flickten Kleider. Der Winter war rau und kalt. Die helle Sonne am Himmel wärmte nur wenig, bei der grimmigen Kälte fiel das Atmen schwer. Der Schnee knirschte unter den Füßen. In dieser unfreundlichen Zeit verließen die Kolonisten selten ihre Häuser. Am warmen Herd warteten sie auf das Ende des kalten Winters.

Im selben Winter fanden Vorsteherwahlen statt. Seb fühlte sich vom Alter schwach und wollte nicht mehr kandidieren. Karl Frank, David Puhl und noch andere seiner Freunde versuchten Seb zu überreden, da es keinen anderen Mann in der Kolonie gab, der so gut wie Seb das Amt führen konnte.

Seb lehnte ab, obwohl er derselben Meinung war. Das aber nur, wenn er sich gesund und wohl fühlte. Wenn ihn aber die Schwäche befiel» war ihm alles gleich, da rührte und reizte ihn nichts mehr. Was ihm sonst am Herzen lag, entrückte ihm. Seb wollte jetzt in Ruhe zusehen, wie sich das Leben der Kolonie weiter gestaltet.

Vorsteher wurde Peter Junker, ein ruhiger, gemessener und würdiger Mann, der der Kolonie versprach, den Wiesenstreit mit den Pokrowsker Kosaken zu Gunsten der Kolonie zu lösen. Die Kolonisten glaubten wenig daran, daß sie der Wiese wieder habhaft werden könnten. Schon viele Jahre hatte sich Seb darum vergeblich bemüht. Die Kosaken blieben im Recht und behielten die Wiese für sich.

Nach der mißlungenen Mission Schreiner-Frank in Saratow war es mit der Auswanderungslust so gut wie aus. Nur Peter von der Lauterbach war entrüstet und entfaltete rege Tätigkeit zur Rückwanderung. Wankelmütige stachelte er auf. Selbst machte von der Lauterbach keinerlei Vorbereitung zur Auswanderung, und Regine gestand offen, daß sie nicht auswandern werden und daß Peter nur den Hilflosen beisteht. Peter von der Lauterbach besuchte Zusammenkünfte von Heimkehrern und sprach ihnen Trost und Mut zu.

Von der Lauterbach fuhr nach Katharinenstadt. Dort traf er mit Meister Albach zusammen.

„Die Regierung hat recht, wenn sie das Wandern einschränkt“, sagte der alte Albach. „Sie hält damit die Leute von ihrem Unglück ab.“ Derselben Meinung war auch Peter von der Lauterbach. Doch die Lust zum Streiten ließ ihn anders handeln. Lauterbach fragte den Meister nach alten Katharmenstädter Bekannten. Die meisten von ihnen waren gestorben. Albach erzählte:

„Schmied Johann Faller lebt noch. Er schmiedet aber schon viele Jahre nicht mehr. Sein Sohn Friedrich führt die Werkstatt. Er hat Lehrjungen und ist ein feiner Meister. An Kunden fehlt es ihm nicht, und er gedenkt, eine neue größere Schmiede zu bauen. Haupthindernis ist der Mangel an Metall. In der Stadt geht die Mär um, daß Kaufleute vom Ural uns Metall bringen wollen. Wenn dieses geschehen sollte, würde Faller seinen Kopf durchsetzen können. Erzeugnisse aus Metall sind heute sehr gefragt Das junge Volk will alles besser machen als wir zu unserer Zeit. Es ist sehr anspruchsvoll geworden.“

„Daß die jungen Meister besser arbeiten als die alten, scheint mir unglaublich“, widersprach von der Lauterbach.

„Wenn meine Worte dir zu wenig sind, dann geh in die Schmiede und überzeuge dich mit eigenen Augen. Fallers Friedrich macht Wunderdinge, von denen wir früher nichts wußten.“

„Das ist mehr Einbildung bei den jungen Leuten als Können. Die grünen Burschen wollen in allem besser sein als wir. Es fehlt ihnen aber an Erfahrung, Geschick und tiefsinniger

Überlegung." Von der Lauterbach begleitete seine Worte mit energischen Gesten. Die zwei alten Männer unterhielten sich noch lange und brachten immer neue Beweise für den höheren Wert der Alten. „Den jungen Männern fehlt es an Waghalsigkeit.“

„Was wird aus denen erst werden, wenn sie mal älter sind. Sie suchen jetzt schon immer nach Schutz und wollen sich nicht wehren, wenn ihnen Gefahr droht. Wenn heutzutage eine Horde Kirgisen sie überfiele, stürben sie alle vor Angst, und die Kirgisen müßten ohne Sklaven heimkehren.“

Albach lächelte zustimmend.

Der Winter ging seinem Ende zu. Des öfteren gab es warme milde Tage. Dann aber schneite es wieder große weiche Flocken. Sie fielen so dicht, daß es am hellen Tag dunkel war. Nach einem solchen Schneefall lag der Schnee hoch, und alle mußten lange schaufeln, um die Wege freizulegen. Gegen Abend stiegen hinter dem Sandberg schwarze Wolken auf, und reißender kalter Wind setzte ein. Ein starker Schneesturm tobte. Der Wind heulte durch Fensterläden und Hausdächer. Baumkronen bogen sich unter der Gewalt des Sturmes.

Bei Vorsteher Peter Junker erschien Karl Frank und meldete, daß sein Sohn August und Peter von der Lauterbach sich auf dem Heimweg von Katharinenstadt befänden. Frank bat den Vorsteher um Hilfe für die beiden, da diese bei dem Sturmwetter in großer Gefahr waren.

Junker ließ sofort die Glocken läuten. Tüchtige junge Männer wurden auf Reitpferden den Reisenden entgegengeschickt.

Die Nacht brach an, es wurde stockdunkel und das Geheul des Windes noch stärker als am Tage. Von der Lauterbach und August Frank waren noch immer nicht heimgekehrt.

Die Glocken läuteten ohne Unterlaß. Reiter, die abgelöst wurde, meldeten, daß sie das Glockengeläut weit von der Kolonie vernahmen. Je weiter die Nacht vorrückte, desto größer wurde die Sorge um die Fuhrleute. Vorsteher Junker und sein Beisitzer Hans Beyer sandten immer wieder Reiter aus, die die Umgebung der Kolonie absuchten. Karl Frank brachte eine Fuhre Stroh auf die Karamanhöhe und zündete das Stroh an. Der wütende Schneesturm riß es sofort auseinander.

Regine, die sich niemals um das Leben ihres Gatten geängstigt hatte, sagte ahnungsvoll:

„Ja, wenn Vater noch jung wäre, so käme er sicher heim, und wenn er drei Tage umherirren müßte.“

Schulmeister Kuhn betete im Hause bei Frank und von der Lauterbach, um den Unglücklichen Gottes Hilfe zu erbitten.

Gegen Morgen stießen Reiter auf dem Wege nicht weit von der Kolonie auf August Frank. Seine völlig entkräfteten Pferde zogen mit Mühe den Schlitten. August war steif vor Kälte und gab zu verstehen, daß er immer mit dem Schlaf kämpfen mußte. Als man August nach Peter von der Lauterbach fragte, sagte er:

„Vorne. Er hat mich wahrscheinlich im Stich gelassen.“

Am Morgen war die ganze Kolonie in Aufregung. Wieder waren die Männer zu Pferd und auf Schlitten bei tobendem Sturmwetter in die Steppe ausgezogen. Sie suchten Peter von der Lauterbach. Nirgends war eine Spur von ihm zu finden. Erst in der zweiten Tageshälfte stießen einige hinter der Karamanhöhe seitwärts von der Kolonie in einer Senke auf das Gefährt. Die Pferde waren steif und halb vom Schnee zugeweht. Von der Lauterbach lag im Schlitten, fest in seinen Kaftan gehüllt und auch zugeschneit. Er war tot. Der Leichnam war hart gefroren.

Die Männer brachten von der Lauterbach in die Kolonie. Die Nachricht verbreitete sich schnell. Jung und alt wollte den Verstorbenen sehen. Hof und Haus war bei von der Lauterbach voll von Menschen. Am Totenbett klagte, die Schwiegermutter Anna Maria Kanter.

Einer sagte:

„So wie er gelebt hat, ist er auch gestorben. Jeder Mensch sucht sich seinen Tod selbst, und zwar so, wie sein Gemüt ist.“

Der Sturm hatte sich gelegt, und der Tag versprach helles kaltes Wetter. Der Leichenzug war groß. Ein jeder wollte dem Unglücklichen das letzte Geleit geben. Auf dem schlichten Kreuz für den Verstorbenen stand geschrieben: Graf und Ritter Peter von der Lauterbach. So hatte es Regine verlangt. Es soll der Wunsch ihres Gatten gewesen sein.

Der Frühling begann früh und unverhofft. Unfreundliches rauhes Wetter wechselte in der Nacht mit warmer nebliger Stille. Der Schnee schmolz vor den Augen. Straßen und Höfe füllten sich mit tiefem Schneeschlamm. Wasser sammelte sich in Pfützen. Auch in der Nacht kühlte sich die Luft nicht ab. Die dichte Wolkendecke hing tief, kein Sonnenstrahl drang durch sie hindurch. Die Leute schaufelten Abflußrinnen für das Schmelzwasser. Gegen Abend rauschte das Wasser in Strömen durch die Gräben in den noch mit Eis bedeckten Karaman.

Der Fluß schwoll schnell an. Die Eisdecke Jaraeh, und der Eisgang begann. Schon lange war das Hochwasser im Karaman nicht so stark wie diesmal. Das war erfreulich. Ein wasserreicher Frühling läßt auf eine gute Ernte hoffen, glaubten die Kolonisten.

Nachdem der Schnee gewichen war, stellte sich warmes Wetter mit Sonnenschein ein. Die Steppe bedeckte sich mit Gras und bunten Blumen. Warme Landregen tränkten die Erde und ließen die jungen Pflanzen noch üppiger und saftiger wachsen. Die Bäume im Karamantal schmückten sich mit Laub und Blüten. In ihren Zweigen hüpfen und trillerten lustig Vögelein. Auch der Kuckuck ließ seinen Ruf weit im Wald erschallen. Die Kolonisten reinigten und putzten ihre Häuser und Stallungen, fegten ihre Höfe und die Straßen. Am Abend spielte die Jugend auf der Karamanhöhe ihre lustigen Spiele. Der Frühling hielt vollen Einzug.

An einem solchen schönen Frühlingstag näherte sich der Kolonie eine zierliche Kutsche mit stolzem Pferdegespann. Eine Reitereskorte begleitete das Gefährt. Niemand ahnte, wer der Insasse der Kutsche war.

Der Herr in der Kutsche war Paul Runitsch, derselbe Mann, der gegen Pugatschow gekämpft hatte. Das war vor beinahe dreißig Jahren. Vieles hatte sich seit jener Zeit in Rußland und auch in der Kolonie geändert. Damals stand der junge Offizier Runitsch im Dienste der Zarin Katharina II. Jetzt befolgte er den Willen eines anderen Herrn, des Zaren Paul I.

Runitsch kehrte nach alter Gewohnheit bei Pfarrer Johannes ein. Der General liebte leidenschaftlich das Philosophieren, und die Geistlichen waren ihm dafür die erwünschten Partner. Sein Lieblingsthema war Harmonie und Verträglichkeit unter den Menschen und ihre Beziehungen zur Göttlichkeit. Als Regel widersprachen ihm, die Geistlichen, da ein Zustand, behaupteten sie, ohne Widersprüche und leitende Gewalt zum Untergang der Menschheit führen müsse. Runitsch leugnete die Unterschiedlichkeit der Menschen nicht, aber er wollte Gerechtigkeit dabei walten sehen.

Pfarrer Johannes hatte Runitsch sogleich erkannt, und seine erste Frage war:

„Gibt es etwa wieder Krieg?“

„Gott behüte“, sagte Runitsch. „Krieg ist nicht mein Element. Ich stifte viel lieber Frieden als das Gegenteil.“

„Sie sind General und ohne Krieg sind Sie wie ein Bauer ohne Land“, bemerkte Pfarrer Johannes.

„Ich trage nur die Uniform eines Generals. Herz und Seele sind die eines ganz gewöhnlichen Philisters“, sagte Runitsch mit heiterer Miene.

„Sie untertreiben, Herr General“, sagte Pfarrer Johannes.

„Die Uniform zeigt nichts von dem, was in ihr steckt. Heutzutage tragen viele diesen teuren Rock...“ erklärte Runitsch.

Pfarrer Johannes wurde die Unterhaltung schon zu weltlich, und er wollte seine Befugnisse nicht übertreten. Und schon gar nicht durch Kritik an hohen Persönlichkeiten. Er schwieg daher.

Runitsch ließ Vorsteher Peter Junker und Seb kommen. Er stellte sich vor und sagte, daß er im Auftrage seiner Majestät des Zaren Paul I. handle. In seinem Namen spreche er allen Personen, die Pugatschow, Peter III., Hilfe erwiesen haben, Dank aus.

Die Anwesenden waren aufs äußerste erstaunt. Solch einen Widerspruch konnte niemand auch nur annähernd verstehen.

Runitsch schien nicht überrascht. Er hätte am liebsten selbst laut aufgelacht, aber sein Amt und der Auftrag des Zaren zwangen ihn zu ernstem Verhalten und 'Gebaren. Runitsch verlas die Namen aller Personen, die der Huldigung würdig erkannt waren. Erst nannte er Willem und die Leute seines Trupps, dann Seb und auch Peter von der Lauterbach. Seb fühlte sich so verlegen, daß Runitsch es nicht unterlassen konnte, eine kurze Erklärung abzugeben.

„Erinnern Sie sich, Vorsteher der Kolonie, als ich Sie zu jener Zeit bat, uns gegen Pugatschow — Peter III. — beizustehen? Sie sagten mir kurzweg ab, da Sie Ihre deutsche Kolonie nicht in den Krieg verwickeln wollten. Ich habe Sie aber verstanden: Sie wollten nicht gegen den deutschen, wie Sie glaubten, Peter III. gehen.“

Seb staunte noch mehr. Er wußte nicht, was er dazu sagen oder denken sollte.

Runitsch sprach weiter:

„Peter von der Lauterbach hat einen Trupp Freischärler an der Metschet bestraft. Damit hat er Pugatschow — Peter III. — vor Schändungen geschützt.“

Die Anwesenden schauten bekümmert einander an. Sie wußten nicht, sollten sie Runitschs Mitteilung als unbegreifliche Wahrheit oder als Hohn aufnehmen.

Runitsch beauftragte Vorsteher Peter Junker, die Nachricht von seinem Auftrag allen genannten Personen, die noch am Leben waren, mitzuteilen und auch den Angehörigen derer, die schon gestorben waren.

Noch lange Zeit nach diesem Vorfall sprach man in der Kolonie von dem seltsamen Beschluß des Zaren. Er war allen unverständlich. Soviel sich die Kolonisten auch bemühten, einen vernünftigen Sinn konnten sie darin nicht finden.

Am Totentag besuchten Seb und Katrin den' Friedhof. Seb hatte ihn noch zu seiner Zeit als Vorsteher neu umzäunen und ein prächtiges Tor am Haupteingang errichten lassen. Langsam, in tiefer Demut vor dem Tod, der so viele schon aus den Reihen der Erstansiedler fortgenommen hatte, schritten sie zwischen den Gräberreihen entlang. Viele, die da begraben lagen, hatten sie gekannt, sahen sie wie einst lebend vor ihren Augen. An Schulmeister Müllers Grab blieben sie stehen. Katrin legte einen Strauß weißer Blüten darauf. Das Grab war gepflegt und mit Ha-gebüttensträuchern und Blumen bepflanzt.

„Das macht die Susanna, seine Erbin, sie hat ihre Pflicht nicht vergessen und sorgt für das Grab ihres Wohltäters“, sagte Seb.

„Den Wohltäter hat Susanna schon längst vergessen. Die halten sich nicht lange in Erinnerung bei den Menschen. Doch den Geliebten, den hat sie noch nicht vergessen, und wird ihn auch noch lange in ihrem Herzen tragen“, erwiderte Katrin.

„Er hat sich immer gewehrt vor der Liebe, da er ihre Fesseln fürchtete. Und doch hat er es bis ans Ende nicht ausgehalten“, bemerkte Seb.

„Was du sprichst, ist nicht wahr. Die Fesseln der Liebe fürchtet niemand. Aber viele Menschen finden die Liebe lange oder gar nicht. So war es bei Schulmeister Müller. Die Furcht vor der Liebe ist rein erdacht, und keiner glaubt daran.“

Nicht weit von dem äußersten Grab stand eine alte Erle. Ihre breite und hohe Krone beschattete mehrere Gräber in ihrer Nähe. Seb stellte sich unter die Äste des Baumes und

lauschte dem leisen Rauschen in den Ästen. Sanft blies der Wind in die Blätter und Zweige des Baumes. Seb umriß mit der Hand eine Stelle unter dem Baum und sagte in ruhigem Ernst:

„Hier möchte ich begraben sein. In dem Schatten dieses Baumes werde ich meine Ruhe finden.“

Katrin schaute Seb erschrocken an.

„Sprich nicht so. Mir wird davon bange“, wehrte sie ab.

Am Sonntag nachmittag versammelten sich die Männer an der Kegelbahn bei Karl Frank im Hinterhof. Das schöne Wetter und das vergnügliche Spiel führten auch Seb nach alter Gewohnheit dorthin. Er freute sich überaus der geschickten Kegler unter den jungen Männern. Seb war früher in der Kolonie ein berühmter Kegler, war sogar einigemal Meister des Jahres, aber so gut abzuräumen wie sein Sohn Philipp, hatte er nicht verstanden.

Wieder einmal sollte der Kegelmeister des Jahres ermittelt werden. Schiedsrichter sahen auf die Einhaltung der Regeln beim Spiel und zählten auch die Punkte eines jeden Teilnehmers. Wer im Verlaufe der Woche bei gleichen Spielen die meisten Punkte erreichte, wurde Meister des Jahres. Es war der letzte Tag der Kegelwoche. Philipp Bauer und Franz Braun standen punktgleich. Keiner der anderen Teilnehmer konnte Philipp und Franz noch gefährlich werden.

Seb war erregt: sein Sohn war jetzt an der Reihe.

Die erste Kugel rollte und traf nur einen Kegel. Das war schlecht. Seb gab seine Hoffnung schon halb auf. Gewiß hatte sich der Junge aufgeregt. Wie bei jedem Spiel ist Gefäßtheit auch beim Kegeln wichtig. Wer sich nicht unter Kontrolle hat, hat verspielt.

Die nächste Kugel traf besser. Philipp hatte sich fest zusammengenommen und sein Ziel ins Auge gefaßt. Seb wurde es leichter ums Herz, seine verlorene Hoffnung kehrte wieder. Laute Jubelrufe erschallten: Philipp hatte seinen Gegner überholt! Er war Kegelmeister des Jahres! Seine Freunde umringten ihn. Darauf trugen sie ihn, in Begleitung der Teilnehmer und Zuschauer des Wettstreits, hoch auf einem Stuhle durch die Straße, zu seinem Haus, wo das Fest der Meisterweihe stattfinden sollte.

Alle waren froh und lustig. Die Männer sangen, spaßten und erzählten lustige Geschichten. Der Kegelmeister wurde beschenkt, ein jeder gab, was ihm gut dünkte – eine Tabakpfeife, ein Werkzeug, einen Strohhut. August Frank brachte einen bunten stolzen Hahn. Das alles erheiterte die Gesellschaft. Bei der Übergabe der Geschenke wurden lustige Worte oder Reime vorgetragen.

Seb lachte von ganzem Herzen.

„Siehst du, wieviel Freude noch auf der Welt ist, und du suchst schon einen Platz für dein Grab aus“, zürnte ihm Katrin.

Seb antwortete ernst:

„Das hindert mich nicht, noch lange zu leben. Es ist nur eine Vorsorge zur rechten Zeit.“

Die Festlichkeit dauerte bis in die Nacht. Der Himmel war trübe, und die Kolonie lag ganz in schwarzer Dunkelheit. Überall im Tale war es still, nur leise lispelte der Wind in den Blättern der Bäume am Ufer des Flusses.

Von Marget aus Pokrowsk kam ein Brief, sie klagte über die Gesundheit ihres Mannes Daniel Damke. Von Tag zu Tag, schrieb sie, ginge es ihm schlechter. Marget bat um Heilkräuter. Schafgarbe, Spitzwegerich und Blüten von Kamille und Beifuß zusammen mit Wurzeln von Blutwurz gebrüht, sollten ein heilsames Mittel geben. Seb verstand, daß Damke ernst erkrankt war. Er machte sich sofort daran, die Kräuter zu sammeln, obwohl er wenig an einen Heilerfolg glaubte. Er übersandte alles nach Pokrowsk. Nach einigen Wochen kam jedoch die Nachricht, daß Damke gestorben war. ..

Der Sommer brachte den Kolonisten viel Arbeit und Mühe. Um mit allem fertig zu werden, mußte man eifrig arbeiten. Halb schlummernd fuhren die Männer auf ihren mit Ähren beladenen Wagen vom Feld zur Tenne. Der Weg war weit und die Zeit knapp, und da nahmen

die Kolonisten in der Erntezeit die Nacht noch zum Tag hinzu. Nur ein, zwei Stunden Schlaf gönnten sie sich.

Kaum hatten sie das Getreide eingefahren, mußten sie mit der Herbstsaat beginnen und auch das Gemüse und die Gartenfrüchte einbringen. Die Nächte wurden zusehends kühler. Über den Karaman zogen in großer Höhe Wildgänse und Kraniche dem Süden zu. Der Hase näherte sich den Obstgärten und Tennen. Der Fuchs verkroch sich im Wald oder Graben. Raben und Elstern suchten in Baumkronen Schutz. Auf den Feldern wurde es leer und still.

Seb schreinerte in der Werkstube. Er bearbeitete ein Brett. An einer Stelle war ein harter Knorren im Holz. Seb holte kräftig mit dem Beil aus, und ein stechender Schmerz durchzuckte ihn. Ihm wurde schwindlig. Er wartete einige Minuten vergeblich auf Besserung. Dann schleppte er sich ins Haus und legte sich aufs Bett.

Katrin brachte ihm Pfefferminztee, den er so mochte, wenn er sich schwach fühlte. Entsetzt sah Katrin zu, wie Seb langsam entschlief. Niemand, außer ihr, war in der Nähe...

Die Nachricht vom Tode des alten Vorstehers verbreitete sich schnell in der Kolonie. Er war einer der letzten Gründer der Kolonie gewesen. Unaufhörlich strömten die Kolonisten an Sebs Totenbett, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Vorsteher Peter Junker ließ für Seb ein Grab unter der großen Erle ausheben. Am Tage der Bestattung war in der ganzen Kolonie Trauer. Der Leichenzug zog sich von Sebs Haus bis an die Karamanhöhe. Der alte Pfarrer Johannes war trotz Altersschwäche auch gekommen.

Das geschah an einem Herbsttag, wo die Erde über Nacht gefroren und weiß gereift war, und am Tag die Sonne warm ins Tal schien.

Heimatliche Weiten. – M., 1982, № 1, S. 5-128.